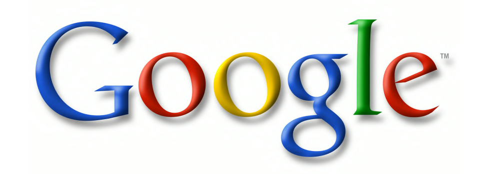
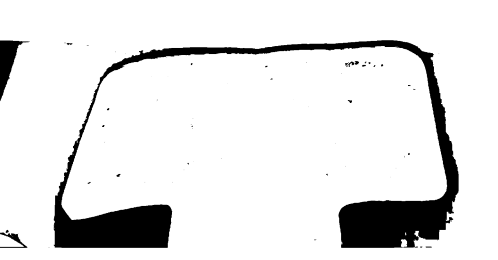
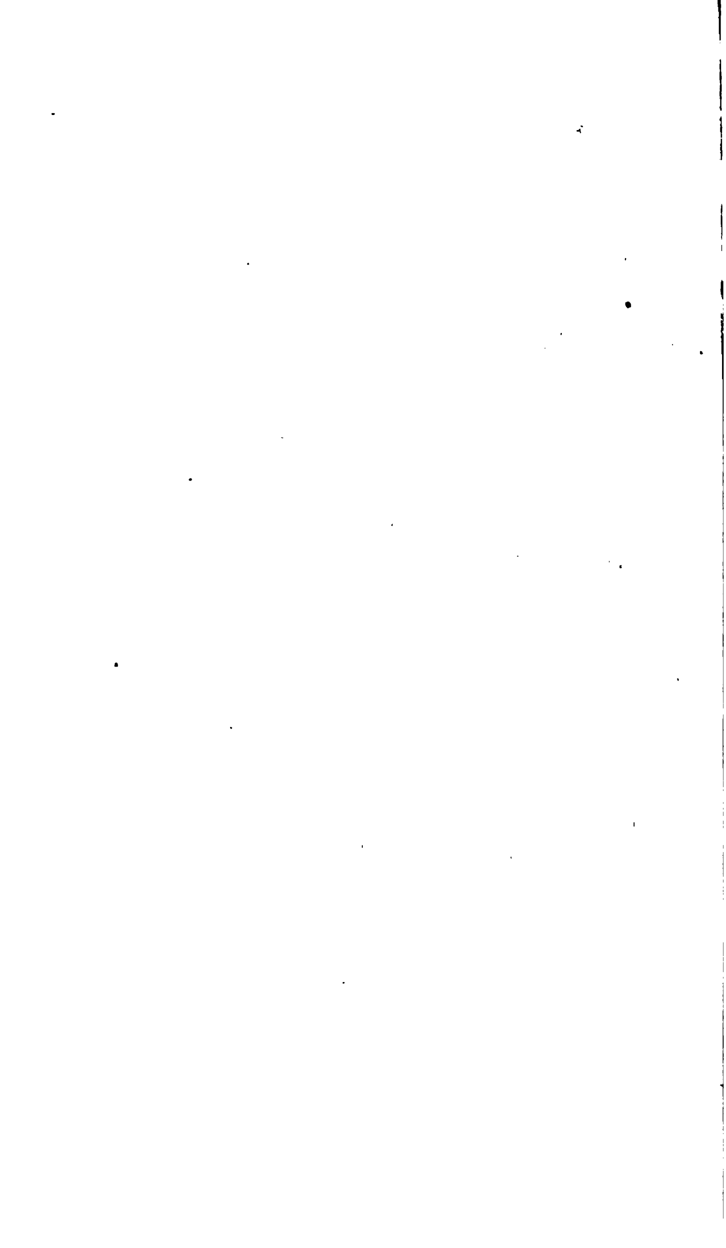





TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA







Zur

Beurtheilung Goethe's,

mit

Beziehung auf verwandte Litteratur
und Kunst.

Von

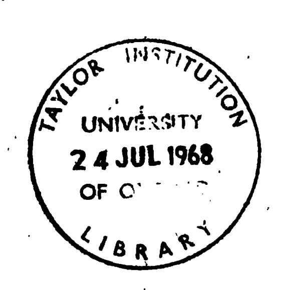
Schubarth.

Erster Band.

Zweyte, vermehrte Auflage.

1820.
Verlag von Josef Max in Breslau.

Wien, bey Karl Gerold.


TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
24 JUL 1968
OF
LIBRARY

Inhalt.

Vorerinnerung.

Erster Versuch.

Zur Einleitung.

Ueber Werthers Leiden, Wilhelm Meisters Lehrjahre, Faust, die Wahlverwandtschaften, Pandora und Torquato Tasso.

Ueber Mephistopheles.

Selbstbeurtheilung.

Beylagen in Anmerkungen und Belegen.

Iphigenie auf Tauris.

Natürliche Tochter.

Nachwort.

Rückblick.

Wissenschaft und Christenthum.

Goetz von Berlichingen.

Ein Jeglicher muß seinen Helden wählen,
Dem er die Wege zum Olymp hinauf
Sich nacharbeitet.



Vorerinnerung.

Der Leser nehme mit einiger Gunst das zum Theil schon Bekannte, mit manchen neuen Zusätzen und Vermehrungen ihm abermals Dargebrachte auf!

Freylich ist nicht alles gethan und geschehen, was eigentlich hätte geschehen müssen, damit ein reines, wahres Urtheil über Goethe vollständig entstehe. Sagt dieser doch selbst in seiner neuesten Arbeit, dem Divan, daß erst die dritte heranwachsende

Generation für die Unbilden, die er von früheren Zeitgenossen erdulden müssen, ihn einigermaßen zu entschädigen anfange, indem sie besserem und wahrem Verständniß seiner Schriften sich nähere. Und so ist der Verfasser des Gegenwärtigen, in wiefern er sich unter dieses dritte heranwachsende Geschlecht rechnen darf, schon zufrieden, wenn er nur um Einiges das Verständniß weiter bringen kann, was von den vorgehenden Aelteren, wenn auch nicht ganz versäumt, doch mehr erschwert, als gefördert worden ist.

Denn eigentlich wird man von Goethe dem Dichter in dieser Schrift gar nicht, oder wenig geredet finden, sondern von Goethe dem Menschen, wie er allenfalls das, was er als Mensch erfuhr, litt, leistete, errang, freylich auch nutzen und brauchen konnte, wenn er ein poetisches Talent außerdem besaß.

Auch hat Goethe sein dichterisches Talent, wie seine Biographie so lebhaft ausdrückt, wirklich nur nebenher gebraucht; und in dem Sinne gehandhabt, um Gegenstände vielseitiger Art, die ihm augenblicklich nicht ganz klar geworden, in ihrer Mannichfaltigkeit und Mehrheit, der Gestalt nach vorerst festzuhalten, wie man in eine Schreibtafel den ersten raschen Entwurf einer Arbeit von obenher und im Ganzen einzeichnet. Dann, indem man weiter und strenger arbeitet, findet sich, was bey der Sache von dem ersten Anscheine weichen müsse, und wohin man tiefer von der Oberfläche zu dringen habe. Und so sind sämmtliche dichterische Arbeiten Goethe's in der That nur Vorarbeiten eines großen, ganz ungemeinen wissenschaftlichen Talents, das dem poetischen eigentlich überall, selbst da schon zum Grunde liegt, wo es noch lange nicht in eigener Selbständigkeit und Sprache hervorzutreten scheint.

Denn da der Deutsche, bey der Schwere, dem Ernst, ja dem Trübsinn, auf den ihn die Natur gewiesen, doch mehr zum Denken, als zum Handeln, mehr zum Wissen, als zur Kunst, und zum Betrachten mehr, als zum Genießen geschickt ist, so durfte die Natur wohl nicht, wenn sie dennoch dem Volke irgend etwas von Poesie und Kunst in hohem, außerordentlichem Grade zukommen lassen wollte, jene ursprüngliche Base vorbeygehen. Und so haben wir ein scheinbar Unmögliches hier vollbracht, wovon in der ganzen Welt wohl kein verwandtes Gleichniß sich wieder finden dürfte, indem alle andere, neuere und ältere, Nationen bey weitem fähiger sind, die Kunst als Kunst, die Poesie als Poesie an sich, so hervorzubringen als zu genießen, in immer steigendem Verhältnisse und Maaße bis zu den Griechen hin, bey denen wir das Umgekehrte finden, daß ihre wissenschaftlichen, betrachtenden, sin-

nenden Naturen nie ganz von der poetischen und künstlerischen Urbase, als dem ursprünglichen, der Griechennatur von Gott gegönnten Hauptfundamente, sich haben befreyen und losmachen können.

Der Verfasser hofft nun bey einer solchen Ansicht alle Verzeihung zu finden, daß er sich auf ästhetische und ästhetisirende Betrachtungen bey der Ausführung seines Vorhabens gar nicht eingelassen, welche Goethe's nächstes Kunst-, oder vielmehr sein Dichtverfahren, und alles, was damit zusammenhängt, herausgesetzt hätten. Denn ihm dünkt es zudem überhaupt noch wunderlich, von einem Verfahren, ein Schönes, Kunstgemäßes, Dichterisches hervorzubringen, und von den dabey obwaltenden Regeln, in dem Sinne unserer gewöhnlichen bekannten Aesthetiker zu reden, wenn man doch gar nicht im Stande ist, nach diesen Regeln selbst zu verfahren, und etwas Schönes, Dichterisches und

Künstlerisches hervorzubringen. Daher hat er sich denn aber gar sehr vor jener Kritik in Acht genommen, die August Wilhelm von Schlegel in den dramatischen Vorlesungen durchgeführt, als eigentlicher Kunstrichter, der nicht bloß im Stande ist zu entwickeln, was dieses, oder jenes Poem und Kunstwerk, poetisch und künstlerisch genommen, sey, sondern noch höher hinauf zu bestimmen im Stande sich fühlt, was da Poesie und Kunst seyn dürfe und seyn solle.

Was sich auf einem solchen Wege erreichen lasse, hat die Nation seit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts bis jetzt hinreichend nach allen Seiten erfahren. Wir verdanken eine ganze Litteratur einem solchen und ähnlichen Verfahren. Da es aber der Verfasser im Gegenwärtigen nicht vor hat, diese Litteratur in all ihrer Breite und Mannichfaltigkeit zu beurtheilen, so sagt er nur dieß,

in der Beziehung sein eigen Verfahren zu rechtfertigen, daß Lessing eigentlich, indem er die Aesthetik auf eine höhere Weise zu gründen suchte, zuerst die Nation und ihre strebenden Köpfe zu dem Wahne verlockte, als könne man, wenn man in Einem Gebiete geistiger Thätigkeit auf hervorbringende Art sich etwas anzueignen fähig sey, in ein entgegengesetztes, vielleicht verwandtes, mit gleichem Erfolge sich begeben, da doch die Thätigkeiten hier sogleich bestimmt begränzt sich zeigen, und man nichts, als ein Falsches bey weiterm Steigern hervorzubringen im Stande ist.

So hatte zuerst Lessing selbst sich sein reinstes, bestes Wirken durch seine Kunst- und Dichtversuche und seine Theorieen recht eigentlich verkümmert; und so haben seine Nachfolger die Sache noch mehr verschlimmert, daß es endlich durch dieses Verfahren

dahin gekommen ist, daß der größte Theil Jetztlebender von den Maximen einer auf nichts, als dictatorisches Gebieten und unzureichendes Theoretisiren gebauten Aesthetik befangen, nicht im Stande ist, ihren eigenthümlichsten Dichter dem Sinne und Gehalte nach zu fassen. Denn, gedenken wir nur jenes Urtheils, welchem nach Friedrich von Schlegel in seinen Vorlesungen Goethe den deutschen Voltaire nennt, so werden wir an jene bestimmte Begränzung menschlicher Kraft, welche die ihr nach einer Richtung gegönnten Vortheile in einer andern in ein eben so Falsches und Unwahres verwandelt, an diesem Beyspiele schlagend erinnert. So gewiß ist es nämlich, daß ein im Innern verschobenes Wahre als fremder, nicht uns angehöriger Irrthum sich um so unvermeidlicher darstellt, je reiner, vollendeter der Gegenstand selbst ihm gegenübersteht, für den uns die Kraft von Hause aus versagt wor-

den, an den zu rühren aber wir dünkelvoll nicht lassen können.

Auf eine gleiche Weise hat sich die Nation zum größten Theil das reine Urtheil über das Antike und alle Belehrung darüber verkümmert, indem das Geringere, Werthlose, was man im Antiken zu sehen glaubt, eigentlich nichts, als der äußere Reflex einer im eigenen Innern vorhandenen Verkehrtheit ist, die man nun freylich nicht mehr anders, als für ein selbständiges, seinem eigentlichen Inhaber und Urheber am allerwenigsten angehöriges Wesen, anzusehen vermag. Und so hätten wir schon hieran einen Beweis, daß Mephistopheles wirklich als Teufel, als das Häßliche umwandelnd, die Menschen blendet, obwohl der nächste Gegenstand dieser Blendung, an dem wir das Häßliche, Falsche gewahren und zugleich verabscheuen zu müssen glauben, eine ganz reine, unschuldige Wahrheit vielleicht ist, die

wir aus Ungeduld und Willkür nur nicht auf ihrem eignen Werthe beruhen lassen mochten, und die nun freylich, weil wir uns einbilden, über Alles Einsicht nehmen zu müssen und über Alles seyn zu können, falsch und lügenhaft sich darstellen muß.

Ueber die zweyte Auflage der Schrift:

Zur Beurtheilung Goethe's, mit Beziehung auf verwandte Litteratur und Kunst, von Karl Ernst Schubarth. Erster und zweyter Band. 1820. Verlag von Josef Max in Breslau.

Ueber Zweck und Richtung der genannten Arbeit bemerken wir:

Die eben bezeichnete Arbeit enthält den Versuch, von einem gewissen Mittelpuncte aus, in verschiedene Theile und Gebiete unserer Litteratur vorzudringen, und wenn es auch nicht möglich gewesen war, ein Urtheil darüber schon gegenwärtig zu begründen, ein solches doch wenigstens vor der Hand einzuleiten und anzudeuten.

Denn es scheint im Gange aller nachfolgenden Cultur zu liegen, daß die Ableitungen aus einem gewissen Grundthema, welches sowohl Stoff als Vermögen befaßt, und von sämmtlicher Menschengeschichte verarbeitet wird, immer mannichfacher, ja unendlicher werden, dergestalt, daß zuletzt, wie es bey den vielen und sich häufenden Varianten und Auslegungen eines classischen Autors geschieht, der ursprüngliche Sinn und Text oft ganz und gar verloren gehen.

Nun sieht Jeder leicht, wie gewagt es für das einzelne Individuum seyn müsse, welches in einer solchen spätern Epoche menschlicher Entwickelung in den Fall kommt, seiner geistigen Fähigkeit sich zu bedienen, auch nur einen Theil alles Vorhandenen und Abgeleiteten einigermaßen zu umfassen und glücklich zu beherrschen. Daher suchte man in gegenwärtigem Falle die ungeheure Arbeit auf diese Weise sich zu vereinfachen, daß der ausgezeichnetste Mann unserer Litteratur zu einer vorzüglichen Betrachtung hervorgehoben wurde. Alles übrige ist sodann theils zur Ergänzung, theils zur Widerlegung und Berichtigung, wie es sich eben traf, herangezogen worden.

Denn freylich, sollte diese Arbeit ihrem endlichen Ziele einigermaßen genügend genähert seyn, so würde

nichts Geringeres zu leisten gewesen seyn, als den Umfang, den Werth, die Natur der sämmtlichen verschiedenen geistigen und sinnlichen, ja sittlichen Thätigkeiten des Menschen, durch deren Zusammenwirken, Fortschreiten, Uebergreifen nach Anfang, Mittel und Ende das hervorgebracht wird, was wir im besondern Sinne die Bildung des Geschlechts nennen, zu bestimmen und auseinanderzusetzen; und zwar zu bestimmen und darzuthun, was diese Thätigkeiten sowohl im Einzelnen, als im Verbande vermögen. Denn dieß nämlich scheint zugleich im Conflict aller spätern menschlichen Weltgeschichte ganz vorzüglich mit zu liegen, daß, je höher die Jahrhunderte in der Bildungsthätigkeit sich steigern, die verschiedenen Uranlagen und Kräfte, aus denen die Menschheit anfänglich in großer Entfernung sich zu entwickeln begann, immer mehr zusammenrücken, je ausgedehnter ihre Wirkungen werden; zuletzt greifen sie in einander völlig über: da denn Vermischung des ursprünglich Getrennten und von Natur nicht zu Vermischenden unvermeidlich, und mit dieser zugleich Auflösung und Verderbniß unausweichliche Folge ist.

Ist denn nun aber mehr und weniger von einem solchen Standpuncte alles dasjenige entnommen, was in den vorzulegenden zwey Bänden über die verschie-

denen Bestrebungen aus Wissen, Critik, Geschichte, Leben, Glaube, Production ausgesprochen worden, insofern von allem diesem unsere neuere Litteratur in einer Doppelepoche (von 1740—1786 und 1786—1813) Zeugniß giebt: so hofft man in Betracht des Ungeheuern und Unermeßlichen der Aufgabe von einem geneigten Leser alle Nachsicht, wenn auch nur ein sehr Beschränktes und Mäßiges überall geleistet worden. Und so möge denn selbst der bloße Versuch sich einiges Wohlwollens und Antheils erfreuen.

Uebersicht des Inhalts der beyden Bände.

Erster Band.

Vorerinnerung.

Erster Versuch.

Zur Einleitung.

Ueber Werthers Leiden, Wilhelm Meisters Lehrjahre, Faust, die Wahlverwandtschaften, Pandora und Torquato Tasso.

Ueber Mephistopheles.

Selbstbeurtheilung.

Beylagen in Anmerkungen und Belegen.

Iphigenie auf Tauris.

Natürliche Tochter.

Der übrige Inhalt der Beylagen möchte dergestalt zu verzeichnen seyn:

Hinblick auf Aug. Wilh. von Schlegels Ansicht vom Christenthume, nach welcher das gegenwärtige Leben als Nacht und Verfall zu nehmen ist. Ablehnung dieser Ansicht als einer Nichtchristlichen, vielmehr aufgelöst antiken.

Griechenthum der Urepochen in Schutz genommen, obwohl man den Vorwurf alles Heidnischen auf den spätern Epochen gern lasten läßt.

In Lessings Erziehung des Menschengeschlechts der Anfang zur geschichtlichen, in den Körper der Zeit versinkenden Behandlung aller Religion bey den Neuesten bezeichnet. Das hiermit aufgehobene Wesen aller Religion dem sämmtlichen übrigen geistigen und sinnlichen, zwischen einem Mehr und Weniger in Unbegränztheit und Unbestimmtheit schwankenden Wachsthume des Menschen, das außerhalb entschiedenem Gebot, unverletzbarer Pflicht und gutem Willen sich vollzieht, völlig angenähert.

Neuere Philosophie von Kant bis zu Fichte und Schelling in Beziehung auf das

Grundthema des Faust und die dort festgehaltenen dualistischen Maximen gesetzt.

Mancherley Polemisches gegen historische Bestrebungen der Neuern eingewebt, insofern die Gegenwart dadurch, um ihr vorzüglichstes Recht gebracht zu werden, Gefahr läuft.

Shakspeare mit Gunst und Vorliebe über alle Neuern, selbst Goethe, erhoben.

Nachwort.

Rückblick.

Wissenschaft und Christenthum.

Goetz von Berlichingen.

Zweyter Band.

Schreiben Sr. Excellenz des Herrn Geheimerath von Goethe, statt Vorworts.

Nachträge über Goethes Faust.

Bemerkungen über den ersten Band von Goethes Kunst und Alterthum.

Der Kampf des Modernen wider das Antike berührt. Fried. Aug. Wolfs Alter-

thumswissenschaft als auf unrichtiger historischer Base ruhend dargestellt. Manches zur Homerischen Critik. — Genanntes und anderes findet sich zum Theil angedeutet, zum Theil ausgeführt in

Erläuternden Zusätzen I — VIII.

Ueber Poesie und Critik unserer Tage.

Nebst Ergänzungen.

Lessing stellte den verwegenen Versuch unter den Neuern zuerst auf, ohne eigentliches productives Talent zur Poesie, in der Poesie doch productiv seyn zu wollen. Es wird darauf hingewiesen, wie diese vergebliche Anstrengung Lessings ursprüngliche Fähigkeit für ihre eigentliche Sphäre lähmte und fast unwirksam machte. Denn nicht das Theologische sollte in Lessing sich dem Aesthetischen unterordnen, sondern jede poetische Anlage sollte zur Belebung der theologischen Hauptanlage dienen. Aus Lessings ästhetischen Verwirrnissen entwickelte sich die critische Schule der Gebrüder Schlegel, sowie aus seinen theologischen Wagnissen die geschichtliche neuere Theologie hervorging, als deren lebhaftester Begünstiger Fried. Schleiermacher anzusehen.

Aesthetische Aphorismen.

An Beyspielen aus alter und neuer Litteratur wird auf die mannichfache und höchst schädliche Verwechselung von Production und Critik, Kunst und Wissen, Sinn und Talent, schauendem und hervorbringendem Vermögen, hingewiesen.

Die höchste und willkürlichste Vermischung stellt die neuere häufig zur Anwendung gebrachte Maxime dar: Philosophie (Wissen), Religion und Poesie seyen eins. Diese drey verschiedenen Gebiete sind jedoch nicht bloß nach ihren Urkräften und Thätigkeiten, sondern nach Gegenstand und Richtung sehr verschieden.

Alles Manierirte, Falsche in Kunst, Wissen und Religion beruht auf einer Ueberspringung der ursprünglichen Region. Es wird dargethan, wie Schiller, um das Außerordentliche stets zu leisten, sich manche verwegene Vermischung erlaubte. Ein ähnliches Bestreben hat Tieck's Sternbald und Novalis Ofterdingen herangebracht. An Beyspielen aus Wilhelm Meisters Lehrjahren, zum Theil auch aus Homer und Shakspeare wird das ächte Verfahren nachgewiesen.

Versuch an Beyspielen aus Griechischer Kultur den Einfluß darzulegen, welchen die verschiedenen Staatsformen (heroische Monarchie, Aristocratie, Democratie) auf die Erzeugung der Litteratur hatten.

Der Character derjenigen Talente, sowie die Art ihrer Wirksamkeit, welche die Epoche neuerer Litteratur von 1786 bis 1813 vorzüglich entschieden, im Ganzen und Großen zu bestimmen versucht.

Unterschied zwischen Geschichte und Poesie. Vielfache Verwechselungen der Neuern in dieser Hinsicht. Woltmann kann als Beyspiel eines unrichtigen Bezuges auf Kunst und Poesie angesehen werden, so wie Johannes von Müller offenbar die Geschichtsdarstellung zum Rhetorischen hinüberführte.

Einfluß der unentschiedenen Ansichten von historischer und poetischer Behandlung bey geschichtlichen Stoffen auf die neuere Critik Homers.

Indem darauf hingewiesen worden, daß in der großen Doppelperiode Deutscher Poesie, diese zuerst Romantische Anlässe zu verarbeiten sich genöthigt sah, daß dann aber nach der Umwendung im 16ten Jahrhun=

dert mit den eintretenden Einwirkungen des Antiken die neuere Poesie, vornehmlich durch Goethe, am Antiken sich aufbaute, und durch dasselbe bedingt wurde: wird in dem folgenden Aufsatz Veranlassung genommen, die Behandlung und Beherrschung des Romantischen Elements, wie sie dem größten Dichter der frühern Periode glücklich genug geworden, auszusprechen.

Nibelungen.

I. Zu einer Einleitung über's Nibelungen-Lied.

II. Ueber die Behandlung des Stoffs im Nibelungen-Liede.

Ueber Goethes Werther, Meister, Faust und die Wahlverwandtschaften.

Ueber die Teufelsvorstellung im Mittelalter.

Goethes Mephistopheles im Schema folgendergestalt dargestellt:

Mephistopheles tritt auf als menschliches Individuum, im ethischen Bezuge Verwirrung, Widerspruch und Dunkelheit anregend, als

Taschenspieler.

Freyer.

Häßliches Gesicht.

Wilder Bursch, trefflicher Schläger zugleich.

Naturphilosoph, sich herb und schroff, der gemeinen Ansicht widersprechend, äußernd über das, was der Natur und dem Menschen ursprünglich angehört, und als Falsches hier und dort nur alsdann erscheint, wenn Willkür zu Trennendes zu einigen sucht.

Genie, wegen seiner ungeheuern Ueberlegenheit und Unergründlichkeit, wie die höchste Vernunft der gemeinen trivialen Menschenanlage, verhaßt; und deßhalb von ihr detestirt und als etwas in teuflischer Wirksamkeit Böses und Schlimmes verrufen.

In Naturwirkungen mit Verwirrniß im ethischen Bezuge sich darstellend, als:

Feindliches Element: Erschütterung der Erde, Feuer, Sturm, Fluth.

Niedere, den menschlichen Sinnen wegen Unform und Mißgestalt abscheuwerthe, Thier- und Pflanzenschöpfung.

Krankheit, Pest.

In falscher Anregung des menschlichen Sinnenelements, als:

Dämon, schmeichelnder und übermächtiger Art, doch wegen des obwaltenden Bewußtseyns des innern Unrechts, bey höchster Gunst, immer als Teufel gefürchtet und fürchterlich.

Vorstehendes Schema über Mephistopheles weiter auszuführen und mit manchem recht Charakteristischen, wie z. B. wenn Mephistopheles als lustiger, immer aufgelegter Geselle, als Gewissensrath, der keine Inconsequenz, mit der sich der Mensch lügnerisch über seine schlimmen Zustände weghelfen möchte, duldet, ja sogar als unverstellter Verehrer der ächten, wahren Unschuld erscheint, auszufüllen und so immer mehr zu vervollständigen, bleibt billig dem nachdenkenden und einsichtigen Leser überlassen. Und so möge man sich nur immermehr überzeugen, daß Goethe durchaus keinen gemeinen Teufel in dieser Bildung vorführen wollte; der so abgeschmackt wäre, mit dem Verruchten uranfänglich zu beginnen und sich in einer Verneinung zu gefallen, die nichts als diese enthielte und förderte. Im Gegentheil verkündigt von diesem Teufel der Herr selbst in der Versammlung der himmlischen Heerschaaren, seine eigentliche und tiefste Natur und Bestimmung sey, zu schaffen; da denn der Schalk freylich sich gern die Miene geben mag, als wolle er nichts recht und immer das Gegentheil thun, und Jeden in diesem Irrwahn läßt, auch wohl immermehr bestärkt, der ihm

das Bessere aus seiner eigenen guten, unverdorbenen Natur zuzutrauen nicht im Stande ist.

Gegenstände, welche die Darstellung im Faust bedingen.

Ueber die Maxime der Darstellung sittlicher und unsittlicher Gegenstände in Kunst und Dichtung.

Ueber den Grundsatz der Universalität neuerer Critik.

Entschuldigung.

Diese Inhaltsanzeige befaßt, besonders in den untergeordneten Rubriken, nicht alles, was zur Anzeige hätte gebracht werden können. Man bescheidet sich gern, den Leser noch manches antreffen zu lassen, was außer der gegebenen Uebersicht liegt. Möge das Herausgehobene dem Zurückgelassenen einige Gunst mit erwerben können.

Erster Versuch.

1817.

Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
Daß Blüt' und Frucht die künft'gen Jahre zieren.

Der Herr zu Mephistopheles.

Zur Einleitung.

Mit gegenwärtiger Schrift wünschte ich die gewöhnliche Art, Werke der Kunst und Dichtung zu beurtheilen, einmal zu unterbrechen. Es ist die bekannte ästhetische Weise, Genie und Originalität an einem Werk herauszusetzen. Man lobt den Witz, die Tiefe, das Gefühl, die Empfindung, die Einbildungskraft, den Verstand, die neuen Wendungen, die durch eine künstlerische und dichterische Production herrschen, und ist in der Aufführung von lauter Einzelheiten unendlich und unerschöpflich. In der Regel aber vergißt man, indem man die einzelnen Kräfte und Bestandtheile aufzählt, die Grundrichtung anzu-

geben, für die alles dieses Genie, dieses Talent, diese Schönheit, dieses Gemüth, diese tiefe Kunst aufgewandt und allein vorhanden sind. Und so sind die meisten Kritiken von der Beschaffenheit, daß, wenn man endlich durch das angepriesene und belobte Wesen sich durchgearbeitet hat, man zuletzt so klug sich weiß, als zuvor.

Man erwarte daher nichts weniger, als daß in dieser Schrift von Goethe's Kunst und seiner Originalität, seinem mächtigen Talent, seiner Erfindungsgabe, kurz von dem ganzen Material, das ein Künstler und Dichter für seine Zwecke verwenden mag, und wodurch man überhaupt irgend etwas leistet, gesprochen werde. Verlange ich doch von dem gewöhnlichsten Handwerker nicht, daß er mir sein Werkzeug, und die Art und Weise, in welcher er arbeitet, mit allen den obwaltenden Kunstgriffen, weise und rühme. Er zeige mir Leistungen, und ich werde daraus erkennen, wie sein Zeug und seine Kunst beschaffen sind: denn jene kann ich mir allenfalls zuwenden, während mir diese stets unzugänglich

bleiben, und zu nichts helfen, wenn ich in dieser Art mich hervorzuthun weder Neigung, noch Geschick und Anlage habe. Nie vermag aber auf der Welt etwas zu entspringen, wenn man die Art und Weise, wie etwas Tüchtiges hervorgebracht wird, sich so breit auseinander setzen, so hoch anrechnen will, anstatt ganz still zu seyn, und gerade hier zuerst und am meisten sich zu bekennen, wie ja die Manier, in der man schafft und wirkt, und das Material, das man dabey verbraucht, nicht um ihrer selbst willen vorhanden, und überhaupt nothwendig sind, wenn das Werk entstehen soll. Und so zeigt es demnach nur an, daß man auch gar nicht weiß, worauf es eigentlich ankommt, wenn man hierbey so lange verweilen will.

Es ist aber überhaupt, von einer noch andern Seite betrachtet, gar nicht recht menschlich, eine wirklich geniale und talentvolle Natur fast bloß um ihres Genies und Talents willen zu loben und zu bewundern. Denn, was wir Genie und Talent nennen, ist ja im Grunde genommen

immer nur ein Werk, eine Gabe der Natur. Es ist keine Hervorbringung, keine That, keine Handlung des menschlichen Willens und menschlicher Freyheit. Nur was diese hervorrufen, kann dem Menschen angerechnet werden, und soll allein entscheiden für seinen Werth und Vorzug. Man thut daher wohl nicht Unrecht, das ganze Reden über Genie und Talent und Originalität auf solche zurückzuführen, von denen auch nicht der leiseste Hauch von etwas Genialem und Originellem ausgehen mag. Von solchen ist die Bemerkung gewiß zuerst gemacht worden, daß es Genies und Talente giebt, und von ihnen wird diese Bemerkung unaufhörlich wiederhohlt. Möchten sie im Stande seyn, zu erkennen, wie diese scheinbare Begünstigung, dieser angebliche Vorzug der Natur so gar wenig sagen wolle, indem es dem glücklichsten Genie und Talent versagt ist, nur durch sich selbst etwas zu seyn, und indem die Natur unter denselben Bedingungen jenen Gebrauch stärkerer Kräfte und ungewöhnlicher Gaben Einzelnen verleiht, unter welchen sie unter

alle ein anderes Maaß von Kräften vertheilt hat.

Ich habe daher in gegenwärtigem Versuche den allgemein menschlichen Werth in Goethe's Werken auszumitteln gesucht, und mich dünkt dieß die schönste Bestimmung und der herrlichste Beruf solcher uns außerordentlich erscheinenden Naturen zu seyn, darzuthun: wie das Waltende, die Gottheit, das einfach Menschliche, das wir an einer jeden gewöhnlichen, tüchtigen Menschennatur zu erblicken vermögen, so sehr liebe und hochstelle, daß selbst das Außerordentlichste, die ungewöhnlichste Abweichung vom Maaße gewöhnlicher Menschenkraft, doch nichts Angelegentlicheres zu thun habe, nichts Höheres erstreben könne, als wenn sie diesen einfachen Ausdruck des allgemein Menschlichen in sich aufnimmt, überall festhält und wiederbringt. Denn Künstler und Dichter rief die Natur hervor, daß sie auf außergewöhnlichen Wegen und unter fremd erscheinenden Weisen jenes Allermenschlichste darstellen möchten, damit der Werth von dieser Gabe, die

bey allen ist, diesen recht eindringlich werde, die ihnen wohl oft genug eine sehr geringe Gabe zu seyn scheinen mag, weil sie an den schlichten Gebrauch gewöhnlicher Kraft in der Allgemeinheit der Menschheit geknüpft ist.

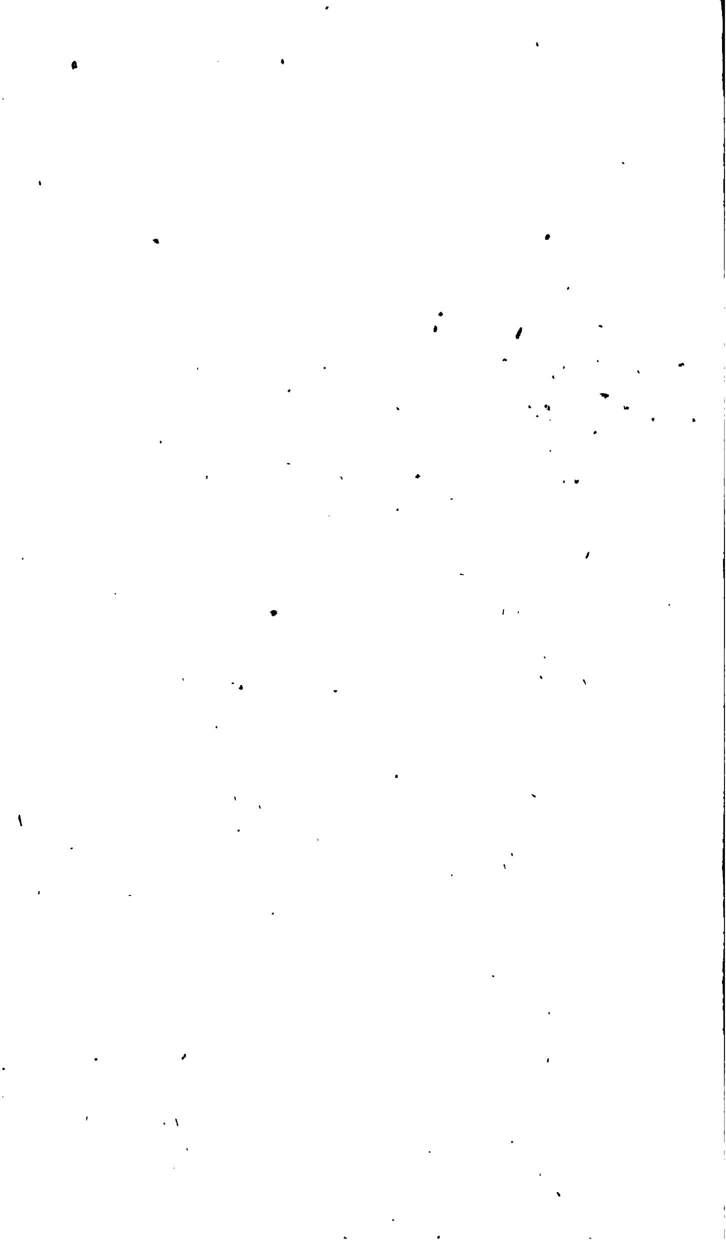
Wenn man nun aber diese Schrift einer schönen Form und demjenigen, was man eine wohlgewählte Anordnung und kunstvolle Durchführung nennt, wenig entsprechend, vielmehr ein zerrissenes, zerstücktes Wesen dafür findet; so mag man das einmal als eine abweichende Weise gelten lassen, die vielleicht um so viel mehr ihr Recht behaupten darf, wenn demohngeachtet bey solcher Zerstückelung ein Ganzes vorhanden seyn sollte, und es vielleicht alsdann sogar einen wohlthätigen Begriff geben mag: wie, trotz einer sehr starken Verletzung des Aeußerlichen und des Formellen, das innere Wesen, die Hauptsache, das Grundthümliche, dennoch bestehen könne, und nicht aufgehoben werde. Denn gewiß wird man in unsern Tagen, wo, bey dem Streite des Neuen und Alten, die Weise, in der man ist, über das,

was man in ihr ist, geschätzt wird, vielseitig aufgefordert, absichtlich und derb gegen alle gangbaren und erdenklichen Weisen anzustoßen, und sie zu verletzen, damit man seine Menschheit nur vor dem Vielen rette und in dem Allerley bezeichne und festhalte, zu dem man jetzt von allen Seiten her, der Kunst, der Geschichte, eines gedoppelten Alterthums, und einer fast das ganze Universum ergreifenden Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit in Anspruch genommen wird.

Wem es aber sonst verwegen erscheinen sollte, ein Wort zur Beurtheilung Goethe's ausgesprochen zu finden, da Goethe in der Darstellung seines Lebens eben selbst im Begriff ist, uns die Ansicht von der Entstehung seiner Productionen zu geben, der sehe das Wagniß als ein für sich bestehendes Unternehmen an. Er lasse es überhaupt dahin gestellt seyn, wie viel oder wie wenig dabey im Sinne Goethe's geleistet sey: denn es mag wohl auf jeden Fall schwierig seyn, sich in die Gesinnungsweise eines

andern ganz rein hineinzuversetzen, besonders wenn der Anlässe so unzählige zusammenwirken und zusammentreffen, wie hier Statt findet, wo man nur zu sehr in den Fall kommen kann, unzählige Intentionen hervorzuheben, die sämmtlich in einem gewissen Sinne nicht falsch sind, dennoch Jenes nicht erreichen, wo das Ganze culminirt.

Ueber
Werthers Leiden, Wilhelm Meisters Lehrjahre, Faust, die Wahlverwandtschaften, Pandora und Tasso.



Als eines der ersten Goetheschen Werke, der Zeit ihrer Entstehung nach, treten uns die Leiden des jungen Werther entgegen.

Hier stehe gleich von vorn herein die Behauptung, daß, wenn man Inhalt, Behandlung und Ausführung des Ganzen erwägt, man einen noch höhern Bestimmungsgrund erhält, diese Production als das Erste aller Goetheschen Werke anzusehen.

Will man nämlich Goethe's ganze Natur in ihrem Höchsten und Tiefsten, in ihrem Besondersten und Allgemeinsten, in dem gesammten Mittelpunkte ihres Bestrebens, mit einemmale kennen lernen und überblicken, so ist hierzu kein Werk so geeignet und genügend, als der Werther.

Hier möge sich aber sogleich eine andere Behauptung sofort anschliessen, daß nämlich die hauptsächlicheren und bedeutenderen der übrigen, spätern Productionen Goethe's größtentheils nichts

anders sind, als Ausführungen von solchen Richtungen, die im Werther, zwar nur wie im Keime, doch schon sicher und entschieden genug, als bestimmte Anfänge sich ausgedrückt finden.

In allem Folgenden soll, indem ich mit der Darlegung des Inhalts des Werther zunächst beginne, nichts als der Versuch enthalten seyn, die in den übrigen der größern Productionen enthaltenen, vorwaltenden Richtungen, mit der im Werther hauptsächlich hervortretenden in Zusammenhang zu bringen, und es soll von diesem Standpunkte die ganze angekündigte Beurtheilung Goethe's ausgeführt werden; auf deren Wege oder einem ähnlichen es allein möglich werden dürfte, das Hauptverdienst Goethe's sich ganz klar zu machen.

Ich werde übrigens kurz seyn, und mich begnügen, die obwaltenden Richtungen selbst nur angegeben zu haben, indem ich es dem Leser überlasse, dem Einzelnen genauer nachzusehen, wozu er ohnedieß durch die Anregung in zugegebenen Anmerkungen und Belegen nicht unveranlaßt seyn wird.

Denn indem ich wünsche, daß derselbe sich bey Lesung dieser Schrift lieber zu unterrichten die Neigung haben möge, als sich bloß anger

nehm zu unterhalten, so hoffe ich hinreichend entschuldigt zu seyn, wenn ich mir erlaube, nach dem Ueberblick des Ganzen ihn aufs Einzelne zu verweisen, und hier in manche Erörterung und Ausführung eingehe, die im Unverhältniß zu dem eigentlichen Haupttext zu stehen scheint. Und so dürfte einem solchen Leser vielleicht die ungefällige, doch nicht mangelhafte Gestalt dieser Arbeit um so willkommener seyn, als überhaupt wohl ganz mit Unrecht von betrachtenden, urtheilenden Arbeiten die Wirkung des schönen und angenehmen Eindrucks eigentlicher Kunstwerke verlangt wird. Jemehr aber die rechten Gränzen und die Unterscheidung hierin in der neueren Zeit bis ins Lächerliche aufgehoben werden, möchte es desto mehr einmal wieder am Platze seyn, alle Anforderungen des Geschmacks am unrechten Orte durchaus und standhaft abzulehnen.

Nach dem ersten flüchtigen Lesen der Leiden des jungen Werthers kann es scheinen, als ob bloß die verderbliche Leidenschaft eines jungen Mannes das Haupt- und Grundthema sey. Allein bey einer nähern Betrachtung findet sich, daß ein Allgemeineres dem Ganzen zum Grunde liegt. Es ist die wahre Natur mit

ihren Kräften und Wirkungen, und auf der andern Seite der Mensch mit seinen Anlagen und Fähigkeiten.

Dringt man in diesem Sinne vor, so ergiebt sich, daß aus dem Mißverhältniß dieser beyden jenes Unglück des Jünglings entspringe, und seine Leidenschaft, seine Liebe, das rein Menschliche, das Allerverderblichste für ihn werde.

Auf dem Wege malerischer Nachahmung, durch eine liebevolle Aufnahme aller Gegenstände der Außenwelt vom letzten bis zum größten, vom einfachsten bis zum zusammengesetztesten, versucht es der Jüngling, seinem überschwellenden Gefühl das ganze große, um ihn her verbreitete Daseyn anzueignen; und indem er hiermit die innere Glut seines Busens zu kühlen, die Lücke seines Daseyns zu ergänzen hofft, muß er gewahren, daß dort, wo er die Heilung seines Verlangens, seiner Sehnsucht glaubt, derjenige Schauplatz nur vorhanden ist, wo die Entsetzen seiner geängstigten Empfindung zur Ewigkeit erhöht werden.

Denn ihm bieten sich Menschheit und Natur nur als zwey ungeheure Gegensätze an, wo der Mensch auf der einen Seite alles aufbieten, den höchsten Geistes- und Sinnenaufschwung nicht

sparen mag, um in ein recht inniges Verhältniß zur Natur zu treten; diese jedoch durch das riesenhafte, ungeheurliche Bild ihrer Wirkungen und Thätigkeiten, jeden Versuch, das Daseyn des Menschen an sich anzuknüpfen, und durch sie zu ergänzen, schlechthin von sich stößt und vernichtet.

Und wenn nun in dem eigenen Wesen jene entsetzigliche Gewalt in der Neigung zu einem versagten Mädchen den Jüngling schon zu quälen und zu martern beginnt, von der er in der ganzen großen Natur als einziges Gesetz zu erblicken glaubt, daß Leben zu Leben nur durch Zerstörung geschaffen werde, und daß die Erhaltung des einen Lebenden aus dem Untergange des andern allein sich erzeuge: wo soll er in seiner Pein, in seiner Qual, in dieser schauderhaften Pressung des lieblichsten der Gefühle Rettung finden?

Und so ist es dieser Gegensatz eines Unendlichen, von vielen Seiten dem Menschen sich hold anbietenden, sich ihm freundlich vorstellenden, doch von allen Seiten sich ihm auch eben so unerbittlich entziehenden, dunkel, roh, feindlich, ja mörderisch hervortretenden; so ist es dieses ungeheure zwiespältige Wesen der unüber-

windlichen Naturkraft, Naturmacht und Naturerscheinung, im Verhältniß zu dem menschlichen Vermögen, Sinnen und Wollen, welche des Jünglings Gefühl und Herz auf der einen Seite zur höchsten Wonne erregt, wie es ihn auf der andern in eine tiefe, grause Finsterniß hinabstürzt und zur größten Verzweiflung bringt 1).

Denn freylich giebt es kein unmittelbares Verhältniß des Menschen zur Natur, zu dem lebendig thätigen, schaffend waltenden All. Mittelbar, durch die mannichfaltigste Entwickelung seiner Kräfte, die mannichfaltigste Uebung und Anwendung derselben, gelangt der Mensch zu dem ihm einzig gemäßen Verhältniß mit der Natur 2).

Welt und Natur, so wie wir sie gewahren, mögen nämlich zwar nach der Freyheit, die dem Menschen verliehen worden, im irdischen Elemente selbstmündig sich zurecht zu finden, demselben gern als dienstliches, behülfliches Element, und als der an Mitteln unerschöpfliche Apparat sich darstellen. Sie mögen in diesem Sinne sich in allen ihren Kräften unaufhörlich willig erweisen, und in einer unendlichen Fülle von Wirkungen, die sich der Mensch aneignen darf, demselben stets erscheinen. Es hat sich jedoch die

1) ...

Mensch, wenn die Natur in so Vielem sich freundlich und überschwänglich erweist, ja, wenn die schaffende Gewalt der Natur bis an sein eigenstes Wesen herangerückt, und dieses in dieselbe eingetaucht ist, in den Wahn zu gerathen, als habe die Natur nun keinen Zweck, den sie dermaßen selbstständig für sich und in sich zu bewahren entschieden seyn möchte, daß die Menschheit nirgends und nie etwas von ihm erreicht und empfängt! Der Mensch mag so gar Vieles noch für einen solchen Zweck sich vorbereiten und gar Manches vorgehen sehen, was auf ihn entschieden hindeutet. Dennoch sey er behutsam, wenn er ihn zu fassen und zu ergreifen bemüht ist, und sich nicht an seinem eigenen menschlichen Zweck und dessen Vollbringung, mit der Dienstleistung, die ihm die Natur dabey gewährt, begnügen will, daß er darüber nicht in den ungeheuren Fall versetzt werde, sich und alles, was ist, als einen unauflösbaren Widerspruch feindlich einander entgegenarbeitender Kräfte und Gewalten ansehn zu müssen, indem er nichts als ein Ding erblickt, was in einem und demselben Augenblick aus dem entsetzlichsten Wahnsinn und der tiefsten Vernunft zugleich zusammengesetzt ist.

Es liegt in dem Sinne des eben Gesagten schon ausgesprochen, wenn die Natur den Menschen, indem er unbedingt zu ihrer grossen Thätigkeit herantreten will, von sich stößt und zurückwirft, daß wohl der Mensch in der eigenen Kraft und deren Entwickelung alles zu suchen habe: denn wenn ihm die Natur sich als ein schaffendes Ganze entzieht, so bleibt er sich selbst nur übrig. Vielleicht entspringt jedoch dann, wenn der Mensch an die eigene Kraft sich wendet, ein Verhältniß, wo er dennoch nicht ganz von der Natur ausgeschlossen bleibt, obgleich hier die Stellung von ganz anderer Art ist. Er behandelt nämlich die Natur als Stoff, und gibt es auf, sich mit ihr, in sofern sie schaffender Zweck für sich ist, zu befassen. Und so entsteht dasjenige, was wir die Bildung des Menschen nennen, worin die höchste Entwickelung aller menschlichen Kraft in ihrem eigensten Maaße enthalten ist, und wobey zugleich die Natur in dem bestimmtesten, entschiedensten und mit dem menschlichen Zweck aufs höchste übereinstimmenden Verhältniß erscheint, indem sie der höchste Anlaß wird, durch das unendliche Material, das sie liefert, daß die geistige schaffende Kraft des Menschen, zu all ihrer möglichen Wirksamkeit gelan

ge. Und so gewönne denn der Mensch, was die Natur verlore. Ihm wendete sich dasjenige zu, was an dem Bestreben einer unmittelbaren Naturanschauung sich minderte, bey welcher der Mensch ohnedieß in dem Sinne, dem glühendsten Leben der Natur ganz nahe gerückt zu seyn, seine Menschheit nur völlig lassen, und in Natur selbst sich verwandeln müßte 3).

Unter den größern spätern Arbeiten Goethes treten uns die Lehrjahre Wilhelm Meisters als das Werk entgegen, dessen hauptsächliche Aufgabe ist, zu zeigen, sowohl worin die wahre Bildung des Menschen bestehe, als wie das wahre Verhältniß des Menschen zur Natur zu begreifen sey und in welchem Sinne der Mensch nur in die ächte Verbindung mit Natur und Welt zu gelangen hoffen dürfe 4).

Wie wir im Werther einen jungen Menschen sehen, welcher der Natur vorsuchsweise in einem rohen Tasten sich hingiebt, durch das Unermeßliche des Gegenstandes aber und durch das Unverhältnißmäßige seiner Kraft, die ein überwältigtes Gefühl beständig paralysirt, in allem verwirrt wird: so tritt in Wilhelm Meister dagegen zwar auch ein junger Mann mit einem noch dunkeln Vorgefühl der ganzen Welt und all

seiner Kräfte hervor: dennoch hegt er schon, bey dem unbestimmten Bewußtseyn, das Verlangen nach einer harmonischen, ebenmäßigen Ausbildung seiner. Auf dem Wege dieser aber erfährt er denn, jemehr er dem gewünschten Ziele naht, daß nicht jeder Gegenstand, den nur das Gefühl des Menschen leicht ergreift, seine Einbildungskraft und seine Empfindung geschwind und mit Bedeutung verarbeitet, der des Menschen würdige Gegenstand sey, sondern derjenige, bey welchem der Mensch, mit einer Art von Selbstüberwindung, durch That und eigenes Hervorbringen etwas ausrichtet und wo überhaupt der Mensch sich die Vollendung des Einzelnen, Kleinsten und Geringfügigsten gerade am wenigsten verdrießen läßt, um zum Ganzen, Großen, ja Unermeßlichen zu gelangen.

Werther wurde durch das Schauspiel unendlicher Natur in Sinn und Gefühl verwirrt; und Wilhelm wird anfangs gleichfalls durch jenes Schauspiel menschlicher Kunst, die bestimmt ist, durch den Schein das Leben des Menschen in allen seinen Thaten und Leiden von Hoheit bis zu Schmach zu wiederhohlen, verlockt, in dem Guten, Angenehmen und Wahren dieser Kunst des Scheines den gedeihlichsten Boden für seine

menschlichsten Empfindungen von einem Rechten, Würdigen und Schönen zu sehen. Aber indem er über diesen Irrthum aufgeklärt wird, in welch ein anderes Gebiet des Schönen, des Guten und Wahren, ächter Menschheit und der vollständig gebildeten und geübten Kräfte des Menschen gelangt er 5)?

Hiernach treten jedoch die Lehrjahre Wilhelm Meisters zu Werthers Leiden in folgendes Verhältniß.

Es enthält der Meister die Lösung desjenigen, was zwar im Werther schon beabsichtigt wurde, zu dessen Erreichung jedoch der falsche, nicht Menschen gemäße Weg, vielmehr ein unendlich über die Menschennatur hinausstrebender eingeschlagen wurde 6). Die richtige Begränzung und die Zurückführung desjenigen, was im Werther allgemein und dunkel gewollt ist, auf das entschiedenste und bestimmteste Maaß, die Beschränkung jenes bloß ideellen, gedachten, empfundenen Inhalts auf einen, durch die höchste Wirklichkeit sich hervorthuenden Gehalt, ist das durchgreifende Thema der Lehrjahre Wilhelm Meisters. Und so steht der Meister zum Werther im umgekehrten Verhältniß, indem, wie dort das Problem der Menschheit im Unbegränzten

und Unendlichen, im Unermeßlichen der Wirkungen der Natur, und einer unmittelbaren Hingabe an dieselbe, als unlösbar dargestellt wird: so hier seine Lösung im Begränzten und in der Beschränkung, in der Bildung und Selbstbearbeitung aller eignen Kräfte, und der rohen elementaren Natur, in den erfreulichsten Wirkungen nachgewiesen wird 7).

Man hat es wohl bemerkt, wie sehr fast alles im Meister um Kunst sich bewege. Aber weniger hat man es gefaßt, daß es eben die Kunst sey, die dem Menschen die Natur in seine Nähe bringt und faßlich macht, die ihr das Ungeheure, Riesenhafte nimmt; daß sie es ist, die das rohe Element, Stein, Licht, Farbe, Ton, Schall, Wort in die innerste Harmonie und Uebereinstimmung zu dem geistigen innern Grund- und Urwesen des Menschen setzt 8).

Auf das unwiderleglichste aber dürfte es wohl daraus klar werden, wie der Werther schon den ganzen Meister in sich enthält, und als nächstfolgende Epoche des Goetheschen Lebens nothwendig machte 9), wenn Goethe, wie wir aus den Selbstbekenntnissen desselben ganz besonders wissen, den Werther in dem Sinne nur schrieb, um einen großen, glänzenden Irrthum

darzustellen, dessen er sich auf das allerlebhafteste bewußt war, ohne freylich schon in jenen Augenblicken sich angeben zu können, von wo das Wahre heraustreten würde.

Denn hier mußte zuvörderst, ehe diese Klarheit möglich war, ein noch viel ungeheurer Irrthum sich gleichfalls erst aufgedeckt haben, ein Irrthum, dem der Verfasser durch den Werther noch nicht ganz entgangen war, sobald er in seiner andern viel riesenartigern, und doch dem Menschen ungleich näheren, ja bis in das innerste Leben eindringenden Gestalt entgegen trat. Wenn im Werther nämlich der gewaltige Gegensatz der Natur gegen die menschliche Kraft, doch nur durch die Vergleichung und an der Vergleichung dessen hervortrat, was als Vermögen menschlicher Natur nach außen hin, gegen jenes große unendliche Wirken und Leben der großen Natur in derselben Richtung sich ergab: so konnte er als sehr leicht in die Nähe des Menschen zu bringen erscheinen, sobald er, irgendwie, gemüthlich aufgelöst, und in etwas das Gemüth nur allein Angehendes, aus ihm Entspringendes verwandelt würde, was nicht so ganz mehr auf der übermächtigen Gewalt seiner Wirkungen nur ruhte.

Und dieß geschieht ja wohl sehr leicht, wenn der Mensch zu demjenigen in dem tiefsten Grunde seiner Seele hinflüchtet, was ihm als Gottheit und im Göttlichen hier, als eben so innig vertrautes, ihm bekanntes, ja verwandtes Wesen entgegentritt. Ihm sagt es ein überschwängliches Gefühl und ein ungeheurer Muth unaufhörlich von selbst, dieser Gott, der dem Gemüth des Menschen vertraut sey, stehe über der wirkenden gewaltigen Natur unendlich, sey ihr Grund, ihr Urgrund und Quell all ihres Daseyns.

In solcher Nähe aber diesem Höchsten, seine Spur im tiefsten Innern hegend, sollte der Mensch, wenn er sich diesem Urgrund, diesem All des Alls recht inniglich und lebendig anschlösse, auf diesen Vorzug durchaus fußte, nicht eine Höhe ersteigen können, die alles unendlich überflöge, was jene Höhe, jenes unendliche Maaß äußerer gewaltiger Wirkungen der Natur, nur immer anzubieten vermag, denen sich der Mensch dennoch sonst auf keine Weise gleich stellen kann? Sollte der Mensch hier, bey dem verwandtschaftlichen Verhältnisse, nicht zu allem, zu weit mehr, zu der innersten geheimsten Einsicht selber, über den verborgenen Gebrauch all jener Thätigkeiten,

Fähigkeiten, Kräfte und Wirkungen der Natur sich erheben können, wodurch er göttlich über der Natur stehen würde, während er, so lange er mit ihren Wirkungen nur sich vergleicht, in ihr befangen, und von ihr bewältigt bleibt, und als Geschöpf in dem Kreise der Schöpfung, des Werdens und Wirkens von ihrem Geschick mit fortgerissen wird 10)?

Und so darf es der Mensch versuchen, jene Verwandtschaft zu dem Höchsten auf das unmittelbarste in sich zu erregen; er darf und kann die Gottheit selbst zum unmittelbarsten Ziele sich erwählen, und, kühn auf die gewaltigen Gaben der Wissenschaft und der Vernunft allein sich verlassend, es wagen, die ganze Natur zu überschreiten, alles Wirkende, die ganze Zeit, und was im Augenblicke lebt, mit ihm geboren wird und mit ihm vergeht, um Angesicht gegen Angesicht vor dem Geistigsten, vor dem aller Wirkung Entfliehenden, über ihr unwandelbar Schwebenden, vor der Gottheit selbst, durch sein Erkennen, durch seine Wissenschaft zu erscheinen 11).

Doch so ist es nicht in der Bestimmung jenes enormen Gefühls und Bewußtseyns von dem Ursprünglichen, dem ewigen Urgrund aller Natur, alles Wesens enthalten, um dem Menschen

das Recht und die Fähigkeit zu geben, in seines Wesens tiefste Tiefen zu dringen und den Zusammenhang des Alls zu ergründen.

Denn wissen mag der Mensch von der Gottheit; mit deutlichem, zuversichtlichem, über alles muthigem Bewußtseyn, auf sie alles, sein ganzes Menschen-Schicksal gründen; aber sie selbst erkennen, und zu wissen streben, was sie selbst in ihrem Wesen, was sie und alles ist, und wie alles zusammenhängt und fugt, das hieße das menschliche Wissen von Gott aufgeben, Gott selbst werden, die Gottheit von ihrem Platz herabstürzen, und die Menschheit und ihre Wissenschaft und Erkenntniß auf den Thron des Alls pflanzen wollen.

Es giebt kein unmittelbares Verhältniß des Menschen zur Gottheit; kein unmittelbares Erkennen; es genüge ihm die Wissenschaft und der Glaube von der Gottheit, daß sie unmittelbar in allen möglichen Beziehungen zu ihm sich befinde 12). Es ist der Wahnsinn des Geschlechts, der die unmittelbare Wissenschaft von Gott, Natur und Universum sich erträumt. Die wilde, wüste, frevelnde Anmaßung, die aus einem verliehenem Hohen das Recht auf das Allerhöchste

begründen zu können, wähnt, bildet sie her-vor 13).

Der Weg, der den Menschen zur Gottheit leitet, ist der mittelbare der Entfaltung jenes Wissens von der Gottheit — das ihm nicht karg, und als erst von ihm zu suchen und zu erfinden, vielmehr mit dem ersten Hauche seiner Natur schon vollständig verliehen worden — im Leben durch Handeln und Wirken, das in der nächsten Gegenwart seinen Ort findet 14); im reinsten Willen; in der Tugend, in der Uebung allgemei-ner, schöner, deutlicher, allverstandener Menschen-pflicht. Festgebannt auf der Erde leitet der Pfad zum Himmel, und Niemand gelangt dahin, wer den Pfad der Erde verschmäht. Wer nicht alle Tugenden der Erde erfüllt, mit Gott erge-benem Gemüth die irdische Pflicht löst, der täuscht und bringt sich als unsinniger Thor um den ge-ahneten Himmel, um seine Menschheit. Nie-mand hoffe allein durch ein erhöhtes Gotteswis-sen, durch göttliche Gefühle, Empfindungen und Ahnungen, schon der Erde und allem ihren Da-seyn enthoben zu seyn, und Niemand halte es für den höchsten und letzten Aufschwung, zu dem er es bringen kann, daß er dieß Pfund göttli-chen Bewußtseyns zu kostbar hält, um es auf

der Erde sich vermehren zu lassen 15). Göttliches ist dem Menschen nicht gegeben, um übermüthigen Stolz zu hegen und zu pflegen, um irdisches Element, diese andere Zeugung der Gottheit, darüber zu verschmähen, und höhnend als niedrig zu verachten 16).

Wenn nun aber jene Irrthümer, die aus dem Bestreben eines unmittelbar verwandtschaftlichen Verhältnisses zur Gottheit hervorgehen, und aus jenem Bestreben, über die Erde hinaus zu dringen, das Thema des Faust sind 17), so ist die Aufgabe der Wahlverwandtschaften dagegen, das Wachsthum und die Vermehrung jenes göttlichen Pfundes im Menschen in dem gewaltigsten Andrängen irdischer Verhältnisse darzustellen; in der tiefsten, reinsten Ausübung der Pflicht, welche den Menschen mit einem so unwiderstehlichen Bewußtseyn gegen alles sie Bewältigende ausrüstet, daß er von diesem Bewußtseyn allein unverletzt, und ohne Fall über die seltsamsten, räthselhaftesten Verknüpfungen des Zufalls, deren Lösung weit über alle Gabe des Verstandes hinausgeht, sicher hindurch geleitet wird. Wie denn der Mensch durch die Macht dieses Bewußtseyns allein von der ungeheuren Macht andrängender, feindlicher Naturkräfte

geschieht wird, die auf eine magnetische Weise an ihm eine Wirkung auszuüben vermögen, indem sie überhaupt das irdische Element bis tief in Leib und Seele hineinbilden, das ihn mit den Gesetzen des übrigen grossen, allgemeinen, starrer Nothwendigkeit folgenden Daseyns verbindet 18), ihn ernährt und erhält, aber auch vernichtet, und als die gefürchtete Schicksalsmacht über ihm waltet 19), sobald es unbedingt in der menschlichen Natur zu herrschen beginnt, und sobald der Mensch jener allereinfsten, menschlichen Beschränkung, des stillen, ruhigen Pflichtvollbringens, als seiner wahrhaften ursprünglichen, einzigen Menschennatur vergißt, sich ihrer überhebt, und somit das Gegengewicht gegen jene blinde, rohe Naturkraft aufgibt 20).

Wie in Ottilien der Kampf der Pflicht gegen die Neigung dargestellt ist, und der ganze furchtbare Widerstand und das feindselige Element uns anschaulich gemacht wird, das in der eigenen Natur stets bereit auf des Menschen Schwächen lauert, um ihn zum Sklaven derselben, Geist und Sinne verwirrend, zu machen, insofern der Mensch jenen heiligen Ermahnungen, die wie himmlische befreundete Mächte in die tiefste Verirrung ihm in der unergründlichen

Stimme des Gewissens folgen, nicht einzig und allein sich ergeben mag, selbst mit Aufopferung des Liebsten und Höchsten, des holden Lichts des irdischen Lebens, wenn es nicht anders seyn kann: so stellt uns Faust die Uebereilung, das Vorausgreifen einer gewaltigen Natur in jenen höchsten Ahnungen dar, nach welchen dieses kleine Erdenleben des Menschen in seinen Anfängen zwischen Licht und Finsterniß trübselig schwankend, doch nur zur höchsten Klarheit des Himmels, aber freylich nicht mehr auf dem Schauplatze irgend eines irdischen Weltbodens, bestimmt ist.

Und so ist das Verhältniß der Wahlverwandtschaften das nämliche zum Faust, wie der Lehrjahre Wilhelm Meisters zu Werthers Leiden. Sie lösen auf dieselbe Weise denselben, nach einmal anders geknüpften Knoten. Bildung stellt das Gleichgewicht und ein ebenes Verhältniß des Menschen zur Natur her, wie Uebung der Tugend und höchsten Pflicht es allein abwendet, daß das Gefühl und Bewußtseyn von der Gottheit und dem Göttlichen, für den Menschen nicht verderblich werde, ihn verwüste und zerstöre 21).

Diese vier Richtungen, in einem gewissen Ebenmaaße, nicht in so gewaltigen Gegensätzen, nur sehr gelinde, gegen einander sich bewegend, die im Werther und Meister, im Faust und in den Wahlverwandtschaften einzeln veranschaulicht sind, zu einer Gesammtanschauung wiederhohlt, in die Anschauung des, bey allen seinen verschiedenen, bald unzulänglich, bald widersprechend erscheinenden Kräften dennoch sich harmonisch hervorthuenden, auf diesen Widerstreit gegründeten und hierdurch allbegabten und allbegabenden Weltganzen aufgelöst, erzeugten jene eigenthümliche, von allen vorigen späteste Production der Pandora, die auch noch in einem anderen, zweyten Sinne Allgabe des Goetheschen Vermögens genannt werden kann, wie jene frühern vorgehenden Leistungen einzelne Gaben des Goetheschen Talents sind 22).

Es wird hoffentlich Niemand jene Beziehung des Meister auf den Werther, der Wahlverwandschaften auf den Faust, eine bloß erfundene nennen mögen; denn schon die Entstehung dieser Productionen, der Zeit nach, spricht für diese Entwickelung der in ihnen angegebenen Richtungen. Mag es seyn, daß die Richtung im Faust zu gleicher Zeit mit der im Werther vor-

handenen, sich entwickelte. Es ist ja Ein und das Nämliche, wovon sie beginnt, das nur einmal dort im Werther, von Seiten seiner Wirkungen, als Natur im Ganzen und in der Gegenwart, im Faust dagegen mehr über alle Gegenwart hinaus, in der Trennung dessen, was als Natur in der Natur, als höhere Natur über der Natur erscheint, aufgefaßt ist. Wie indeß der Faust nach dem Wilhelm Meister seine völlige Vollendung erhielt, so erschienen nach ihm auch erst später die Wahlverwandtschaften.

Die übrigen Goetheschen Productionen lassen sich nun nach vor- und rückwärts, in der Folge ihrer Entstehung, an diese in den bezeichneten Werken vier vorherrschenden Richtungen anschließen. Sie enthalten die Entwickelung einer von diesen Richtungen, in einem ganz besondern, bestimmten Falle dargestellt. So enthält der Tasso gewissermaßen eine Einleitung dessen, was im Meister auf die umfassendste, allgemeinste und vollendetste Weise, in Beziehung auf den ganzen Menschen, und vom Menschen überhaupt, entwickelt ist 23); als besondere Darstellung in der Beziehung eines Zeitalters und in dem Verhältniß eines dichterischen, freystrebenden Gemüths, das zwischen dem Maaße ächter Bil-

dung und poetischer, natürlicher Ungebundenheit schwankt unter der Entgegenwirkung einer groß-artig gestalteten Welt in den Massen ihrer politischen Erscheinungen, eines großen erfahrnen Weltwissens und Weltsinns, reicher, hoher, überall verbreiteter Cultur und zarter Sitte höchst und tief gebildeter Frauen. Das Resultat einer Bildung des Menschen überhaupt ist im Tasso noch nicht gezogen; aber es sind einzelne große Elemente der Bildung und Anschauung gebracht und einzelne Kräfte und Thätigkeiten, für dieses Ziel erregt, dargestellt 24). Und so wird sich mit gleicher Leichtigkeit überall in den andern Productionen das Gleiche, Aehnliche und Verwandte herausfinden lassen, wodurch sie sich dem Ganzen anschließen, dieß erweitern, vervollständigen und erklären.

Ueber Mephistopheles.

Der eigenthümliche Zug von Ironie, der die uns bekannte Figur des Mephistopheles im Faust auf das entschiedenste charakterisirt, ruht auf dem Versuch, den Faust als Mensch macht, die Rechte seiner Verwandtschaft mit göttlicher Natur auf die unmittelbarste Weise geltend zu machen, wobey jedoch das rein Menschliche völlig verloren geht.

Auf die allerseltsamste Weise kehrt der Dichter das in gewöhnlich,r Ansicht vom Teufel begründete Verhältniß, als Störers der rechten, von Gott eingesetzten Ordnung der Welt, um, und läßt vielmehr eine Figur, in angenommenem Teufelscostum in wüthendem, tiefhassendem Aerger sich fast verzehren, über die frevelnde Anmaßung des Menschen, wodurch von diesem al-

lein die reine schöne ursprüngliche Ordnung der Welt unterbrochen und aufgehoben wird 25).

Mögen diejenigen, welche den Faust zu verstehen glauben, zusehen, ob sie ihn recht verstehen, wenn sie meinen, es gehöre nur so viel dazu, daß einem Menschen die drey schönen Eigenschaften, Liebe, Glaube, Hoffnung, abgezogen, alles Uebrige jedoch gelassen würde, um einen leibhaftigen Mephistopheles zu haben.

Auf diesem Wege entsteht wohl ein Faust, jenes wunderbar zerstörte Wesen, das an der Anschauung des Unendlichen zertrümmerte, über Gottheit und Welt und all seiner göttlichen Vernunft und Wissenschaft, alle Kraft und alles Vermögen im Menschlichen, Gewöhnlichen, Einfachen, Nahen, Deutlichen, Klaren und Bestimmten, mit unerhörter Selbstvernichtung von sich geworfen hat 26).

Im Gegentheil ist von Mephistopheles aus zu sagen, er stelle lauter von der Menschennatur überhaupt verschiedene Elemente dar, die eher dazu beytragen können, auf die Erhaltung der reinen Natur des Menschen, auf eine Erhebung desselben über sich selbst hinzuwirken, wofern der Mensch durch eigene Anmaßlichkeit die rechte Stellung seinerseits zu diesen Elementen nur nicht ver-

schieht. Denn freylich sind sie es alsdann am allermeisten, die den innern Wahn seiner Natur als einen realen Irrthum zu begründen im Stande sind, dergestalt, daß der Mensch, was eigentlich nicht ist, woran er vielleicht anfangs gar nicht glaubte, doch gezwungen ist zu sehen und einzugestehen.

Und so entspringt der Teufel als wirklich, der nicht ist, und verwirrt als böser Dämon die Menschen, indem das, was zu ihm und seiner Entstehung den ersten Anlaß giebt, vielleicht von Natur zwar ein außerordentlicher, ungewöhnlicher, wohl gar fürchterlicher, und ganz unwahrbarer, geistiger, höchst flüchtiger, den Sinnen entfliehender Gegenstand ist, der jedoch an und für sich eben darum seine wahre naturgemäße Bedeutung noch nicht verliert, weil er für den Menschen unauflöslich, unbezwinglich ist, ja weil er ihm als ungeheure, durchaus selbstständige Gewalt entgegentritt, so bald er ihn bewältigen zu können glaubt 27).

Und so sind im Mephistopheles, um es unumwunden auszusprechen, jene Gegenkräfte in der menschlichen und großen Natur und in der Geschichte zur Anschauung gebracht 28), welche bey gehörigem Maaße von allem, und auf dieß

rechte Maaß in ihrer Wirksamkeit ursprünglich angelegt, unmerklich zum Heil des ganzen Geschlechts und alles Lebens ihre anregende Thätigkeit überall beweisen, aber ebenso auch gestört, gehemmt in ihrem ruhigen, naturgemäßen Wirken, in ihrem rechten Verhältnisse verkannt — als furchtbar zerstörende Mächte sich entwikkeln, und die ganze Natur zu dem Abgrund des Verderbens, der Vernichtung hinführen, wenn nicht schleunig erwachende Vernunft, rechtes Gefühl und wahre Empfindung sie beschwichtigen mögen, an denen das ursprüngliche Ebenmaaß in der Stellung äußerer und innerer Natur, der wirkenden Kräfte des Menschen im Innern, wie der von außen waltenden Weltkräfte für die Menschheit allein haftet 29).

Noch ist die Geschichte und die Natur nicht aus; noch währt die Tollheit und das Verkennen wahrer, ursprünglicher Ordnung der menschlichen Natur in allen Bestrebungen und Zuständen fort: in Wissenschaft und Kunst, Leben und geschäftiger Thätigkeit zu Land und zu Wasser, Politik, Krieg und Frieden! Und den Geschlechtern erscheint Mephistopheles noch immer als der verwirrende Natur= und Menschendämon, den sie hassen und fürchten zu müssen glauben; ob

sie gleich es sich selbst ganz allein zuzuschreiben haben, wenn er sie plagt, ängstigt, martert: denn es ist die Kraft im Himmel und auf Erden, die, aus Vorsatz falsch und verkehrt von ihnen geleitet, gleichwie die gewaltsame Woge auf das Steuer des Schiffers fällt, der in keckem Uebermuthe seine Kunst auch an Charybdis und Scylla ermessen zu müssen glaubte, über sie zerstörend und verheerend einbricht. Und so sind es Blitz, Donner, Sturm, Wetter, Hagel, Nässe, Wärme und Kälte, Finsterniß und Licht, Feuer und Wasser, Unfruchtbarkeit und tödtliche Plagen, das Gähren und Toben der ganzen Schöpfung, die das rechte, ursprüngliche Maaß menschlicher Natur oft einzig durch Verderben und ihre Wuth herzustellen im Stande sind 30).

Schließlich stehe der Wunsch noch ausgesprochen, daß es die Leser selbst durch Vergleichung herausbringen möchten:

Ob Goethe die Natur und alles nicht menschliche Daseyn, nach der Weise von alter Menschheit, nach Shakspearischer Weise, auf den Menschen als einen freystehenden, unabhängigen Mittelpunct beziehe, an den Menschen überall zunächst sich festhalte; und, wie er auch geneigt

seyn möchte, die Natur und das Weltganze zu ehren, es dennoch mehr als ein Unbegreifliches, Universelles, viel zu Großes, an das Göttliche unmittelbar Herantretendes und seinen eigenen, unerkannten, vom Menschenzweck geschiedenen, nie mit ihm zu vermengenden Zwecken Folgendes, sich selbst überlassen möge; von vorn herein ganz unbesorgt darum, daß nicht auch eine gewisse Ordnung, eine tiefe Absicht und Regelmäßigkeit darin vorwalten sollte, wenn er auch nimmer es unternommen, sie zu gewahren und zu erkennen und probirt, ob er es vermöge, oder nicht vermöge. Daher ihm denn nur das einzig und allein wichtig ist und am Herzen liegt, was in Vernunft, oder Unvernunft, als Menschen mögliche Leistung, als m e n s c h l i c h e Natur, oder Unnatur entschieden sich darstellt, ohne hier auch zu zweifeln und zu streiten und durch tiefe Untersuchungen es sich erst auszumachen, was menschliche Vernünftigkeit sey, oder nicht.

Oder ob vielmehr Goethe, wie es die neuere wissenschaftliche Ansicht fordert und will, den Menschen nicht so energisch, gleich von vorn herein, als ein für sich bestehendes, freyes Ganze, mitten in einem großen, ungeheuren, eben so, ja noch weit mehr unabhängigen Ganzen befindlich,

nehme; für ein solches Ganze, bey dem, außer demjenigen, was Recht und Unrecht nach seiner Natur sey, in ihm selber so gar nichts in Betracht komme, nicht Ort, Zeit, Geschlecht, Talent, Kraft und Vermögen, Bildung und Cultur, Wissenschaft und Kunst; nichts zu Entschuldigung, oder zu Lob und Tadel dem Menschen außer diesem Einen gereiche; wodurch der Mensch so abgeschlossen für sich dastehe, daß er dreist nur alles andre von anderem, fremden umgebenden Daseyn, wie groß und colossal es auch erscheinen möge, ja von dem eigenen, was nicht auf den eigentlichen Menschenzweck hinwirkt, und in diesem schon mit enthalten ist, nur als Mittel für diesen einzigen Zweck ansehen dürfe; oder, wenn es nicht in diesen fugt, es abzulehnen, und es überhaupt als Verlust seiner Menschheit anzusehen habe, wenn er sich um irgend andere Zwecke, die in anderm Leben und Daseyn vorhanden seyn können, bekümmere, und sein ganzes Leben der Erspähung derselben widme. Oder ob eben der Mensch erst, wie es die neuere Ansicht aufstellt, in dem Weltganzen sich auflösen, in dem Zweck der Natur verlieren und aus ihm sich hervorbilden; die Structur des Alls, und alle Geschichte zuerst erkennen und begreifen ler-

nen müsse, um zur Vernunft, zu seiner Menschheit zu gelangen, wozu die tiefste Forschung, das höchste Sinnen und Denken nur verhilft, nicht der bloß rein gefaßte innere Entschluß des lautern reinen Willens, der von allem Sinnen und Forschen, ja von dem geringsten Besinnen und Bedenken fern ist, dergestalt, daß der Mensch nicht erst von der Welt, vom Universum, von allem Entstehen und Werden und seiner Analyse zu beginnen nöthig habe, um auf seine Menschheit zu kommen, sondern nur da gleich bey der fertigen und bey sich selbst anfangen, wie enden möge.

Oder ob endlich Goethe zwischen diesen beyden Ansichten schwanke, weil die ganze Zeit darin schwankt, beyde zu vereinigen suche, keine allein festzuhalten im Stande sey, keine aufzugeben vermöge 31).

Selbstbeurtheilung.

Ob Goethe in dem Zusammenhange schon irgend einmal gefaßt worden, worin ich es versucht, mir seine Productionen deutlich zu machen, dieß glaube ich wohl, ohne Anmaßung, verneinen zu können. Vielleicht ist es mir darum gelungen, etwas weiter einzudringen, weil ich drey Jahre hindurch, von meinem achtzehnten Jahre bis jetzt, zu meiner Erhohlung und Lust nichts so fleißig und anhaltend gelesen habe, wie Goethe's Schriften, ohne vorher schon für irgend einen andern Schriftsteller entschieden und von ihm eingenommen gewesen zu seyn. Ja, was Shakspeare, die Griechen und die Neuern mir darboten, las ich bald nur in der Beziehung auf Goethe, um durch eine Vergleichung des Verschiedenartigsten über seine Eigenthümlichkeit recht ins

Klare zu kommen. Denn wie ich mit dem dritten Theile der Selbstbekenntnisse Goethe's begann — wobey ich jedoch nicht von vorn den ganzen Band durchlas, sondern aus der Mitte heraus mit der zufällig aufgeschlagenen Stelle über das Gedicht: Prometheus anhub — so wurde ich gleich auf die unwiderstehlichste Weise angezogen, zugleich aber auch in demselben Augenblick auf die entschiedenste Weise wieder abgestoßen. Und ich will gestehen, daß dieses gleich anfängliche, wechselseitige Anziehen und Abstoßen, dieses Entsprechen und Einstimmen auf der einen Seite, und dieses Widersprechen und Mißstimmen auf der andern Seite mit dem Hauptsächlichen von meinem Wollen und Sinnen, da es sich mir durchgängig bey Goethe anbot, mich so lange Zeit bey seinen Werken ununterbrochen festgehalten hat. Ich verwickelte mich in die größten Widersprüche; ich konnte mit den eigentlichen Grund dieses Anziehens und Abstoßens auf keine Weise deutlich angeben. Je mehr ich aber darüber ins Reine kam, um so mehr sah ich ein, wie man wohl hoffen dürfe, wenn man Goethe verstehe, so ziemlich die ganze Zeit verstehen zu lernen; und, da Goethe der Höhepunct seiner Zeit sey, zur Einsicht über die Höhe der

ganzen Zeit zu gelangen. Schon aus dem ungemeinen Ansehen und der Verehrung, die Goethe überall besaß, obgleich man nur sehr wenige der wahren Gründe dieser Verehrung sich klar gemacht haben mochte, konnte ich es gewahr werden, daß in ihm wohl eine solche Natur sey, in der fast Alles, was nach den vornehmsten höhern Seiten der ganzen Zeit angehöre, sich beysammen wiederfinde; wie er denn fast nach allen Richtungen gerade das, was das Eigenthümlichste und Vorzüglichste der Zeit ist, zuerst angeregt hat. So sind sowohl jene Bestrebungen um Kunst und Deutsches Alterthum, wie jene Bemühungen, den Menschen an der Natur und in ihr kennen zu lernen, vorzüglich von ihm zuerst ausgegangen. Ob das jedesmal Angeregte immer in seinem Sinne fortgebildet worden, diese Untersuchung gab einen Stoff zu unzähligen Betrachtungen. Namentlich bot die neuere Naturphilosophie die allerhäufigsten Parallelen zwischen demjenigen dar, was im Werther und im Faust im Verhältniß auf Natur und Welt versucht und probirt worden war. Freylich bildete sich mir zuletzt die Ueberzeugung, daß in der übrigen Welt Zeitgenossen dasjenige, was von Goethe als entschiedener Irrthum abgelehnt

worden, als ächtes Wesen und als Wahrheit gemeiniglich fortbildeten: und hierin mag wohl der vorzügliche Grund von den Klagen Goethe's über die bloß stoffartige Theilnahme an seinen Werken liegen 32).

Indem ich aber in der Zeit keinen Maaßstab für Goethe fand, so hielt ich mich an mein eigenes Innere und an mein Gefühl. Weil ich jedoch gar bald auch zur Bekanntschaft Shakspeare's gelangte, und weit mehr Passendes, Uebereinstimmendes in meiner Gesinnungsweise mit Shakspeare fand, Goethe jedoch auch an diesem Meister in manchen wesentlichen Puncten sich herangebildet zu haben öfter bekannte; so erwählte ich mir Shakspeare zu denjenigen, an dem ich mir meine Urtheile über Goethe aussprach. Ja, da Goethe selbst Shakspeare als ein hohes Muster verehrte, so durfte ich wohl mit weit mehr Recht und weniger Bedenken, die Urtheile über ihn auf diesem Umwege ausgehen lassen, während es doch vielleicht allzu unterfänglich sich ausgenommen haben würde, wenn ich nur immer von meiner Gesinnungsweise unmittelbar angehoben hätte. Wie ich jedoch über Shakspeare denke und worin ich seine Eigenthümlichkeit erblicke, dieß ist im Vorhergehenden

schon angedeutet worden. Bis auf Einzelnes, doch nicht ganz Unbedeutendes 33), schließt sich meine Auffassung Shakspeare's völlig an die Goethesche an, die in dem Aufsatz: Shakspeare und kein Ende! niedergelegt ist 34).

Hier will ich aber zugleich kurz erwähnen, warum ich die Alten nicht zu einem Maaßstabe über Goethe nahm. Es geschah aus demselben Grunde, aus welchem Shakspeare, obgleich kein romantischer Dichter, doch von den Alten getrennt werden muß, und entschieden modern ist. Dieselbe ungeheure Kluft, die Shakspeare von den Alten trennt, scheidet Goethe ebenfalls von ihnen. Und was man auch vom Plastischen, vom Antiken in seinen Poesien redet, es ist so wenig gegründet, daß es nur auf einigen äußern, zufälligen Aehnlichkeiten, wie z. B. der sichern, festen, mehr für das Auge, als für die Imagination, die Einbildungskraft berechneten Zeichnung seiner Gestalten beruht, als auf jenem innern Grunde, wodurch alles Neuere und Antike mehr durch die Natur als den Willen von einander gehalten ist, und ewig gehalten bleibt. So erschienen mir denn aber die Alten in einem gewissen Sinne viel zu klein, zu eng, zu beschränkt, zu dürftig, zu einseitig, und in einem andern, damit ich nicht

das Vortreffliche derselben zu verkennen scheine, viel zu concentrirt. Dagegen hat nun Goethe um nichts weniger mit allen Neuern ein gewisses Freyes, Ungebundenes, Weites, ja Gränzenloses und Unmeßliches in Manier, Denk- Gesinnungs- und Ausdrucksweise, überall gemein, und er hält daran fest, und trägt es überall durch 35).

Habe ich mich vielleicht im Vorgehenden etwas zu positiv, zu absprechend ausgedrückt, so geschah es nicht, weil ich dem Gesagten eine gewisse, absolute Unfehlbarkeit zutraue, sondern vielmehr um das Individuelle solcher Aeußerungen desto mehr hervorzuheben. Denn ich halte dafür, jene schlichte Unabhängigkeit, die sich mit nichts vergleicht und mißt, weder mit einem Höchsten noch Tiefsten, einem Niedrigsten und Gemeinsten, und auf das Widerspiel von allen solchen und ähnlichen Gegensätzen sich nicht einläßt, die vielmehr das unbedingt festhält, was sich von selbst und ungezwungen als nächste Wahrheit anbietet, sey weit menschlicher, als alle jene Erhabenheit, zu der wir durch den Begriff erst gelangen, indem wir uns mit Sonn' und Welten, mit aller Geschichte, mit Talent und Genie, ja mit der Gottheit selbst zuletzt in Pa-

rallele setzen, und durch alles das hindurcharbeiten. Und so sollen diese rasch hingeschriebenen Worte nur dazu dienen, das Urtheil über die vorliegende Schrift möglichst zu erleichtern, und den Hauptstandpunct vornehmlich anzuzeigen, auf dem sich der Verfasser für seinen Theil befindet. Sehr angenehm würde es demselben seyn, wenn er sich des Ausspruchs geschätzter Menschen dahin zu erfreuen hätte, daß sein Bemühen nicht ganz verfehlt, der Versuch nicht völlig verunglückt zu nennen sey.

Beylagen
zu
Anmerkungen und Belegen.

Wink für den Leser.

Der Leser wird wohl thun, nachstehende Beylagen ni
eher nachzusehen, als bis er alles Vorgehende, welches d
summarische Uebersicht darstellt, sich schon hinreichend ein
prägt. Dann aber wird er ungehindert, ohne des Rückbli
sehr zu bedürfen, Nummer vor Nummer im Folgenden fo
lesen können.

Nachstehende Anmerkungen sind zur Bequemlichkeit des Lesers hinzugefügt worden, weil denn doch selbst demjenigen, der mit Goethe hinlänglich bekannt ist, nicht immer gleich der Sinn derjenigen Stellen gegenwärtig seyn dürfte, auf denen alles Gewicht des Behaupteten ruht, nicht minder auch, ohne eine ganz bestimmte Anführung, deutlich werden dürfte: wie das als Goethesche Grundansicht Aufgestellte in seinen Werken jedesmal begründet sey. Andere Bemerkungen aber, die über den Bereich Goethescher Werke hinaus zu streben scheinen, und gelegentlich in Betrachtung von Materien ganz anderer Art verweilen, werden sich am besten vielleicht rechtfertigen, wenn sie ebenfalls das Ihrige dazu beytragen, jenes an Goethen so vorzüglich Bemerkenswerthe hervorzuheben: wie er nämlich, in beständigem Fortschritt mit der ganzen Zeit weniger ein Leben lebt, und es auf ein solches anlegt, das ihm nur allein gehört, als das viel-

mehr an das Leben aller reiche, ja an das Leben der ganzen vorhandenen Welt, und in welchem er nur darum so vielseitig, so mannichfaltig, so wandelbar ist, um jenen höchsten und letzten Punct zugleich überall zu gewinnen, auf welchem die Menschheit vorzugsweise als Menschheit, geschieden von allen äußern Anregungen und Anlässen, ganz frey in sich und auf sich selbst beruht; und wo es nur eine einzige einfache Bestimmung, eine einzige Wahl giebt, für alles menschliche Wollen und Entschließen, Denken und Empfinden, Sinnen und Betrachten, Entbehren und Genießen, Handeln und Leiden, Erkennen und Nichtwissen, und womit eben da zugleich das ewig Dauernde, Bleibende und Unvergängliche, Unverwüstliche, das Himmlische und Göttliche der Menschennatur anbricht und beginnt.

Zu Werthers Leiden, Wilhelm Meisters Lehrjahren, Faust, den Wahlverwandtschaften, Pandora und Tasso.

1.

Der Gegensatz eines Unendlichen erregt des Jünglings Gefühl zur höch-

sten Wonne, wie er ihn zur höchsten Verzweiflung bringt.

Die Stelle aus Werthers Leiden, welche die über dieses Werk im Haupttexte gegebene Ansicht rechtfertigen kann, stehe hier ganz ausgezogen:

„Mußte denn das so seyn, daß das, was des Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle seines Elendes würde?

Das volle warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit so vieler Wonne überströmte, das rings umher die Welt mir zu einem Paradiese schuf, wird mir jetzt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geist, der mich auf allen Wegen verfolgt. Wenn ich sonst vom Felsen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überschaute, und alles um mich her keimen und quellen sah; wenn ich jene Berge vom Fuße bis zum Gipfel mit hohen, dichten Bäumen bekleidet, jene Thäler in ihren mannichfaltigen Krümmungen von den lieblichsten Wäldern beschattet sah; und der sanfte Fluß zwischen den lispelnden Rohren dahin gleitete, und die lieben Wolken abspiegelte, die der sanfte Abendwind am Himmel herüberwiegte; wenn ich dann die Vögel um

mich den Wald beleben hörte, und die Millionen Mückenschwärme im letzten rothen Strahle der Sonne muthig tanzten und ihr letzter schwebender Blick den summenden Käfer aus seinem Grase befreyte; und das Schwirren und Weben um mich her mich auf den Boden aufmerksam machte, und das Moos, das meinem harten Felsen seine Nahrung abzwingt, und das Genifte, das den dürren Sandhügel hinunter wächst, mir das innere, glühende, heilige Leben der Natur eröffnete: wie faßte ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich allbelebend in meiner Seele. Ungeheure Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir, und Wetterbäche stürzten herunter, die Flüsse strömten unter mir, und Wald und Gebirg erklang; und ich sah sie wirken und schaffen in einander in den Tiefen der Erde, alle die unergründlichen Kräfte, und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmeln die Geschlechter der mannichfaltigen Geschöpfe. Alles, alles bevölkert mit tausendfachen Gestalten; und die Menschen sich dann in Häuslein zusammensichern, und sich einnisten, und herrschen in ihrem Sinne über die weite Welt! Ar=

mer Thor! der du alles so gering achtest, weil du so klein bist. — Vom unzugänglichen Gebirge, über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbekannten Oceans, weht der Geist des Ewigschaffenden, und freut sich jedes Staubes, der ihn vernimmt und lebt. — Ach damals, wie oft habe ich mich mit Fittigen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemessenen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken, und nur einen Augenblick in der eingeschränkten Kraft meines Busens, einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich hervorbringt!

Bruder, nur die Erinnerung jener Stunden macht mir wohl. Selbst diese Anstrengung, jene unsäglichen Gefühle zurück zu rufen, wieder auszusprechen, hebt meine Seele über sich selbst, und läßt mich dann das Bange des Zustandes doppelt empfinden, der mich jetzt umgiebt.

Es hat sich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offenen Grabes. Kannst du sagen: Das ist! da alles vorübergeht? da al-

les mit Wetterschnelle vorüberrollt, so selten die ganze Kraft seines Daseyns ausdauert, ach! in den Strom fortgerissen, untergetaucht, und am Felsen zerschmettert wird? Da ist kein Augenblick, der nicht dich verzehrte, und die Deinigen um dich her, kein Augenblick, da du nicht Zerstörer bist, seyn mußt; der harmloseste Spaziergang kostet tausend armen Würmchen das Leben, es zerrüttet Ein Fußtritt die mühseligen Gebäude der Ameisen, und stampft eine kleine Welt in ein schmähliches Grab! Ha! nicht die große, seltne Noth der Welt, diese Fluthen, diese Erdbeben, die eure Städte verschlingen, rühren mich; mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt; die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Und so taumle ich beängstigt, Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her: ich sehe nichts, als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer."

Wir bringen mit dieser Stelle sogleich eine andere, nur um wenige Seiten entfernte, in Verknüpfung, welche in unmittelbarer Beziehung auf

die leidenschaftliche Liebe des unglücklichen Jünglings das ausdrückt, was ihm in der allesbelebenden und zugleich wieder untergrabenden Kraft des Alls der Natur das Herz auf das tiefste und schauderhafteste erschüttert hatte.

„Unglücklicher! Bist du nicht ein Thor? Betrügst du dich nicht selbst? Was soll diese tobende, endlose Leidenschaft? Ich habe kein Gebet mehr, als an sie; meiner Einbildungskraft erscheint keine andere Gestalt, als die ihrige, und alles in der Welt um mich her sehe ich nur im Verhältnisse mit ihr. Und das macht mir denn so manche glückliche Stunde — bis ich mich wieder von ihr losreißen muß! Ach Wilhelm! wozu mich mein Herz oft drängt! — Wenn ich bey ihr gesessen bin, zwey, drey Stunden, und mich an ihrer Gestalt, an ihrem Betragen, an dem himmlischen Ausdruck ihrer Worte geweidet habe, alle meine Sinnen nach und nach aufgespannt werden, mir es düster vor den Augen wird, ich kaum noch höre, und es mich an die Gurgel faßt, wie ein Meuchelmörder, dann mein Herz in wilden Schlägen den bedrängten Sinnen Luft zu machen sucht, und ihre Verwirrung nur vermehrt — Wilhelm! ich weiß oft nicht, ob ich auf der Welt bin! Und, — wenn

nicht manchmal die Wehmuth das Uebergewicht nimmt, und Lotte mir den elenden Trost erlaubt, auf ihrer Hand meine Beklemmung auszuweinen, — so muß ich fort, muß hinaus! und schweife dann weit im Feld umher; einen jähen Berg zu klettern, ist dann meine Freude, durch einen unwegsamen Wald einen Pfad durchzuarbeiten, durch die Hecken, die mich verletzen, durch die Dornen, die mich zerreißen! Da wird mir's etwas besser! Etwas! Und wenn ich vor Müdigkeit und Durst manchmal unterwegs liegen bleibe, manchmal in der tiefen Nacht, wenn der hohe Vollmond über mir steht, im einsamen Walde, auf einen krummgewachsenen Baum mich setze, um meinen verwundeten Sohlen nur einige Linderung zu verschaffen, und dann in einer ermattenden Ruhe in dem Dämmerscheine einschlummere! O Wilhelm! die einsame Wohnung einer Zelle, das härene Gewand und der Stachelgürtel wären Labsale, nach denen meine Seele schmachtet. Adieu! Ich sehe dieses Elendes kein Ende, als das Grab."

„Wie man eine Hand umwendet, ist es anders mit mir. Manchmal will wohl ein freudi-

ger Blick des Lebens wieder aufdämmern, ach! nur für einen Augenblick! — Wenn ich mich so in Träumen verliere, kann ich mich des Gedankens nicht erwehren: wie, wenn Albert stürbe? Du würdest! ja, Sie würde — und dann laufe ich dem Hirngespinste nach, bis es mich an Abgründe führt, vor denen ich zurückbebe."

„Ich begreife manchmal nicht, wie sie ein Anderer lieb haben kann, lieb haben darf, da ich sie so ganz allein, so innig, so voll liebe, nichts anderes kenne, noch weiß, noch habe, als sie!"

„Lieber Wilhelm, ich bin in einem Zustande, in dem jene Unglücklichen gewesen seyn müssen, von denen man glaubte, sie würden von einem bösen Geiste umhergetrieben. Manchmal ergreift mich's; es ist nicht Angst, nicht Begier — es ist ein inneres, unbekanntes Toben, das meine Brust zu zerreißen droht, das mir die Gurgel zupreßt! Wehe! wehe! und dann schweife ich umher in den furchtbar nächtlichen Scenen dieser menschenfeindlichen Jahreszeit.

Gestern Abend mußte ich hinaus. Es war plötzlich Thauwetter eingefallen, ich hatte gehört, der Fluß sey übergetreten, alle Bäche geschwollen und von Wahlheim herunter mein liebes Thal überschwemmt! Nachts nach eilfe rannte ich hinaus. Ein fürchterliches Schauspiel, vom Fels herunter die wüthenden Fluthen in dem Mondlichte wirbeln zu sehen, über Aecker und Wiesen und Hecken und alles, und das weite Thal hinauf und hinab Eine stürmende See im Sausen des Windes! Und wenn dann der Mond wieder hervortrat, und über der schwarzen Wolke ruhte, und vor mir hinaus die Fluth in fürchterlich-herrlichem Wiederschein rollte und klang: da überfiel mich ein Schauer, und wieder ein Sehnen! Ach, mit offenen Armen stand ich an dem Abgrund und athmete hinab! hinab! und verlor mich in der Wonne, meine Qualen, meine Leiden da hinab zu stürzen! dahin zu brausen wie die Wellen! Oh! — und den Fuß vom Boden zu heben vermochtest du nicht, und alle Qualen zu enden! — Meine Uhr ist noch nicht ausgelaufen, ich fühle es! O Wilhelm! wie gern hätte ich mein Menschenseyn drum gegeben, mit jenem Sturmwinde die Wolken zu zerreißen, die Fluthen zu fassen! Ha! und wird

nicht vielleicht dem Eingekerkerten einmal diese Wonne zu Theil? —

Und wie ich wehmüthig hinabsah auf ein Plätzchen, wo ich mit Lotten unter einer Weide geruht, auf einem heißen Spaziergange — das war auch überschwemmt, und kaum daß ich die Weide erkannte! Wilhelm! Und ihre Wiesen, dachte ich, die Gegend um ihr Jagdhaus! wie verstört jetzt vom reißenden Strom unsere Laube! dacht' ich. Und der Vergangenheit Sonnenstrahl blickte hinein, wie einem Gefangenen ein Traum, von Heerden, Wiesen und Ehrenämtern! — Ich schelte mich nicht, denn ich habe Muth zu sterben. — Ich hätte — Nun sitze ich hier, wie ein altes Weib, das ihr Holz von Zäunen stoppelt und ihr Brot an den Thüren bettelt, um ihr hinsterbendes, freudenloses Daseyn noch einen Augenblick zu verlängern und zu erleichtern."

2.

Es giebt kein unmittelbares, sondern ein bloß mittelbares Verhältniß des Menschen zur Natur.

An vorstehende Worte, welche die Rubrik des sie betreffenden Textes ausdrücken, knüpfen wir zu fernerer Betrachtung Nachstehendes:

Seltsam muß die Neigung am Menschen erscheinen, durch ein Betrachten, Anschauen, Erkennen, der Welt und den Dingen vorzüglich etwas abgewinnen, und hierdurch einem Höhern, ja dem Höchsten sich gleich stellen zu wollen; da ihm doch bald bey einiger Aufmerksamkeit sich ergeben kann, die Welt und alles Leben, von seiner innern Seite, sey weit mehr, als ein bloßes Betrachten, Sinnen, Denken und Erkennen. Es ist vielmehr ein unaufhaltsames Regen und Bewegen, Auf- und Niedergehen, Thun und Lassen, Wirken und Schaffen; Vollenden und Verwandeln, in einem nie ruhenden, steten Pulsiren, in den unendlichsten Weisen, das sich überall Hervorthuende. Ja, in der menschlichen Natur selbst ist sogar ein Denken, ein Erkennen und Wissen nicht allemal das Höchste und Eigenthümlichste. Denn gerade, wenn wir nur einmal das Sittliche, als die eigenthümlichste Natur des Menschen nehmen, so läßt dieses in einem bloßen Wissen und Erkennen seiner den Menschen leer ausgehen, und es ist nur ein Vollbringen, also ein Wirken und Handeln und Leisten dasjenige, was es dem Menschen verschafft.

Will man einmal an diesem eben Ausgesprochenen festhalten, so scheinen die ungemein-

sten Resultate sich für das menschliche Erkennen und seine Natur daraus ableiten zu lassen.

Zuvörderst geht hervor, daß, wenn im Sittlichen durch ein bloßes Erkennen nichts geleistet wird, alles Sittliche jedoch ein einfaches, stets gleiches ist, es ein bestimmtes, nicht erst zu bildendes Grundwissen für den Menschen giebt, das von vorn herein in seiner Natur sich befindet. Die Thatsache hiervon ist eben das sittliche Wesen des Menschen, und wer am meisten sittlich ist, hat dieses ursprüngliche Grundwissen am reinsten und meisten.

Sodann aber ergiebt sich, daß jeder Fortschritt in einem bloßen Erkennen, und überhaupt in einem Erkennen jener Art, woraus durchaus kein Vollbringen für das Sittliche des Menschen mehr entspringen mag, für nichts, als eine bloße Aberration des Menschen in ein Gebiet anzusehen, wo der Mensch nicht mehr auf seinem Grund und Boden ist. Mithin ist nothwendig gerade mit dem enormsten Wissen und Erkennen immer der stärkste Verlust für des Menschen eigenthümlichstes Wesen verknüpft, weil hier alles Vollbringen, und mit ihm zugleich die ganze sittliche Natur des Menschen aufhört. Es ergiebt sich aber auch hieraus, warum jeder Versuch der

Menschheit, auf dem Wege des Wissens ein entschiedenes, bleibendes Resultat herbeyzuführen, um das Ganze der menschlichen Natur auf diese Weise zu umfassen, noch immer mißglückt ist; und warum eben, mit je mehr Lust und Neigung man diesen Weg betritt, das Volle und Ganze des für den Menschen am meisten Wichtigen hier zu erreichen, man desto mehr in ein ödes, leeres, wüstes, bodenloses Wesen hineingeräth. Auf der andern Seite aber läßt es sich leicht einsehen, warum gerade auch Menschen von einem sehr geringen, beschränkten Wissen es zur höchsten, unbestreitbarsten Vollendung ihrer menschlichen Natur bringen.

Alles Bewußtseyn von der Welt und den Dingen, was nicht mit dem ursprünglichen Bewußtseyn, worin die ganzen Keime der sittlichen Natur des Menschen enthalten sind, zusammentrifft, ist ein Nebenbewußtseyn. Daher will es den Menschen im Menschen gerade am wenigsten fördern, durch jenes erst erworbene Wissen, welches aus Studien der Natur, der Geschichte hervorgeht, sich das ungeheuerste, gewaltigste Nebenbewußtseyn über Vieles, ja über ein All herangebildet und verschafft zu haben.

Ich spreche diese Resultate hier im Voraus aus, weil gewissermaßen alles, vom Werther an, durch den Faust bis zu den Wahlverwandtschaften, auf diese Grundansicht hinweist; daher es denn hier vom Anfange mir am schicklichsten schien, es zu bemerken.

3.

Der Mensch müßte zur Natur selbst werden, sich in sie verwandeln, um die Natur als Natur aufnehmen zu können.

Wir rufen, um den Sinn vorstehender Behauptung recht eindringlich zu machen, die Worte der bereits mitgetheilten Stelle aus Werthers Leiden dem Leser ins Gedächtniß, wo es heißt: „wie faßte ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichsten Gestalten der lebenden Welt bewegten sich lebend in meiner Seele. Ungeheure Berge umgaben mich. Abgründe lagen vor mir, und Wetterbäche stürzten herunter, die Flüsse strömten unter mir, und Wald und Gebirg erklang; und ich sah sie wirken und

schaffen in einander in den Tiefen der Erde, alle die unergründlichen Kräfte; und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmelten die Geschlechter der mannichfaltigen Geschöpfe."

Das Gränzenlose, alles Menschliche Uebersteigende dieser Wertherschen Empfindung für das bloße rein natürliche Element, ohne doch bey allen Anstrengung zum Ziele zu gelangen, ergiebt sich von selbst.

4.

Wahres, eigentliches Verhältniß des Menschen zur Natur durch den Meister bestimmt.

„Das ganze Weltwesen liegt vor uns, wie ein großer Steinbruch vor dem Baumeister, der nur dann den Namen verdient, wenn er aus diesen zufälligen Naturmassen ein in seinem Geist entsprungenes Urbild mit der größten Oeconomie, Zweckmäßigkeit und Festigkeit zusammenstellt. Alles außer uns ist nur Element, ja ich darf wohl sagen, auch alles an uns; aber tief in uns liegt diese schöpferische Kraft, die

das zu erschaffen vermag, was seyn soll, und uns nicht ruhen, noch rasten läßt, bis wir es außer uns, oder an uns auf eine, oder die andere Weise dargestellt haben."

Der Leser wird allen Nachdruck auf die Ansicht, welche in dieser Anführung aus Wilhelm Meisters Lehrjahren herrscht, zu legen wissen; daß nämlich Alles, was die Natur dem Menschen unmittelbar darreicht, was der Mensch zunächst von der Natur empfängt, nur den Werth und Rang des *Zufälligen* habe, nicht in der Natur selbst gegen die Natur, sondern nur in der Beziehung auf den Menschen, zu dessen selbständigem Zwecke die allervollkommenste, natürliche Organisation als bloßes Element, als bloßer Stoff sich verhält. Und damit nicht etwa die Natur zu tief herabgesetzt erscheine, so werden Leib und Seele des Menschen selbst, in sofern sie nicht schaffend sich erweisen, in den Rang von bloßen Elementen, bloßem Material zurückgesetzt.

5.

Werther wird vom Schauspiel unendlicher Natur verwirrt, und Wilhelm läuft gleichfalls Gefahr, durch

eine theatralische Anziehung von der rechten Bahn seiner Bildung abgezogen zu werden.

Der große Abstand, in dem sich jener Personenkreis, der mit Natalien, Lothario, dem Abbé, dem Oheim, Jarno eröffnet wird, gegen Serlo, Aurelien, Philinen, Melina's befindet; die Verschiedenheit jener würdigen, schönen Baukunst in Natalien's Behausung gegen die Decorationen einer Bauernhütte im Schauspiel, oder eines Feenpalastes in der Oper; der Unterschied jenes Aufwandes von Kraft, der erforderlich, um den Prinzen Hamlet in seinem Edelmuth, seiner Weichheit, seinem Gram und aller löblichen Gesinnung und Denkart recht darzustellen, und jener Kraft, die im Guten und Schönen aufzuerbauen vermag, was die Menschheit stets bedarf, was sie erhält, trägt und ihrem höchsten Ziele immer näher bringt, dessen sie sich nicht entschlagen kann, wenn sie nicht aufhören will, im Menschlichsten zu existiren: dieß tritt von selbst in die Augen, so bald der Leser vom fünften Buche der Lehrjahre dem sechsten, siebenten und achten sich naht. Die frühern Bücher behandeln, indem sie überhaupt wohl die einzelnen Elemente zur Anschauung bringen, aus denen

bey Wahl und Sorgfalt jenes reinliche, ernste Daseyn menschlicher Zustände sich auferbauen kann, wie es gegen den Schluß so bedeutend hervortritt, mehr oder weniger die Tendenzen jener falschen Bildung, der es um nichts eigentlich zu thun ist, als wie es die Worte der Lehrjahre bezeichnen:

„Nicht allen Menschen ist es um ihre Bildung zu thun, viele wünschen nur so ein Hausmittel zum Wohlbefinden, Recepte zum Reichthum und jeder Art von Glückseligkeit.“

„Ich lasse mich, sagte Jarno, durch Ihre angenehme Stimmung nicht abschrecken, Sie über diesen Punct aufzuklären. Sie halten mich für einen gescheidten Kerl, und Sie sollen mich auch noch für einen ehrlichen halten, und, was mehr ist, dießmal hab' ich Auftrag. — Ich wünschte, versetzte Wilhelm, Sie sprächen aus eigener Bewegung und aus gutem Willen, mich aufzuklären; und da ich Sie nicht ohne Mißtrauen hören kann, warum soll ich Sie anhören? — Wenn ich jetzt nichts Besseres zu thun habe, sagte Jarno, als Mährchen zu erzählen, so haben Sie ja auch wohl Zeit, ihnen einige Auf-

eine theatralische Anziehung von der rechten Bahn seiner Bildung abgezogen zu werden.

Der große Abstand, in dem sich jener Personenkreis, der mit Natalien, Lothario, dem Abbé, dem Oheim, Jarno eröffnet wird, gegen Serlo, Aurelien, Philinen, Melina's befindet; die Verschiedenheit jener würdigen, schönen Baukunst in Natalien's Behausung gegen die Decorationen einer Bauernhütte im Schauspiel, oder eines Feenpalastes in der Oper; der Unterschied jenes Aufwandes von Kraft, der erforderlich, um den Prinzen Hamlet in seinem Edelmuth, seiner Weichheit, seinem Gram und aller löblichen Gesinnung und Denkart recht darzustellen, und jener Kräfte, die im Guten und Schönen aufzuerbauen vermag, was die Menschheit stets bedarf, was sie erhält, trägt und ihrem höchsten Ziele immer näher bringt, dessen sie sich nicht entschlagen kann, wenn sie nicht aufhören will, im Menschlichsten zu existiren; dieß tritt von selbst in die Augen, so bald der Leser vom fünften Buche der Lehrjahre dem sechsten, siebenten und achten sich naht. Die frühern Bücher behandeln, indem sie überhaupt wohl die einzelnen Elemente zur Anschauung bringen, aus denen

bey Wahl und Sorgfalt jenes reinliche, ernste Daseyn menschlicher Zustände sich auferbauen kann, wie es gegen den Schluß so bedeutend hervortritt, mehr oder weniger die Tendenzen jener falschen Bildung, der es um nichts eigentlich zu thun ist, als wie es die Worte der Lehrjahre bezeichnen:

„Nicht allen Menschen ist es um ihre Bildung zu thun, viele wünschen nur so ein Hausmittel zum Wohlbefinden, Recepte zum Reichthum und jeder Art von Glückseligkeit.“

„Ich lasse mich, sagte Jarno, durch Ihre angenehme Stimmung nicht abschrecken, Sie über diesen Punct aufzuklären. Sie halten mich für einen gescheidten Kerl, und Sie sollen mich auch noch für einen ehrlichen halten, und, was mehr ist, dießmal hab' ich Auftrag. — Ich wünschte, versetzte Wilhelm, Sie sprächen aus eigener Bewegung und aus gutem Willen, mich aufzuklären; und da ich Sie nicht ohne Mißtrauen hören kann, warum soll ich Sie anhören? — Wenn ich jetzt nichts Besseres zu thun habe, sagte Jarno, als Mährchen zu erzählen, so haben Sie ja auch wohl Zeit, ihnen einige Auf-

merksamkeit zu widmen; vielleicht sind Sie dazu geneigter, wenn ich Ihnen gleich anfangs sage: Alles, was Sie im Thurme gesehen haben, sind eigentlich nur noch Reliquien von einem jugendlichen Unternehmen, bey dem es anfangs den meisten Eingeweihten großer Ernst war, und über das nun Alle gelegentlich nur lächeln.

Also mit diesen würdigen Zeichen und Worten spielt man nur, rief Wilhelm aus, man führt uns mit Feyerlichkeit an einen Ort, der uns Ehrfurcht einflößt, man läßt uns die wunderlichsten Erscheinungen sehen, man giebt uns Rollen voll herrlicher, geheimnißvoller Sprüche, davon wir freylich das Wenigste verstehen, man eröffnet uns: daß wir bisher Lehrlinge waren, man spricht uns los, und wir sind so klug, wie vorher. — Haben Sie das Pergament nicht bey der Hand? fragte Jarno, es enthält viel Gutes: denn jene allgemeinen Sprüche sind nicht aus der Luft gegriffen; freylich scheinen sie demjenigen leer und dunkel, der sich keiner Erfahrung dabey erinnert. Geben Sie mir den sogenannten Lehrbrief doch, wenn er in der Nähe ist. — Gewiß ganz nah, versetzte Wilhelm, so ein Amulet sollte man immer auf der Brust tragen. — Nun, sagte Jarno lächelnd: wer weiß, ob der

Inhalt nicht einmal in Ihrem Kopf und Herzen Platz findet.

Jarno blickte hinein, und überlief die erste Hälfte mit den Augen. Diese, sagte er, bezieht sich auf die Ausbildung des Kunstsinnes, wovon Andere sprechen mögen; die zweyte handelt vom Leben, und da bin ich besser zu Hause.

Er fing darauf an, Stellen zu lesen, sprach dazwischen und knüpfte Anmerkungen und Erzählungen mit ein. Die Neigung der Jugend zum Geheimniß, zu Ceremonien, zu großen Worten ist außerordentlich, und oft ein Zeichen einer gewissen Tiefe des Charakters. Man will in diesen Jahren sein ganzes Wesen, wenn auch nur dunkel und unbestimmt, ergriffen und berührt fühlen. Der Jüngling, der Vieles ahnet, glaubt in einem Geheimnisse viel zu finden, in ein Geheimniß viel zu legen und durch dasselbe wirken zu müssen. In diesen Gesinnungen bestärkte der Abbé eine junge Gesellschaft, theils nach seinen Grundsätzen, theils aus Neigung und Gewohnheit, da er wohl ehemals mit einer Gesellschaft in Verbindung stand, die selbst viel im Verborgenen gewirkt haben mochte. Ich konnte mich am wenigsten in dieses Wesen finden. Ich war älter, als die Andern, ich hatte von Jugend auf

klar gesehen, und wünschte in allen Dingen nichts, als Klarheit; ich hatte kein anderes Interesse, als die Welt kennen zu lernen, wie sie war, und steckte mit dieser Liebhaberey die übrigen besten Gefährten an, und fast hätte daüber unsere ganze Bildung eine falsche Richtung genommen: denn wir fingen an, nur die Fehler der Andern und ihre Beschränkung zu sehen, und uns selbst für treffliche Wesen zu halten. Der Abbé kam uns zu Hülfe und lehrte uns: daß man die Menschen nicht beobachten müsse, ohne sich für ihre Bildung zu interessiren, und daß man sich selbst eigentlich nur in der Thätigkeit zu beobachten und zu erlauschen im Stande sey. Er rieth uns, jene ersten Formen der Gesellschaft beyzubehalten; es blieb daher etwas Gesetzliches in unsern Zusammenkünften, man sah wohl die ersten mystischen Eindrücke auf die Einrichtung des Ganzen, nachher nahm es, wie durch ein Gleichniß, die Gestalt eines Handwerks an, das sich bis zur Kunst erhob. Daher kommen die Benennungen von Lehrlingen, Gehülfen und Meistern. Wir wollten mit eigenen Augen sehen und uns ein eigenes Archiv unserer Weltkenntniß bilden; daher entstanden die vielen Confessionen, die wir theils selbst schrieben, theils wozu wir Andere

veranlaßten, und aus denen nachher die Lehrjahre zusammengesetzt wurden. Nicht allen Menschen ist es eigentlich um ihre Bildung zu thun; viele wünschen nur so ein Hausmittel zum Wohlbefinden, Recepte zum Reichthum und zu jeder Art von Glückseligkeit. Alle diese, die nicht auf ihre Füße gestellt seyn wollten, wurden mit Mystificationen und anderm Hocus Pocus theils aufgehalten, theils bey Seite gebracht. Wir sprachen nach unserer Art nur diejenigen los, die lebhaft fühlten und deutlich bekannten, wozu sie geboren seyen, und die sich genug geübt hatten, um mit einer gewissen Fröhlichkeit und Leichtigkeit ihren Weg zu verfolgen.

So haben Sie sich mit mir sehr übereilt, versetzte Wilhelm: denn was ich kann, will, oder soll, weiß ich, gerade seit jenem Augenblick, am allerwenigsten. — Wir sind ohne Schuld in diese Verwirrung gerathen, das gute Glück mag uns wieder heraushelfen; indeß hören Sie nur: derjenige, an dem viel zu entwickeln ist, wird später über sich und die Welt aufgeklärt. Es sind nur Wenige, die den Sinn haben, und zugleich zur That fähig sind. Der Sinn erweitert, aber lähmt; die That belebt, aber beschränkt.

Ich bitte Sie, fiel Wilhelm ein, lesen Sie mir von diesen wunderlichen Worten nichts mehr! Diese Phrasen haben mich schon verwirrt genug gemacht. — So will ich bey der Erzählung bleiben, sagte Jarno, indem er die Rolle halb zuwickelte, und nur manchmal einen Blick hinein that. Ich selbst habe der Gesellschaft und den Menschen am wenigsten genutzt; ich bin ein sehr schlechter Lehrmeister, es ist mir unerträglich, zu sehen, wenn Jemand ungeschickte Versuche macht, einem Irrenden muß ich gleich zurufen, und wenn es ein Nachtwandler wäre, den ich in Gefahr sähe, geraden Weges den Hals zu brechen. Darüber hatte ich nun immer meine Noth mit dem Abbé, der behauptet, der Irrthum könne nur durch das Irren geheilt werden. Auch über Sie haben wir uns oft gestritten; er hatte Sie besonders in Gunst genommen, und es will schon etwas heißen, in dem hohen Grade seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie müssen mir nachsagen, daß ich Ihnen, wo ich Sie antraf, die reine Wahrheit sagte. — Sie haben mich wenig geschont, sagte Wilhelm, und Sie scheinen Ihren Grundsätzen treu zu bleiben. — Was ist denn da zu schonen, versetzte Jarno, wenn ein junger Mensch, von mancherley guten Anla-

gen eine ganz falsche Richtung nimmt? — Verzeihen Sie, sagte Wilhelm, Sie haben mir streng genug alle Fähigkeiten zum Schauspieler abgesprochen; ich gestehe Ihnen, daß, ob ich gleich dieser Kunst ganz entsagt habe, so kann ich mich doch unmöglich bey mir selbst dazu für ganz unfähig erklären. — Und bey mir, sagte Jarno, ist es doch so rein entschieden, daß, wer sich nur selbst spielen kann, kein Schauspieler ist. Wer sich nicht dem Sinn und der Gestalt nach in viele Gestalten verwandeln kann, verdient nicht diesen Namen. So haben Sie, zum Beyspiel, den Hamlet und einige andere Rollen recht gut gespielt, bey denen Ihr Charakter, Ihre Gestalt und die Stimmung des Augenblicks Ihnen zu Gute kamen. Das wäre nun für ein Liebhabertheater und für einen Jeden gut genug, der keinen andern Weg vor sich sähe. Man soll sich, fuhr Jarno fort, indem er auf die Rolle sah, vor einem Talente hüten, das man in Vollkommenheit auszuüben nicht Hoffnung hat. Man mag es darin so weit bringen, als man will, so wird man doch immer zuletzt, wenn uns einmal das Verdienst des Meisters klar wird, den Verlust von Zeit und Kräften, die man auf eine

solche Pfuscherey gewendet hat, schmerzlich bedauern.

Lesen Sie nichts! sagte Wilhelm, ich bitte Sie inständig, sprechen Sie fort, erzählen Sie mir, klären Sie mich auf! Und so hat also der Abbé mir zum Hamlet geholfen, indem er einen Geist herbeyschaffte? — Ja; denn er versicherte, daß es der einzige Weg sey, Sie zu heilen, wenn Sie heilbar wären. — Und darum ließ er mir den Schleyer zurück, und hieß mich fliehen? — Ja, er hoffte sogar, mit der Vorstellung des Hamlets solle Ihre ganze Lust gebüßt seyn. Sie würden nachher das Theater nicht wieder betreten, behauptete er; ich glaubte das Gegentheil, und behielt Recht. Wir stritten noch selbigen Abend nach der Vorstellung darüber. — Und Sie haben mich also spielen sehen? — O gewiß! — Und wer stellte denn den Geist vor? — Das kann ich selbst nicht sagen; entweder der Abbé, oder sein Zwillingsbruder, doch glaub' ich dieser, denn er ist um ein Weniges größer. — Sie haben also auch Geheimnisse unter einander? — Freunde können und müssen Geheimnisse vor einander haben; sie sind einander doch kein Geheimniß.

Es verwirrt mich schon das Andenken dieser Verworrenheit. Klären Sie mich über den Mann auf, dem ich so viel schuldig bin, und dem ich so viel Vorwürfe zu machen habe.

Was ihn uns so schätzbar macht, versetzte Jarno, was ihm gewissermaßen die Herrschaft über uns Alle erhält, ist der freye und scharfe Blick, den ihm die Natur über alle Kräfte, die im Menschen nur wohnen, und wovon sich jede in ihrer Art ausbilden läßt, gegeben hat. Die meisten Menschen, selbst die vorzüglichen, sind nur beschränkt; jeder schätzt gewisse Eigenschaften an sich und Andern; nur die begünstigt er, nur die will er ausgebildet wissen. Ganz entgegengesetzt wirkt der Abbé, er hat Sinn für alles, Lust an allem, es zu erkennen und zu befördern. Da muß ich doch wieder in die Rolle sehen! fuhr Jarno fort: — — —

Halten Sie inne, rief Wilhelm, ich habe das alles gelesen. — Nur noch einige Zeilen, versetzte Jarno, hier find' ich den Abbé ganz wieder: Eine Kraft beherrscht die andere, aber keine kann die andere bilden; in jeder Anlage liegt auch allein die Kraft, sich zu vollenden; das verstehen so wenig Menschen, die doch lehren und wirken wollen. — Und ich verstehe es auch nicht, ver-

setzte Wilhelm. — Sie werden über diesen Text den Abbé noch oft genug hören, und so lassen Sie uns nur immer recht deutlich sehen und fest halten, was an uns ist, und was wir an uns ausbilden können: lassen Sie uns gegen die Andern gerecht seyn, denn wir sind nur in so fern zu achten, als wir zu schätzen wissen. — Um Gotteswillen! keine Sentenzen weiter! ich fühle, sie sind ein schlechtes Heilmittel für *ein* verwundetes Herz. Sagen Sie mir lieber, mit Ihrer grausamen Bestimmtheit, was Sie von mir erwarten, und wie und auf welche Weise Sie mich aufopfern wollen. — Jeden Verdacht, ich versichere Sie, werden Sie uns künftig abbitten. Es ist Ihre Sache, zu prüfen und zu wählen, und die unsere, Ihnen beyzustehen. Der Mensch ist nicht eher glücklich, als bis sein unbedingtes Streben sich selbst seine Begränzung bestimmt. Nicht an mich halten Sie sich, sondern an den Abbé; nicht an sich denken Sie, sondern an das, was Sie umgiebt! Lernen Sie, zum Beyspiel, Lothario's Trefflichkeit einsehen, wie sein Ueberblick und seine Thätigkeit unzertrennlich mit einander verbunden sind, wie er immer im Fortschreiten ist, wie er sich ausbreitet und Jeden mit fortreißt. Er führt, wo er

auch sey, eine Welt mit sich, seine Gegenwart belebt und feuert an. Sehen Sie unsern guten Medicus dagegen! Es scheint gerade die entgegengesetzte Natur zu seyn. Wenn Jener nur ins Ganze und auch in die Ferne wirkt, so richtet Dieser seinen hellen Blick nur auf die nächsten Dinge; er verschafft mehr die Mittel zur Thätigkeit, als daß er die Thätigkeit hervorbrächte und belebte; sein Handeln sieht einem guten Wirthschafter vollkommen ähnlich, seine Wirksamkeit ist still, indem er einen Jeden in seinem Kreise befördert; sein Wissen ist ein beständiges Sammeln und Ausspenden, ein Nehmen und Mittheilen im Kleinen. Vielleicht könnte Lothario in Einem Tage zerstören, woran dieser Jahre lang gebaut hat; aber vielleicht theilt auch Lothario in einem Augenblick Andern die Kraft mit, das Zerstörte hundertfältig wieder herzustellen. — Es ist ein trauriges Geschäft, sagte Wilhelm, wenn man über die reinen Vorzüge der Andern in einem Augenblicke denken soll, da man mit sich selbst uneins ist; solche Betrachtungen stehen dem ruhigen Manne wohl an, nicht dem, der von Leidenschaft und Ungewißheit bewegt ist. — Ruhig und vernünftig zu betrachten ist zu keiner Zeit schädlich, und

indem wir uns gewöhnen, über die Vorzüge Anderer zu denken, stellen sich die unsern unvermerkt selbst an ihren Platz, und jede falsche Thätigkeit, wozu uns die Phantasie lockt, wird alsdann gern von uns aufgegeben. Befreyen Sie, wo möglich, Ihren Geist von allem Argwohn und aller Aengstlichkeit! Dort kommt der Abbé; seyn Sie ja freundlich gegen ihn, bis Sie noch mehr erfahren, wie viel Dank Sie ihm schuldig sind. Der Schalk! Da geht er zwischen Natalien und Theresen; ich wette, er denkt sich was aus. So wie er überhaupt gern ein wenig das Schicksal spielt, so läßt er auch nicht von der Liebhaberey, manchmal eine Heirath zu stiften."

„Wilhelm, dessen leidenschaftliche und verdrießliche Stimmung durch alle die klugen und guten Worte Jarno's nicht verbessert worden war, fand höchst undelicat, daß sein Freund, gerade in diesem Augenblick, eines solchen Verhältnisses erwähnte, und sagte, zwar lächelnd, doch nicht ohne Bitterkeit: ich dächte, man überließe die Liebhaberey, Heirathen zu stiften, Personen, die sich lieb haben."

6.

Werther den Lehrjahren gegenüber-gestellt, als im Nachtheile jener bloßen Gefühls- und Empfindungsmaxime, die sich herrschend an die Spitze des Alls zu stellen gedenkt.

„Was ist der Mensch, der gepriesene Halbgott! Ermangeln ihm nicht eben da die Kräfte, wo er sie am nöthigsten braucht? Und wenn er in Freude sich aufschwingt, oder im Leiden versinkt, wird er nicht im beyden da aufgehalten, eben da zu dem stumpfen, kalten Bewußtseyn wieder zurückgebracht, da er sich in der Fülle des Unendlichen zu verlieren sehnte?“

Aus Werthers Leiden.

7.

Entgegengesetzte Maxime der Lehrjahre, welche den Menschen aus einer ungeheuren Entfernung auf das ihm Gemäße zurückzuführen und ihn mit Vortheil zu beschränken zur Absicht hat.

„Für den Menschen ist nur das Eine ein Unglück, wenn sich irgend eine Idee bey ihm festsetzt, die keinen Einfluß im thätigen Leben hat, oder ihn wohl gar vom thätigen Leben abzieht."

„Es sind nur wenige, die den Sinn haben, und zugleich zur That fähig sind. Der Sinn erweitert, aber lähmt; die That belebt, aber beschränkt."

„Der Mensch ist zu einer beschränkten Lage geboren; einfache, nahe, bestimmte Zwecke vermag er einzusehen, und er gewöhnt sich, die Mittel zu benutzen, die ihm gleich zur Hand sind, so bald er aber ins Weite kommt, weiß er weder, was er will, noch was er soll, und es ist ganz einerley, ob er durch die Menge der Gegenstände zerstreut, oder ob er durch die Höhe und Würde derselben außer sich gesetzt werde. Es ist immer sein Unglück, wenn er veranlaßt wird, nach etwas zu streben, mit dem er sich durch eine regelmäßige Selbstthätigkeit nicht verbinden kann."

„Der Mensch ist nicht eher glücklich, als bis sein unbedingtes Streben sich selbst seine Begränzung bestimmt."

„Thätigkeit ist das Erste und Letzte im Menschen, und man kann nichts thun, ohne die

Anlage dazu zu haben, ohne den Instinct, der uns dazu treibt. Man giebt zu, daß Poeten geboren werden, man giebt es bey allen Künsten zu, weil man muß, und weil jene Wirkungen kaum scheinbar nachgeäfft werden können; aber, wenn man es genau betrachtet, so wird jede, auch nur die geringste Fähigkeit, uns angeboren, und es giebt keine unbestimmte Fähigkeit. Nur unsere zweydeutige, zerstreute Erziehung macht die Menschen ungewiß; sie erregt Wünsche, statt Triebe zu beleben, und, anstatt den wirklichen Anlagen aufzuhelfen, richtet sie das Streben nach Gegenständen, die so oft mit der Natur, die sich nach ihnen bemüht, nicht übereinstimmen."

„Nur alle Menschen machen die Menschheit aus, nur alle Kräfte zusammengenommen die Welt. Diese sind unter sich oft im Widerstreit, und, indem sie sich zu zerstören suchen, hält sie die Natur zusammen, und bringt sie wieder hervor. Von dem geringsten thierischen Handwerkstriebe bis zur höchsten Ausübung der geistigen Kunst, vom Lallen und Jauchzen des Kindes bis zur trefflichen Aeußerung des Redners und Sängers, vom ersten Balgen des Knaben bis zu den ungeheuren Anstalten, wodurch Län=

der erhalten und erobert werden, vom leichtesten Wohlwollen und der flüchtigsten Liebe bis zur heftigsten Leidenschaft und zum ernstesten Bunde, von dem reinsten Gefühl der sinnlichen Gegenwart bis zu den leisesten Ahnungen und Hoffnungen der entferntesten geistigen Zukunft, Alles das, und weit mehr, liegt im Menschen, und muß ausgebildet werden; aber nicht in Einem, sondern in Vielen. Jede Anlage ist wichtig und muß entwickelt werden. Wenn Einer nur das Schöne, der Andere nur das Nützliche befördert, so machen beyde zusammen erst einen Menschen aus. Das Nützliche befördert sich selbst, denn die Menge bringt es hervor und Alle können's nicht entbehren; das Schöne muß befördert werden, denn Wenige stellen's dar und Viele bedürfen's."

„Wie ich die Menschen sehe, scheint mir in ihrer Natur immer eine Lücke zu bleiben, die nur durch ein entschieden ausgesprochenes Gesetz ausgefüllt werden kann."

Aus Wilhelm Meisters Lehrjahren.

8.

Die wahre, ächte Kunst ist am meisten geeignet, den Menschen auf die innere Uebereinstimmung mit sich selbst und seines Gleichen zurückzuführen, indem sie das glücklichste äußere Gleichniß derselben zu seyn vermag.

„Ist doch wahre Kunst, rief Wilhelm aus, wie gute Gesellschaft: sie nöthigt uns auf die angenehmste Weise, das Maaß zu erkennen, nach dem und zu dem unser Innerstes gebildet ist.“

„Wilhelm konnte sich nicht genug der Gegenstände freuen, die ihn umgaben. Welch ein Leben, rief er aus; in diesem Saale der Vergangenheit! Man könnte ihn eben so gut den Saal der Gegenwart und der Zukunft nennen. So war Alles, und so wird Alles seyn! Nichts ist vergänglich, als der Eine, der **genießt** und **zuschaut**. Hier dieses Bild der Mutter, die ihr Kind ans Herz drückt, wird viele Generationen glücklicher Mütter überleben. Nach Jahrhunderten vielleicht erfreut sich ein Vater dieses bärtigen Mannes, der seinen Ernst ablegt, und

sich mit seinem Sohne neckt. So verschämt wird durch alle Zeiten die Braut sitzen, und bey ihrem stillen Wünschen noch bedürfen, daß man sie tröste, daß man ihr zurede; so ungeduldig wird der Bräutigam auf der Schwelle horchen, ob er herein treten darf.“

„Wilhelms Augen schweiften auf unzählige Bilder umher. Vom ersten frohen Triebe der Kindheit, jedes Glied im Spiele nur zu brauchen und zu üben, bis zum ruhigen abgeschiedenen Ernste des Weisen, konnte man, in schöner lebendiger Folge, sehen, wie der Mensch keine angeborne Neigung und Fähigkeit besitzt, ohne sie zu brauchen und zu nutzen. Von dem ersten zarten Selbstgefühl, wenn das Mädchen verweilt, den Krug aus dem klaren Wasser wieder herauf zu heben, und indessen ihr Bild gefällig betrachtet, bis zu jenen hohen Feyerlichkeiten, wenn Könige und Völker zu Zeugen ihrer Verbindungen die Götter am Altare anrufen, zeigte sich alles bedeutend und kräftig.“

„Es war eine Welt, es war ein Himmel, der den Beschauenden an dieser Stätte umgab, und außer den Gedanken, welche jene gebildeten Gestalten erregten, außer den Empfindungen, welche sie einflößten, schien noch etwas Anderes

gegenwärtig zu seyn, wovon der ganze Mensch sich angegriffen fühlte. Auch Wilhelm bemerkte es, ohne sich davon Rechenschaft geben zu können. Was ist das? rief er aus, das, unabhängig von aller Bedeutung, frey von allem Mitgefühl, das uns menschliche Begebenheiten und Schicksale einflößen, so stark und zugleich so anmuthig auf mich zu wirken vermag? Es spricht aus dem Ganzen, es spricht aus jedem Theile mich an, ohne daß ich jenes begreifen, ohne daß ich diese mir besonders zueignen könnte! Welchen Zauber ahn' ich in diesen Flächen, diesen Linien, diesen Höhen und Breiten, diesen Massen und Farben! Was ist es, das diese Figuren, auch nur oben hin betrachtet, schon als Zierrat so erfreulich macht! Ja ich fühle, man könnte hier verweilen, ruhen, Alles mit den Augen fassen, sich glücklich finden und ganz etwas anderes fühlen und denken, als das, was vor Augen steht."

„Und gewiß! Könnten wir beschreiben, wie glücklich alles eingetheilt war, wie an Ort und Stelle durch Verbindung, oder Gegensatz, durch Einfärbigkeit, oder Buntheit, Alles bestimmt, so und nicht anders erschien, als es erscheinen sollte, und eine so vollkommene, als deutliche Wir-



kung hervorbrachte, so würden wir den Leser an einen Ort versetzen, von dem er sich sobald nicht zu entfernen wünschte."

„Durch die zusammentreffende Kunst erfährt ein jeder erst, was der Mensch sey, und was er seyn könne."

„Jeder hat sein eigen Glück unter den Händen, wie der Künstler eine rohe Materie, die er zu einer Gestalt umbilden will. Aber es ist mit dieser Kunst, wie mit allen; nur die Fähigkeit dazu wird uns angeboren, sie will gelernt und sorgfältig ausgeübt seyn."

Aus Wilhelm Meisters Lehrjahren.

Jeder unserer Leser, den ein ausgesprochenes Wort sofort reizt zu weitern Verknüpfungen, Ausführungen, Vergleichungen, Folgerungen aus dem Sinne desselben, bringt gewiß sogleich die längere Stelle, die wir unter gegenwärtiger Nummer aus dem Meister angeführt, mit jener frühern längern, aus dem Werther mitgetheilten, in Verbindung; und der Sinn, der Geist beyder Werke wird sich ihm hoffentlich, seiner Eigenthümlichkeit und Verschiedenheit nach, bis auf

den Grund ausdrücken. Vorzüglich darum habe ich diese längern Auszüge gemacht, um dem Leser alsbald zu vermögen, das, was im Haupttext nur begrifflich ausdrückt, und summarisch angedeutet werden konnte, sich in die vollste Anschauung des Wirklichen und Vorhandenen zu verwandeln.

9.

In wiefern der Meister den Werther ergänzt, und zwar indem beyde Werke sich in dem Verhältniß von Vorsatz und That, von Empfinden und Leisten, Betrachten und Vermögen fast zu einander verhalten, kommt der Moment vorzüglich in Betracht, durch welchen die Richtung im Meister gezeitigt und entschieden wurde.

Will man den bestimmten äußern Anlaß kennen lernen bey welchem sich jene durch den traurigen Ausgang des Werther vorläufig angeregte Epoche, die im Meister in all ihrer Breite und in ihrem ganzen Umfange geschildert ist, völlig entwickelte; so muß man sich an die Reise Goethe's nach Italien, zur vollendeten Kunst-

welt, erinnern, und in das Land, das einst der Schauplatz einer ungeheuren Geschichte von Wirkungen, Thaten, Handlungen und Gestaltungen gewesen war, die alle nur aus der Menschenkraft hervorgegangen und ganz rein innerhalb eines menschlichen Wollens und menschlicher Anlässe, von der schönsten Entfaltung bis zur gränzenlosesten, verruchtesten Ausartung sich hielten, und wobey die Natur fernab lag, ja völlig verdeckt blieb, und eine jede Richtung auf dieselbe nur eine, von einem andern unterjochten Volke erst aufgenommene und geliehene war.

Kein Geschichtskundiger wird ablaugnen können, daß jener Hauptunterschied der Römer von den Griechen sich darin eigentlich hervorthut, daß jene ersteren, was diese letzteren noch selbständig an der Natur behandeln und ehren mochten, indem sie es an die ideellen Seiten ihrer eigenen physischen Natur heranleiteten, sogleich an die realen Seiten ihrer mächtigen physischen Organisation herüberzogen, zu unmittelbarem Gebrauch, zu unmittelbarer nützlicher, bedeutender, wirkender Anwendung.

Denn eigentlich sind alle Arten unfähiger, die Natur als Natur zu gewahren und zu behandeln, als sämmtliche Neuern, obgleich sie ihr

durch ihre mächtigen sinnlichen Anlagen näher zu stehen scheinen. Und das große Uebergewicht von einem Realen, Natürlichen, das den Alten beygelegt wird, darf nicht darauf gedeutet werden, daß sie fähiger gewesen wären, die Natur als Natur auszudrücken, sondern daß sie im Ausdruck des Menschlichen verfuhren, wie die Natur bey ihren Erzeugungen verfährt. Indem sie nun aber das natürliche Verfahren für den menschlichen Zweck anwandten, schlossen sie sich hierdurch eben am meisten von der Natur aus, weil wir einem Dinge seinen ursprünglichen Werth nicht mehr rauben können, als wenn wir es zwingen, da zu dienen und zu wirken, wozu es von Hause aus gar nicht bestimmt war.

So stellen vielleicht die Alten hierdurch den allergrößten Gegensatz der Menschheit und des menschlichen Geschlechts gegen die Natur und jede natürliche Verknüpfung und Anschließung des menschlichen Geschlechts an die Natur dar.

Im Gegentheil sind aber auch alle Neueren, weil sie nicht darauf gewiesen sind, in der Darstellung des Menschlichen durch ein natürliches Verfahren die Natur auszuschließen, um so aufgelegter, geeigneter, die Natur als Natur aufzunehmen; und der Werther, der Meister und

alle ähnlichen Arbeiten sind eben deßhalb, weil sie die Richtung auf Natur weit stärker ausdrükken, ganz und gar modern, so wie die Bewunderung des Antiken, die ihnen zum Grunde liegt, nicht dem Natürlichen gilt, sondern vielmehr einem Nichtnatürlichen, über der Natur Stehenden, das, indem die Natur jedoch hier in der Anwendung auf das Menschliche ganz und gar bezwungen worden, fast die Aehnlichkeit, das Gewicht und die Bedeutung von Natur erlangt.

Und so kann man sagen, wie alle Neuern, weil sie darin schwach organisirt sind, das Natürliche lebhaft fordern, und es sehnsüchtig verlangen, so streben alle Antiken sich davon loszumachen, und sie zwingen es stets menschlich in Form und Gebrauch sich zu zeigen. Und so werden auch alle reinern Neuern zur Natur und zur Antike stets sich hingezogen finden, je kräftiger, besonnener sie in ihren modernen Anlässen beharren; dahingegen sie die Natur und das Antike um so lebhafter nur dann zu verabscheuen anfangen werden, je mehr sie moderner Art und Natur zu seyn aufhören, d. h. gemeiner, aufgelöster, verdorbener werden. Denn eigentlich entspringt die ganze Entgegensetzung des Roman-

tischen, das unbedingte Hervorheben desselben über das Antike, aus einer solchen Gemeinheit, einer Auflösung moderner Natur; und wenn diese Entgegensetzung gerade in unsern Tagen am meisten Statt findet, so ist man gerade durch diese Art sich zu gebährden am allermeisten von jener ächt-modernen Art entfernt, der die ächt antike doch ewig unerreichbar seyn wird, wenn letztere von jener auch noch so gesucht, geschätzt und anerkannt wird.

Das romantische Element nämlich der modernen Natur ist fast auf eine verwandte Weise dem recht wahrhaft Menschlichen entgegengesetzt, wie es die Natur überhaupt in Beziehung auf das rein Menschliche ist. Nur wenn hier ein ganzer vollkommener Gegensatz Statt findet, indem die Natur in einem höhern Sinne so gut ein Ganzes mit eigenem festen, hohen Zweck darstellt, wie der Mensch und die Menschheit; so ist es dagegen dort nur ein unvollkommener, uneigentlicher Gegensatz, indem das Romantische nichts, als die Vermischung von einem Menschlichen und Nichtmenschlichen ist, welche jedesmal entsteht, indem die moderne Natur das ihr unentbehrliche Außen, um sich als ganz [illegible]

stellen, nicht in gesetzlicher, sondern willkührlicher Weise aufzunehmen beginnt.

So bestände denn eigentlich überhaupt der Unterschied moderner menschlicher Natur von der antiken darin, daß die moderne sich gezwungen sieht, um sich als ganz darzustellen, noch Etwas, was sie nicht selbst ist, aufzunehmen, und zwar, indem sie das Aufgenommene seiner Natur nach nicht tilgt, sondern es als selbständig behandelt, und ihm sein Recht widerfahren läßt. Dagegen lehnt die antike Natur alles Außen beständig ab; doch, da sie es nicht verhindern kann, daß es unaufhaltsam auf sie eindringe, so sucht sie es stets zu menschlicher Art und Natur hinüberzuführen, und in diese zu verwandeln.

So würde sich die antike Natur mit größerem productiven Talent begabt darstellen, vollkommen geschickt, als Mittel jedes Außen zu benutzen, um sich in sich selbst eigenthümlich menschlich, und zwar immer höher reflectirend und steigend aufzubauen: während die moderne Natur größern schauenden Sinn beurkunden würde, der neben dem rein Menschlichen noch ein Außermenschliches gleich anzuerkennen, und selbständig zu schätzen bemüht ist.

Die ganze unschuldige Naivetät, die nur mit sich selbst an den Dingen beschäftigt ist, und der betrachtende, viel gewahrende und bedenkende Ernst, die sich dergestalt auf beyde Seiten vertheilen, ergeben sich von selbst. Und so wird der Grieche dem Neuern ein ewiges Kind erscheinen, das nie über sich und Seinesgleichen im Himmel und auf Erden hinauskommen kann, während er selbst ängstlich schwer sich bemühen wird, die Gränzen zu ziehen, die ihm je erlauben werden, sein Gleichniß im Universum wiederzufinden, nachdem er es in der eigenen Brust aufgegeben.

Ruft man sich ins Gedächtniß, nach der Weise, wie Goethe seine italienische Reise selbst zu schildern angefangen, wie ihn der Eindruck der von menschlicher Kraft erschaffenen Kunstwelt zu ganz neuen Empfindungen und Gefühlen aufregt und fast überall bewältigt, ihn, der noch kurz vorher auf dieser Reise selbst, die Natur allein bewunderungswürdig, groß und mächtig wirkend fand, und nichts eifriger zu thun hatte, als die Atmosphäre, Wind, Wetter und Regen, und die Strömungen der Wässer, den Zug der Gebirge, die Schichtungen der Erde zu beobachten, um daraus für seine Welterschaffung

etwas zu gewinnen; so hat man ganz deutlich jene beyden Epochen sich nahe gerückt, wovon die eine mit ihrem ersten unglücklichen Anfang im Werther geschildert ist, die andere aber, die uns im Meister in ihrer Vollendung erscheint, eben jetzt sich entschieden zu entwickeln beginnt. . . .

Ich wünschte mir aber, nur recht deutlich hervorgehoben zu haben, wie im Werther die Natur mit Uebergewicht über den Menschen geschildert ist, und wie dagegen im Meister die menschliche Kraft so sehr und in solcher Höhe culminirt, daß die Natur gegen diese Thätigkeit, gegen diese schaffende Gewalt, die im Menschen liegt, mit ihren Hervorbringungen, und mit ihrer Schöpfungsweise, als bloßes, rohes Element zurücktreten muß. . . .

Beyläufig sey es übrigens hier erwähnt, daß eine höhere und dritte Behandlung der Natur, wo dieselbe weder als in einem feindlichen Gegensatz zum Menschen befindlich genommen, wie es in Werthers Leiden geschildert ist, noch als tüchtige, weite Stoffsphäre betrachtet wird, in der sich die menschlichen productiven Anlagen mit Uebergewicht versuchen könnten, wie es in Wilhelm Meisters Lehrjahren gezeigt ist, sich in dem

wissenschaftlichen Werke Zur Farbenlehre und in dem neubegonnenen Werke Zur Morphologie und Naturwissenschaft überhaupt findet. Hier ist in der höchsten und vollendetsten wissenschaftlichen Methode jede Rücksicht auf einen bloß menschlichen Zweck, in der Betrachtung und Erforschung der Natur an sich, zurückgedrängt. Es wird die Natur nur in der Beziehung auf sich und ihre Verhältnisse genommen, und der Bereich ihrer Zwecke dehnt sich dann so weit aus, daß die Rücksicht auf den Menschen, als ihren ersten, größten, vornehmsten Zweck gar nicht wahrgenommen wird, sondern, indem sie den menschlichen Hauptzweck überhaupt nicht zu berühren scheint, verwendet sie für den Menschen nicht mehr Sorgfalt, als für jedes andere ihrer Hervorgebrachten und in ihr Lebenden.

Doch da wir bey gegenwärtiger Betrachtung es nur mit dem poetischen und auf Kunst bezüglichen Werken Goethe's zu thun haben, so wird es hinreichend seyn, den Standpunct einer rein wissenschaftlichen Betrachtung im Allgemeinsten angedeutet zu haben, die dasjenige ganz anders zu behandeln sich genöthigt sieht, was das Gefühl, die Poesie und Kunst entweder gleich ver-

abscheuen, oder nur als Mittel höchstens für den Menschen gelten lassen mögen. Denn freylich steht die Natur in einem andern Verhältniß zu Gemüth, Einbildungskraft und Sinnen; und anders erscheint sie dem Geiste, der von allem Gemüthlichen abstrahirt, und versucht Verhältnisse des Daseyns zu erkennen, die ganz unabhängig vom Menschen und jeder Berührung mit ihm bestehen. Wenn im erstern Falle der Mensch, wo es ihn, sein höchstes und eigenthümlichstes Menscheninteresse gilt, mit Recht sich gegen die Natur ablehnend erweisen mag, so ist es dagegen einer rein wissenschaftlichen Ansicht, durch die er sich ins Außermenschliche zu erheben sucht, eben so gemäß, daß er dem Daseyenden, was er gewahrt, sein Recht an sich widerfahren lasse, so sehr dieß ihm nur, unbeschadet der Eigenthümlichkeit seiner eigenen Natur, möglich ist.

Und so heißt es denn mit Rücksicht auf dieß Letztere mit Recht S. VI. zur Morphologie:

„Wie Wenige fühlen sich von dem begeistert, was eigentlich nur dem Geiste erscheint! Die Sinne, das Gefühl, das Gemüth üben weit größere Macht über uns aus, und zwar mit

Recht: denn wir sind aufs Leben und nicht auf die Betrachtung angewiesen."

10.

Der Faust von Goethe stellt das Streben moderner Natur auf dem höchsten Puncte dar, mit einem Außen, mit einem Nicht-, ja mit einem Uebermenschlichen sich zu verbinden, zu einigen und ins Gleichgewicht zu setzen; und zwar wie das Streben im Werther nach unten zu in einer mehr realen Weise sich zeigte, so ist es hier ganz nach oben, im ideellsten Sinne, gewandt.

Bin ich ein Gott? Mir wird so licht!
Ich schau in diesen reinen Zügen
Die wirkende Natur vor meiner Seele liegen.
Jetzt erst erkenn' ich, was der Weise spricht:
„Die Geisterwelt ist nicht verschlossen;
„Dein Sinn ist zu, dein Herz ist todt!
„Auf! bade, Schüler, unverdrossen
„Die ird'sche Brust im Morgenroth."

Faust in der Tragödie gleiches Namens.

Eigentlich deutet schon die Zusammenfassung aller menschlichen Wissenschaft, die Faust am

Anfange zeigt, auf dieß höchste ideelle Ziel einer modernen Natur, wo es dieser nicht wohl wird, wenn sie mit ihrer ganz individuellen Natur an ein allgemeineres Ganze sich nicht anlehnen kann. Freylich springt Faust in die ganz falsche Behandlung dieses ideellen Elements sogleich hinüber, indem er die Magie ergreift, sobald er mit der Wissenschaft nicht ausreicht, oder vielmehr sie ihm nicht liefert, was er unbedingt wünscht. Und so beginnt hier sogleich jene Vermischung des Menschlichen mit dem Außer= und Nichtmenschlichen, die wir unter der vorigen Nummer rügten, indem sie das romantische Element erzeugt, das durch ein Fabelhaftes, durch Fiction sich über die Region des Wahren und Wirklichen hinüberzuhelfen sucht, die es auf rechtem, gesetzlichen Wege nicht erreichen kann. Denn dieß ist die Aufgabe des Faust, zu zeigen, wie der Mensch, der vom Höchsten begonnen hatte, sich in ein Unterstes verlieren konnte, und in das Gebiet der Lüge, des Trugs, vom Glanze schon halb geahneter Himmelsklarheit herabgezerrt werden mußte.

11.

Es ist die Zerstörung, die Verderbung, die Aufhebung des ganzen höchsten ideellen Elements seiner Natur, sobald der Mensch mit der Vorstellung sich nicht zum Ersten vertraut machen kann, daß der eigentliche Gegenstand dieses ideellen Wesens, seiner Natur nach, schlechthin unerreichbar sey, und unerreichbar seyn müsse, dergestalt, daß die Nähe des Menschen zu demselben nur dann wächst, inwiefern der Mensch freywillig diese Ferne sich redlich einzugestehen einwilligt, und es mit allem Vertrauen, das Rechteste gethan zu haben, aufgeben mag, mit irgend einem Maaße, oder Gleichniß ihm beykommen zu wollen.

Es ist nur eine Weile, daß der Mensch so beginnt:

Ich fühl's, du schwebst um mich, erflehter Geist.
Enthülle dich!
Ha! wie's in meinem Herzen reißt!
All' meine Sinnen sich erwühlen!

Ich fühle ganz mein Herz dir hingegeben!
Du mußt! Du mußt! und kostet' es mein Leben!

oder daß er fortzufahren im Stande ist:

Erhab'ner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
Warum ich bat. Du hast mir nicht umsonst
Dein Angesicht im Feuer zugewendet.
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
Vergönnest mir, in ihre tiefe Brust,
Wie in den Busen eines Freund's, zu schauen.
Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbey, und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.
Und wenn der Sturm im Walde braust und knarrt,
Die Riesenfichte, stürzend Nachbaräste
Und Nachbarstämme quetschend, niederstreift,
Und ihrem Fall dumpf hohl der Hügel donnert:
Dann führst du mich zur sichern Höhle, zeigst
Mich dann mir selbst, und meiner eignen Brust
Geheime, tiefe Wunder öffnen sich.
Und steigt vor meinem Blick der reine Mond
Besänftigend herüber, schweben mir
Von Felsenwänden aus dem feuchten Busch
Der Vorwelt silberne Gestalten auf,
Und lindern der Betrachtung strenge Lust.

Denn er muß vielmehr schließen:

Ich, Ebenbild der Gottheit, das sich schon
Ganz nah gedünkt dem Spiegel ew'ger Wahrheit,

Sein selbst genoß in Himmelsglanz und Klarheit
Und abgestreift den Erdensohn;
Ich, mehr als Cherub, dessen freye Kraft
Schon durch die Adern der Natur zu fließen
Und, schaffend, Götterleben zu genießen,
Sich ahnungsvoll vermaß, wie muß ich's büßen!
Ein Donnerwort hat mich hinweggerafft.

Faust am angezeigten Orte.

12.

Maaß und Gewicht der Wissenschaft gelten selbst in dem realen Kreise des Wissens nur von unten; dann aber, sobald die untersten Stufen überstiegen sind, giebt's nur ein Rechnen und Messen nach Unendlichem, willst du weiter noch des Fortschritts dich erfreuen. In der ideellen Region aber mußt vom Anfange sogleich mit Maaßlosem zu beginnen dich gewöhnen, und indem du, ohne zu zählen, ohne dich besonders zu bestimmen, nur auf einmal dich ganz und all dein Maaß für immer hingiebst, empfängst du, was du sonst nie erreichst.

Ich fühle; vergebens hab' ich alle Schätze
Des Menschengeist's auf mich herbeygerafft;
Und, wenn ich mich am Ende niedersetze,
Quillt innerlich doch keine neue Kraft;
Ich bin nicht um ein Haar breit höher,
Bin dem Unendlichen nicht näher.

Weise Warnung des Mephistopheles:

O glaube mir, der manche tausend Jahre
An dieser harten Speise kaut,
Daß von der Wiege bis zur Bahre
Kein Mensch den alten Sauerteig verdaut!
Glaub' unser einem, dieses Ganze
Ist nur für einen Gott gemacht!
Er findet sich in einem ew'gen Glanze,
Uns hat er in die Finsterniß gebracht
Und euch taugt einzig Tag und Nacht.

13.

Es ist eigentlich Willkür, nicht ein ächtes Streben seiner Natur, wenn der Mensch vom Anfange bis zu Ende sein Gotteswissen nicht von aller Mehrung frey erhält, und wenn er wähnt, es sey hier seiner Zuthat noth, daß sich das Licht immer mehr erhelle, je mehrere der Verhältnisse entspringen

und herantreten, die ihm dieß uranfängliche Licht sichtbar und gewahr macht. So ist es dasselbe und eine Licht der Sonne, das alle Jahrszeiten begleitet, und das Licht bleibt; obwohl Winter und Eis, Frühling und Blumen, Sommer und Blüthen, Herbst und Früchte neu und wechselnd herantreten. Wechsele das Licht aber selbst, und du hast es fahl und unfruchtbar, wie das des Mondes, das dir wüst und traurig nur eine Nacht bescheint.

Der Faust von Goethe stellt uns den Kampf eines lebhaften energischen Individuums dar, das die Wissenschaft, welche eigentlich, selbst in ihrer bedingten Vollendung, nur ein Resultat der gesammten Kräfte der Menschheit und all' ihrer Geschlechter und ihres Lebens seyn kann, für seine Person ganz und vollständig mit einmal darstellen möchte. Der Hauptpunct bey diesem Kampfe ist, daß, indem das Individuum endlich die Unzulänglichkeit seiner Kraft eingestehen muß, die Aufgabe zu lösen, sich ein sittlicher Conflict in demselben entspinnt, und zwar, indem es den ewigen Urmaximen sittlicher Natur des Men-

schen am Schlusse dieselbe Ungewißheit leiht, welcher der Mensch preisgegeben wird, wenn er die Wirkungen und Gründe der Phänomene der umgebenden Welt und Natur richtig und vollkommen herzuleiten unternimmt. Der Gehalt dieser sittlichen Urmaximen ist jedoch ein nothwendiger, unbedingt gewisser, dessen Bedeutung nicht vermindert noch vermehrt wird, der Mensch mag sich über Ursprung, Entstehung, Zusammenhang derselben Rechenschaft zu geben wissen, oder nicht. Denn nicht auf eine richtige Herleitung, dem Wissen nach, ist es bey diesen Urmaximen abgesehen, sondern auf ein Thun und Vollbringen darnach, das, je unbedingter und unmittelbarer es aus diesen Urmaximen folgt, ohne alles Bedenken, Zaudern und Schwanken, desto vollkommener ist, und jede wissenschaftliche Rechenschaft darüber vollkommen ersetzt, welche ihrerseits bey der größten Vollkommenheit, ohne daß es übrigens zur That käme, nicht diese Lücke eben so zu suppliren im Stande ist. Dieß ist die höchste Gesetzlichkeit der sittlichen Region des Menschen. Und eben deßhalb schreiben wir diesen Maximen Ewigkeit, ja eine göttliche Nothwendigkeit zu, weil sie über alle Herleitung erhaben sind. Denn wenn Ableitung des Vorhan=

denen aus seinen Gründen dem Menschen überhaupt nur in sehr wenigen Fällen gelingt, er zwar Wirkungen auf Wirkungen gewahrt, ohne das Wesen zu erblicken, und selbst nur eine vollständige Geschichte dieser Wirkungen ihn über das Wesen aufklärt: so ist leicht einzusehen, wie das menschliche Individuum um die schönsten, wichtigsten, reinsten Effecte seiner Natur sich selbst bringen müsse, wenn es ihre Gültigkeit nicht eher bey sich zugeben will, als bis es den Grund derselben nach seiner Weise eingesehen zu haben glaubt. Der Mensch soll und muß jedoch einmal das Vertrauen haben, daß das Gute, worauf ihn Gott und die Natur gewiesen, ein schlechthin Gutes sey; denn er trägt den Dank für dasselbe nur eben dadurch ab, erwirbt sich das Verdienst um das Verliehene nur damit, daß er weder an ihm selber, noch an der Quelle zweifelt, rechtet und markt, es sey sogar, daß gewisse dringende weitere Aufschlüsse, zu denen der Wunsch das Verliehene selbst erregt, schlechthin als unmöglich sich darstellen.

Daß ich erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammenhält,
Schau' alle Wirkenskraft und Saamen.

Was bin ich denn, wenn es nicht möglich ist,
Der Menschheit Krone zu erringen,
Nach der sich alle Sinne dringen?

Der Gott, der mir im Busen wohnt,
Kann tief mein Innerstes erregen;
Der über allen meinen Kräften throht,
Er kann nach außen nichts bewegen.

Faust a. a. Ort.

14.

Des Menschen höchstes Verdienst bleibt es, wenn er die Anlässe in jeder Gegenwart, die ihm ein Nützliches, Wahres und Gutes zu wirken verstatten, so ergreift, daß er überzeugt ist, wenn er ihnen Genüge gethan, er habe das Menschengemäße vollbracht. Und hier ist nicht das Bedeutende, Große, Ferne, Außerordentliche, was dieses Verdienst besonders gründen hilft; sondern, wenn der Mensch jeden, selbst den geringsten Anlaß, ein Rechtes zu thun, dem größ-

ten gleich, treu und sorgsam behandelt, so hat er seine Aufgabe gelöst. Der Wille, die Gesinnung, aus der wir handeln, bestimmt bey weitem mehr den Werth dessen, was wir thun, als der Umfang dessen, was geschieht und geschehen kann.

„Da, wo du bist, da, wo du bleibst, wirke, was du kannst, sey thätig und gefällig und laß dir die Gegenwart heiter seyn! — Es ist gut, daß der Mensch, der erst in die Welt tritt, viel von sich halte, daß er sich viele Vorzüge zu erwerben denke, daß er alles möglich zu machen suche; aber, wenn seine Bildung auf einem gewissen Grade steht, dann ist es vortheilhaft, wenn er sich in einer größern Masse verlieren lernt, wenn er lernt um Anderer Willen zu leben und seiner selbst in einer pflichtmäßigen Thätigkeit zu vergessen. Da lernt er erst sich selbst kennen; denn das Handeln eigentlich vergleicht uns mit Andern.“

Aus Wilhelm Meisters Lehrjahren.

15.

Hat derjenige, der nützlich, löblich, tüchtig zu wirken gedenkt, sich schon eine große Beschränkung gefallen zu lassen, so werden wir durch das Christenthum noch weiter belehrt, daß da, wo das menschliche Handeln den höchsten Werth zu erlangen vermag, wenn es nämlich in jenem himmlischen Sinne der Gottergebenheit geschieht, eine noch größere Beschränkung, ein noch kleinerer Raum hinreichend sey, um den Menschen zu diesem Allerhöchsten hinanzuleiten. Der zarte Hauch einer liebevollen Gesinnung, welche Ergebenheit, Treue, Geduld, Vertrauen, und nur bloßen Glauben ausdrückt, ist hier genügend, um denjenigen, der so schöne Eigenschaften hegen kann, auf den höchsten Gipfel des Reinmenschlichen, was die Natur in die überirdische Region versetzt, hinaufzuheben.

Chor der Engel
im
Faust.

Christ ist erstanden!
Freude dem Sterblichen,
Den die verderblichen,
Schleichenden, erblichen
Mängel umwanden.

Christ ist erstanden!
Selig der Liebende,
Der die betrübende,
Heilsam' und übende
Prüfung bestanden.

Christ ist erstanden
Aus der Verwesung Schooß.
Reißet von Banden
Freudig euch los!
Thätig ihn preisenden,
Liebe beweisenden,
Brüderlich speisenden,
Predigend reisenden,
Wonne Verheißenden:
Euch ist der Meister nah',
Euch ist er da!

Wenn das irdische Leben des Menschen meh-
rere Hauptgesichtspuncte zuläßt, auf die, wie zu

Mittelpuncten von verschiedenen Kreisen die Radien desselben laufen, so ist es gewiß, daß demjenigen Standpuncte, den das Christenthum gewährt, und derjenigen Gesinnung, zu der es den Menschen thätig und leidend auffordert, das Höchste beygelegt werden müsse. Denn hier ist die Sammlung zu einem Mittelpuncte, zu dem jeder nur den besten Willen mitbringen darf, ohne Rücksicht auf große besondere Fähigkeit und Fertigkeit des Geistes, oder Sinnes. Alles vielmehr, was ihm in diesen gebrechen könnte, wird ihm verliehen, und es hat der Mensch nur willig das, was ihm gegeben wird, und wie es ihm gegeben wird, aufzunehmen. Dagegen ist in jedem andern Kreise, sey es des Wissens, der Kunst, oder welches Könnens und Erfahrens, der Mensch auf seine eigenen Füsse gestellt und gewiesen. Er vertraut hier seiner Kraft Alles und allein. Und da er nichts empfangen will, was er nicht selbst sich erwerben, aneignen kann, so wird ihm, als einem trotzigen Gesellen, als einem argen Widerpart und eigensinnigen Gegner alles in den Weg gelegt, was zwar sein Beginnen nicht immer durchaus unmöglich machen muß, aber es stets doch so beengt, hemmt, niederzuziehen droht, daß er wohl am Schlusse, nach

langem Streite, einsehen lernt, jene Gesinnung sey nicht untadelig, die lieber gleich vom Anfange aus den Händen der Gottheit fertig empfangen, und von ihrem Wort, das da Mensch geworden, sich zu dem sogleich leiten lassen möge, wozu man in dem freyen Kampfe mit Natur und Welt zwar auch, und, dem Anscheine nach, sogar größer, voller gelangen könne, was aber doch mit solcher Anstrengung und Mühseligkeit, und unter Voraussetzung eines so großen Glükkes nur errungen werde, daß die Verluste, die vielen Einbußen und der Einstand, das Vergnügen und Bewußtseyn, selbst die Bahnen zu allen sich gebrochen zu haben, zu gar bescheidenen Maaßen in der Regel herabstimmen. Denn das Leben giebt immer am Ende nichts, worauf es nicht schon am Anfange deutete. Die Mitte ist es, die den Menschen über ein Mehr, oder Weniger täuscht, daß er den Anfang aus dem Auge verliert, und selten zu ihm sich wieder findet. Und so geschieht es dem einzelnen Individuum, so geschieht es dem Ganzen der Menschheit.

16.

Der Mensch wird es immer vergebens unternehmen, höhere Ansprüche, sie liegen nun wirklich, oder scheinbar in seiner Natur begründet, durchzusetzen, ehe die Zeit, der Anlaß kommt, den die Natur selbst festgesetzt hat, um ihn nach ihrem Sinne und Willen allein hierüber aufzuklären. Er versuche sich an einem solchen versagten Ziele, und er wird finden, daß er im eigenen Kreise selbstgefällig sich bloß herumgetrieben, daß er dem Gegenstande sein eigen Bild nur untergeschoben, den er zu kennen, zu fassen gedachte.

Um die Vermessenheit des über seine Menschensphäre, das Irdische und den in einer bestimmten Begränzung und Mäßigung gezogenen Wirk- und Handlungskreis, hinausdringenden Faust aufzuhalten, und ihn zu warnen, spricht der aus seinen Erdtiefen hervorgerufene, und in Kräften irdischer Natur das lebendige Kleid der Gottheit wirkende Geist der Erde:

Du gleichst dem Geist, den du begreifst,
Nicht mir!

(verschwindet)

Faust (zusammenstürzend)

Nicht dir!
Wem denn?
Ich Ebenbild der Gottheit!
Und nicht einmal dir.

Die Scene mit dem Erdgeist ist im Faust einer der bedeutendsten Momonte, welche der Dichter hervorgerufen, um Idee und Zweck seiner Unternehmung zu exponiren; denn hier werden bestimmt alle Ansprüche, alle Hoffnungen und Träume niederschlagen, die sich der Mensch auf eine falsche Weise von dem Wesen und der Macht seiner Wissenschaft machen kann, welche nie und nimmer dahin gehen kann, was sie ihm auch enthülle, ihn über das aufzuklären, worin er selbst ein Mehr sich erscheinen könnte, sondern worin Gott und die Natur allein als Unergründliches ihm sich zeigen. Wie es denn zur Farbenlehre ausgesprochen ist, „daß ein ächtes wissenschaftliches Bestreben überall nur Gott und die Natur zu ehren suche.

Was aber ist der Erfolg nach jenem Verschwinden des Geistes, den Faust gewisser hoe

her Vorzüge wegen, unter sich bannen zu können wähnte, und der größer, unfaßlicher sich zeigte, als es für den Herausfodernden hätte seyn sollen? Die wissenschaftliche Paralyse zieht eine sittliche nach sich, und Faust glaubt der sittlichen Mahnungen seiner Natur quitt zu seyn, da für die wissenschaftliche Einsicht des Zusammenhanges des Ganzen Schwierigkeiten des Ohnmöglichen sich hervorgethan.

17.

Immer aber wird der Mensch selbst dann, wenn er den Irrthum einzusehen anfängt, sich von einem Princip des Bösen umgeben glauben; denn selbst bey dem besten Willen sieht er sich zu einem Rückschritt gezwungen, und alles Nöthigende, es sey durch falschen Gebrauch der Freyheit hervorgerufen, oder durch andere Umstände, was sich dem fortrollenden Strome des Wahns entgegenstellt, wird ihm um so schmerzlicher, widerlicher, je vollständiger, leidenschaftlicher er sich dem Gefühl seiner Frey-

heit und der auf sie gegründeten Kraft hingab; denn er erfährt und wird gewiß, daß er demjenigen, dem er sich vertrauen zu können glaubte, gar nicht zu vertrauen habe. Und so zerfällt in eine Zweyheit, was er als eine Einheit bisher besaß; das Ganze zertheilt sich in einen Gegensatz, der, im Widerspruch, Inneres und Aeußeres, den Menschen und die Welt von einem Gott und Teufel zugleich beherrscht seyn läßt. Denn was anders giebt dem Menschen die schönsten Vorstellungen, als was sich schließt, und was raubt ihm dieselben, als alles, was immer disparat sich zeigt, man füge es zusammen, wie man wolle?

Und so wirkt denn der falsche Versuch, den Faust auf dem Wege der Wissenschaft einmal unglücklich anstellte, unselig fort, und je mehr er in diese Wagschaale den einzigen höchsten Werth seiner Freyheit mit großem Entzücken uranfänglicher Gefühle legte, fühlt er sich um alles gebracht, als diese Wagschaale aufschnellt, und er mag an ein besonderes Wesen, das sich

als Teufel selbst aufführt, glauben, oder nicht, so bleibt die Wirkung; und der Mephistopheles unsers Dichters darf mit Recht sagen:

Ihm hat das Schicksal einen Geist gegeben,
Der ungebändigt immer vorwärts dringt,
Und dessen übereiltes Streben
Der Erde Freuden überspringt.
Den schlepp' ich durch das wilde Leben,
Durch flache Unbedeutenheit,
Er soll mir zappeln, starren, kleben,
Und seiner Unersättlichkeit
Soll Speis' und Trank vor gier'gen Lippen
schweben;
Er wird Erquickung sich umsonst erflehn,
Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel
übergeben:
Er müßte doch zu Grunde gehn.

Wenn der Sinn des ächten Gotteslehrers dahin geht, den Menschen vor der Welt, ihren Schätzen, Freuden und Genüssen zu warnen, weil immer zu fürchten ist, daß der Mensch zu großen Antheil hieran verschwende und die Ausbildung seiner edleren Natur versäume, so ist es dagegen umgekehrt der Sinn des weisen Dichters, zu zeigen, daß eine falsche Geringschätzung und Abwendung von der Welt und ihren Gegenständen eben so wenig zu Heil führe. Und so

wird der Leser sich nicht verwundern, wenn Faust, nachdem derselbe mit seinem Ueberstreben die Gunst des Himmels sich nicht erwerben konnte, noch weniger günstig von Mephistopheles aufgenommen wird, der als Teufel, wie immer, so auch dießmal, als Hüter und Herr der Herrlichlichkeiten der Welt und des Lebens auftritt. Und so sey es darum gethan, daß, nachdem er unsern Doctor, dem sich die Himmel verschlossen, doch noch erhält, daß er ihn nicht an die besten Schätze führt und nur spottend mit weisen Sprüchen über das hinzieht, was geschehen hätte können, wenn Faust vom Anfange manierlicher sich gezeigt. Denn eine Maske ist dieser Teufel doch nur, der sich als Teufel erst dann verstellt, wenn man als guten Gesellen in seiner ersten nicht zu viel versprechenden Gestalt ihn vornehm abgewiesen hat. So blickte Faust bey demjenigen, was er Himmelskind in seiner Natur war, auf das gering herab, was er Weltkind war, und da hat er's nun, daß das Weltkind mächtig sich erhebend, sich mit Seinesgleichen nach außen und innen verbindend, als furchtbarer Teufel, Lügner, Sophiste, nicht seyend, vexirend, ihn zwingt, den Teufel doch anzubeten.

18.

In den Wahlverwandtschaften ist hauptsächlich der Kampf einer menschlichen Natur dargestellt, die ihre sittliche Würde, gegen das aufgeregte untere Element in ihr, als eine heilige Verpflichtung durchzuführen sucht, und sich nicht irre machen läßt, obwohl sie vom Leben her keine Aufmunterung und Hülfe zu erwarten hat, indem hier in den höchsten geselligen Bestrebungen der Sinn ist, die Vereinigung dessen, was sich allenfalls sinnlich zusammenfügen mag, als höchste moralische Weltordnung für den Geist durchzuführen.

Daß es endlich darauf hinauslaufen kann, daß das höchste Gesetz aller menschlichen Verknüpfungen eine wahlverwandtschaftliche Beziehungsweise bloßer Naturkörper werde, darauf hinzudeuten, ist die Absicht des bedeutenden Gesprächs in dem geselligen Zirkel über die wahlverwandtschaftlichen Bezüge der äußern Naturgegenstände; wobey das Gespräch sich immer

mehr auf das am Menschen ähnliche obwaltende Verhältniß hinspielt.

19.

Und warum sollte der Mensch in seinen feindlichen Wirkungen nicht erfahren müssen, was eigentlich in seiner tiefen Gesetzlichkeit ihm doch nur zum Heile bestimmt ist, wofern er nur selbst dieser Gesetzlichkeit nicht entgegenarbeitet? Denn Magnetismus und ähnliche Phänomene deuten auf einen universellen Prozeß der Natur hin, der in seiner Vollendung den Effect höchster menschlicher Freyheit und ihre Begünstigung bezielt, aber freylich durch menschliche Willkür aus seinem Zusammenhange herausgerissen, in das Leben als ein rohes, wüstes, gränzenloses Phänomen hineintritt, das diejenigen, die ihm ihre Bewunderung zollen mögen, wie ein böses, schweres Schicksal beherrscht. Der Mensch gleicht einem Wagen dann; dessen Rosse Vernunft, bestimmt den Wagen zu ziehen,

von ihm selbst auf die sonderbarste Weise gezogen werden, und in gräßlicher Scheu gegen den Himmel auszuschlagen anfangen.

Diese Schicksalsmacht erfährt sogleich die weniger von Willkür freye, nicht so reine Charlottte, und von ihr gedrängt ruft sie gepreßt aus: „Es sind gewisse Dinge, die sich das Schicksal hartnäckig vornimmt. Vergebens, daß Vernunft und Tugend, Pflicht und alles Heilige sich ihm in den Weg stellen; es soll etwas geschehen, was ihm recht ist, was uns nicht recht scheint, und so greift es zuletzt durch, wir mögen uns gebärden, wir wir wollen.“ — Es ist höchst bedeutend, daß von allen Personen in den Wahlverwandtschaften die einzige Ottilie den Glauben an die Schicksalsmacht, die in übergewichtiger Opposition mit Vernunft und Tugend, Pflicht und allem Heiligen steht, nicht hat; ja, sie widersetzt sich standhaft einem solchen Glauben, obgleich sie den Wirkungen des feindseligen Elements nicht ganz entgehen kann, und Zufälle von einer wunderlichen Art, das Schwanken aller übrigen Personen, sie einladen, demjenigen Gesetzlichkeit und einen höhern Wink beyzulegen,

was nach der wahren, ächt menschlichen Ordnung doch ein Falsches ist. Und so wählt sie endlich lieber die stille Selbstverzehrung, die sie dem physischen Tode zuführt, als daß sie mit äußerem Leben und Wohlseyn eine unwürdige, gegen das Heilige und Gott bestehende Existenz auf diesem irdischen Weltboden führte.

Es ist eine Lieblingsidee Shakspeare's, das Leben der Mönche als das reinlichste und schönste von allem irdischen Daseyn darzustellen; denn, wenn die Wirkungen und Thaten seiner Helden, seiner Könige, größere, erfolgreichere seyn mögen, so ist doch mit dieser Größe, diesem rühmlichen Wirken, so viel Unheil verbunden, und es ist so selten möglich, die gewaltige Bahn rein und ohne Verwüstung zu vollenden, daß dagegen dieses spärliche Daseyn der klösterlichen Brüder dem erquicklichen Licht der kleinen Sterne gleicht, das in seiner milden Art das Auge ewig anzieht und befriedigt, während jene Sonnen es meist nur blenden, und alles versengen, was ihrer Licht- und Gluthgewalt sich entgegenstellt.

Und so ist es auch eine Lieblingsidee unsers Dichters, die Ehe als das wünschenswertheste, höchste Loos der beyden Geschlechter auf diesem

Erdenrunde darzustellen. Er nennt sie das irdische Paradies des Menschen, indem er ihre unverletzliche Heiligkeit darzustellen bemüht ist; und wir werden Gelegenheit haben, bey Erwähnung der natürlichen Tochter zu gedenken, wie er aus der traulichen, treuen, auf Pflicht gegründeten Verbindung der Paare die aus allen ihren Fugen gerissene Welt wieder aufbauen und allein nur herstellen zu können glaubt.

20.

Das Grundwesen der in den Wahlverwandtschaften unter den allerschwierigsten Verhältnissen durchgeführten sittlichen Ansicht hat Goethe schon in seinen Geheimnissen als mildern Fall früher dergestalt ausgesprochen:

Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort;
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt uns mit sich fort.
In diesem innern Sturm' und äußern Streite
Vernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort:

Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreyt der Mensch sich, der sich überwindet.

Es wolle Niemand bey einer solchen Ansicht Goethe eines willkürlich, nur dichterisch angenommenen Verhältnisses beschuldigen. Der Mensch gehört einmal von einer Seite, wie jeder zugeben wird, in den Umkreis der Natur, wie sehr er dagegen auch von einer andern Seite wieder frey und unabhängig für sich dasteht. Ueber Gewisses in seiner Natur vermag der Mensch mit all seiner Freyheit nichts. Es trifft ihn diese Nothwendigkeit bis in die höchsten geistigen Vorzüge, ja das ganze Verhältniß seiner Natur. Eine gewisse Stellung ist von der Beschaffenheit, daß, nachdem sie einmal vorhanden ist, nichts mehr an derselben verändert zu werden vermag, indem, wie es z. B. in der Geburt schon der Fall ist, wahrlich doch dieser nichts dafür kann, daß er mit einem ungeheuren Talent, jener dagegen nur mit einer spärlichen Anlage, oder als Weib und nicht als Mann geboren ist. Wie sollte nun aber, da wir sehen können, wie gleich von vorn herein ein Nothwendiges die Formen unwiderruflich fest-

setzt, unter denen das freye Wesen, der Mensch, nun einmal wirken und seine Freyheit entwickeln soll, ein gleiches Fortwalten eines ewigen Naturgesetzes nicht selbst bis dahin noch angenommen werden, wo der Mensch vorzugsweise als Mensch in der umfassendsten, unbedingtesten, ja unbändigsten Freyheit sich zu befinden glaubt, weil jene Nothwendigkeit hier, in der eigensten Beziehung auf den Menschen, doch nur einen solchen Punct zuletzt immer erreicht, über welchem die menschliche Freyheit als der höhere Gipfel schwebt, für den jener nothwendige Grund nur vorausgegangen ist, und dem sich nun diese Nothwendigkeit zum unbedingten Gebrauch überliefert? Aber freylich geschieht es auch nur dem vollen Gehalte, nicht der Form von dieser Freyheit, an den sich jene Nothwendigkeit unbedingt überliefern mag, während sie an der Form nur ihr bewältigendes Recht geltend macht.

Ist nun aber dieser Gehalt in demjenigen vorhanden, was wir das Sittliche, und die Form in demjenigen enthalten, was wir ein Begehren, ein Verlangen, das sich einen beliebigen Inhalt wählen kann, nennen, oder, um es anders auszudrücken, giebt es eine Freyheit, die durch ein Sollen bedingt ist, und eine andere,

die ein bloßes Wollen, und darum unendlich und unbegränzt ist, die sich jedesmal ihren Inhalt, der sie erfüllt, beliebig erwählt: so will Goethe es aussprechen, wie eine Menge der höchsten, aber doch nächsten und gewöhnlichsten Irrthümer in der Gesellschaft und im Leben nur dadurch entspringen, daß die Menschen das Wollen wegen seiner unbeschränkten Freyheit und Vielseitigkeit für sich allein nehmen mögen, und, statt ihm den sittlichen Gehalt aufzulegen, es zu mäßigen, und ihm einen Inhalt zu geben, irgend etwas anderes als Inhalt wählen. Für einen solchen beliebigen Inhalt aber mögen sie nun um nichts weniger den Gebrauch jener, für die Unterstützung der allervollkommensten menschlichen Freyheit bestimmten Naturnothwendigkeit ohne weiteres herausfordern, die in ihrer mächtigen Wirksamkeit dem Menschen immer faßlich und deutlich genug werden mag, weil das Gedeihen und Wohlbefinden der ganzen Natur des Menschen aus ihr hervorgeht: Wachsthum, Fülle, Kraft, klare, volle Empfindung und Empfänglichkeit, frische Erregung aller Vermögen, Gesundheit und Leben.

Aber indem sich nun jenes Nothwendige nicht so unbedingt behandeln läßt, für jeden be-

ständigen Inhalt, den sich das Wollen erwählt, um denselben zur Unterstützung zu dienen, so erfährt der Mensch gar bald einen immer mächtiger werdenden Widerstand, dem er entweder trotzt, wenn sein Wollen das ihm eigenthümliche voranfängliche Uebergewicht gegen jenes sich nach und nach erregende Gegengewicht des Naturnothwendigen noch zu erhalten vermag; oder es demüthigt sich der Mensch vor diesem Naturnothwendigen, sobald es sein Gegengewicht in einer solchen Enormität entwickelt, daß alles Gewicht des freyen Wollens, ja das Gewicht des sittlichen Gehalts selbst dazugenommen, nichts mehr vermögen, um es wieder aufzuwiegen. Vielmehr muß das Wollen die Natur des Nothwendigen selbst annehmen, indem das Nothwendige seine Natur in dasselbe hineinträgt.

Alsdann betet die Menschheit diese todtgeschliche Nothwendigkeit als den furchtbarwaltenden, sinneverwirrenden Gott in allem an. Er ist es nur, der Zusammenhang in alles Leben bringt, der die Geschichte erzeugt, und die Geschlechter an ihres Daseyns festgeschlungener Kette fortführt. Es wird dem todten Steine, dem starren Erdkörper, dem wandelnden Kometen, den Gestirnen, der Natur die göttliche Anbetung bezeugt,

veil der Mensch in dem Daseyn dieser jene un-
eheuren Gesetze waltend anschaut, in deren
Wirksamkeit seine ganze Natur, willkürlich ange-
gt, hinüber getrieben worden ist. Denn, wenn
r Mensch nicht frey will, woraus Leben und
les Tüchtige für ihn entspringt, so muß er
othwendig wollen, woraus Tod, Untergang,
rstörung und Verderben folgt.

Herrscht daher irgend ein sittliches Gefühl
ch vor, dessen Gewicht jedoch gegen die zu
eit angeregte Naturnothwendigkeit in schwerem
mpfe liegt: dann verwahrt sich der Mensch gegen
nen solchen schlimmen Fall dadurch, daß er diese
erwältigende Naturnothwendigkeit sich als ein
ner Natur widriges Wesen, als das Grund-
ment des Bösen, als Teufel bezeichnet. Oder,
nn er die Formen des Sittlichen nur noch be-
hrt, so sucht er — und dieß ist der schlimmste
ll — sich durch dieselben mit jenem Naturnoth-
ndigen ins Gleichgewicht zu setzen, indem er
demselben anpaßt, und alles mögliche Ver-
nftige damit verknüpft. Er nennt's ein Gött-
hes; und, weil er denn doch unaufhaltsam von
sem Nothwendigen fortgerissen wird, so charak-
isirt er es als das ewige Räthsel und Geheim-
ß, dem man nur durch ein tiefes Sinnen, Un-

forschen und Denken, durch einen vollen Ueber-
blick aller Geschichte und des dort sich hervor-
thuenden Zusammenhanges einige Klarheit ab-
gewinnen möge, dem man sich übrigens über-
geben müsse; denn, wie hart es auch walte, durch
Tod, Verderben und Untergang Vieler, ja gan-
zer Generationen; die ewige Liebe sey doch zu-
letzt bey ihm, und sie sey doch nur endlich de
Schluß von allen den Widersprüchen, die nichts
als irdisches Wesen sind. Eine solche Ansicht,
die man, weil sie Sittliches und Sinnliches mi
einander vermischt, und das Freye durch ein Schick
sal und Verhängniß, überhaupt durch das Noth
wendige, willkürlich abthun und beseitigen mag
im Ganzen als die mystische bezeichnen kann
eine solche Ansicht betrachtet wohl dann überhaup
das ganze irdische Leben und die ihm bestimm
gegönnten Vortheile als eine bloße Zufälligkei
und als Rauchwesen. So daß sie in ihre
Unbefriedigtheit sich am Ende erdreistet, gege
Gott und Natur zu behaupten, die ganze Ste
lung des Menschen auf dem gegenwärtigen Wel
boden sey eine Irregularität. Sie nimmt zule
einen verworrenen Fall des Menschen aus ein
andern Sphäre an, da doch nichts so sehr, a
eine solche Confusion, ein solches Fallen, d

dauernder, bestehender Zustand der Menschheit, gegen alle übrigen Eigenschaften Gottes, als des mächtigsten, am meisten harmonischen Wesens, streitet, welches die Ordnung der Welt und jedes Geschlechtes und Daseyns unverrückt in seiner ursprünglichen Stellung und in dem Zusammenhange des Ganzen erhält; und immer wieder herstellt und hervorbringt, mag das Einzelne noch so sehr widerstreben, oder wohl gar das Ganze selbst erschüttern wollen.

Damit jedoch alles Ausgesprochene klärer werde, und wie es vornehmlich mit dem hervortretenden Walten der angeregten Naturnothwendigkeit, die in der eigenen Menschennatur zum Dienste dieser ursprünglich vorhanden ist, gemeint sey, so eröffne ich Folgendes:

Verlangen wir von unserer physischen Natur eine Anstrengung, die über den Inhalt des Maaßes, das dem Menschen zu nöthigem Gebrauche für seine rechte Freyheit hinreichend verliehen worden, hinausgeht, so erfahren wir den augenblicklichen Widerstand gegen ein solches willkürliches Heranfordern und Aufrufen unserer Naturkraft durch das Hervortreten jenes Zustandes, der uns in das für uns abnorme Verhält-

niß des Schmerzes, der Krankheit, oder im höch-sten Falle auch des zu frühen Todes setzt.

Nun kann es scheinen, weil das geistig[e] Element von viel mächtigerem Umfange ist, al[s] das sinnliche, als ob es mit einem unermeßli-chen, gränzenlosen Wollen sich eher vereinigen las-se. Wegen seiner großen Erregbarkeit scheint e[s] fast keiner Verletzung fähig; dennoch ist die Ver-wirrung hier unendlicher, unauflöslicher, weil wegen der flüchtigen Erregung, und der große[n] Verwandlungsfähigkeit, der Mißgriff gegen di[e] ursprüngliche Natur-Gränze sich hinter diese un-erschöpflich scheinende Mannichfaltigkeit bestän-dig zurückzieht und dergestalt in diesem Wech-sel der tiefste Fehler sich zu verbergen im Stan-de ist.

In den Wahlverwandtschaften hat Goeth[e] in dem Verhältnisse Eduardens zu Charlotte[n] sodann in dem Verhältnisse Eduardens zu Otti-lien auf die möglichste Weise diesen geistige[n] Verstoß bemerkbar zu machen versucht.

Um das Phänomen möglichst sichtbar [zu] machen, führt er es in einer zartsinnlich[en] Gränze heran, indem er zunächst das Miß[ver]hältniß Eduardens und Charlottens an Jahr[en] hervorhebt; denn eine gewisse Berücksichtig[ung]

des Alters darf in geschlechtlichen Verhältnissen allerdings als von einer naturgemäßen Bedeutung angesehen werden.

Nun hatte aber Eduard überhaupt für das allerengste geschlechtliche Verhältniß Charlotten nicht nach einer innern sittlichen Nothwendigkeit herangefordert, sondern nach einem bloßen leidenschaftlichen Wollen, das vielleicht eben so sehr an seinem rechten Platze gewesen wäre, wenn der Gegenstand desselben eine so jugendliche, und so unwillkürlich mächtig aufragende Natur, von Ottiliens Art gewesen wäre.

Aber das Sittliche läßt andere Formen statt seiner nicht einschieben, so wenig als die Natur, aufgefordert, sich ihr Recht rauben und willkürlich mit sich dergestalt schalten läßt, daß sie nicht, wenn in ihrem tiefsten Mittelpunct angeregt, nun unaufhaltsam sich Platz machte.

Wie denn nun auch daher, sobald Ottilie Eduarden nahe kommt, als eine solche Natur, die mit jenen tiefsten Momenten der aufgeschlossenen Natur Eduardens einzig und allein übereinstimmte, und das volle Gegengewicht für dieselbe enthielt, Eduard unaufhaltsam fortgerissen und über alle Schranken des Sittlichen, ja alles eigenen Wollens hinaus, auf eine so

nothwendige, sich selbst unbewußte Weise zu Ottilien getrieben und von ihr angezogen wird, daß dem Verhältniß nichts anderes, als der Tod, als die Vernichtung der physischen Natur eine endliche Schranke zu setzen vermag.

Wenn nun aber der Mensch einen solchen Widerstand von seiner geistigen und sinnlichen Natur erfährt, von dem seine Freyheit überwältigt wird, so entspringt ihm die Empfindung von etwas Verhängnißvollem. Ein Schicksal nur, ungeheuer und schrecklich, scheint ihm die menschlichen Verhältnisse zu leiten, das sich vornimmt, etwas durchzuführen, wogegen der beste, reinste Wille des Menschen nichts vermöge, und dem er nur alles überlassen müsse, es entstehe, was da wolle.

Freylich wird dagegen eine vollkommen sittliche Natur nie einen solchen Zusammenhang anerkennen; sie wird einen solchen Widerstand, am allerreinsten menschlich genommen, für einen falschen anerkennen, gegen den der Mensch eher mit Untergang seiner irdischen Natur, deren aufgeregtes Element ihn eben veranlaßt, zu kämpfen habe, als daß er sich in ihn ergebe, und vielleicht dadurch wohl beschwichtige, doch auch

die sittliche eigenste und tiefste Menschennatur unwiderruflich zertrümmere.

Und hier stehe es nochmals ausgesprochen, daß es keineswegs die Absicht Goethe's sey, in jener bedeutenden Dichtung der Wahlverwandtschaften ein wahlverwandtschaftliches Verhältniß der Art, wie es die höchsten Bestimmungen und Bezüge der Körper der physischen Natur leitet, auch als ursprünglich waltendes Gesetz für die menschliche Natur anzunehmen. Vielmehr wollte er gerade darthun, wie das Gesetz, das allen Zusammenhang in der menschlichen Natur bildet, ein von jenem, den Zusammenhang in der Natur der Körper hervorbringenden, grundverschiedenes, ja ihm entgegengesetzt sey; und daß nur der Mensch, in wiefern er es aufgiebt, jenem eigensten Gesetz seiner Natur, und dem Zusammenhange, den er durch dasselbe sich frey schafft, zu folgen, in den Fall kommt, jenem Zusammenhange folgen zu müssen, der ihm keine Freyheit mehr übrig läßt, und auch der übrigen ganzen Natur angehört: in wiefern nämlich der Mensch selbst von einer gewissen Seite der Natur unläugbar angehört, und von diesen Seiten den Gesetzen des Chemismus, der Electricität, des Magnetismus, und der wahlverwandtschaft-

lichen Beziehungsweise ganz, wie die übrige Natur, unterworfen ist.

Nun kann zwar der Mensch mit Erfolg die ganzen Gesetze seiner sittlichen Natur umstoßen, aber er kann nicht auch zugleich jene physischen Gesetze eben so ummodeln, deren Zusammenhang hervorzubringen und zu schaffen nicht in dem Element seiner Freyheit begründet ist; wie es etwa in demselben begründet ist, daß der Mensch das Sittliche, den sittlichen Zusammenhang, in seiner Natur wollen und herbeyführen kann, oder nicht. Hier ist der physische Zusammenhang schon fertig, und jedes Rütteln und Zerren, Schaffen und Verändern desselben ruft ihn nur feindlich gegen das Wollen und den ganzen Menschen auf.

So ist denn aber Goethe weit entfernt, das Wesen der Natur und der Menschheit als Eins zu setzen, oder wechselseitig aus einander abzuleiten. Er stellt es vielmehr als ein himmelweit verschiedenes ursprüngliches Wesen fest, das sich nur äußerlich berührt, bey einer versuchten innern Austauschung aber zu aller möglichen Verwüstung und Zerstörung führt. Nicht die Natur, und nicht das Natürliche, sondern die Gottheit, das Himmlische, das rein Menschliche ist

das Ziel aller Menschenbildung. In einem Leben der Natur und in einem solchen, das auf Anschauung der Natur und ihrer Gesetze beruht, strebt der Mensch nur zurück, von der Menschheit ab, zu der er nur gelangt, wenn er sich völlig von der Natur als unabhängig betrachtet, in einem eignen großen Gesetz lebend, das die Natur nicht kennt, und in welchem der Mensch ihr unerreichbar, sie ihm dagegen, bis auf einen gewissen Grad, als dienstliches Element unterworfen ist.

Aus

Ottiliens Tagebuche.

„Wie man es nur über das Herz bringen kann, die garstigen Affen so sorgfältig abzubilden! Man erniedrigt sich schon, wenn man sie nur als Thiere betrachtet; man wird aber wirklich bösartiger, wenn man dem Reize folgt, bekannte Menschen unter dieser Maske anzusehen."

„Es gehört durchaus eine gewisse Verschrobenheit dazu, um sich gern mit Caricaturen und Zerrbildern abzugeben. Unserm guten Gehülfen danke ich's, daß ich nicht mit der Naturgeschichte

gedruckt worden bin: ich könnte mich mit Würmern und Käfern niemals befreunden."

„Diesmal gestand er mir, daß es ihm eben so gehe. Von der Natur, sagte er, sollten wir nichts kennen, als was uns unmittelbar lebendig umgiebt. Mit den Bäumen, die um uns blühen, grünen und Frucht tragen, mit jeder Staude, an der wir vorbeygehen, mit jedem Grashalm, über den wir hinwandeln, haben wir ein wahres Verhältniß, sie sind unsere ächten Compatrioten. Die Vögel, die auf unsern Zweigen hin und wieder hüpfen, die in unserm Laube singen, gehören uns an, sie sprechen zu uns, von Jugend auf, und wir lernen ihre Sprache verstehen. Man frage sich, ob nicht ein jedes fremde, aus seiner Umgebung gerissene Geschöpf einen gewissen ängstlichen Eindruck auf uns macht, der nur durch Gewohnheit abgestumpft wird. Es gehört schon ein buntes, geräuschvolles Leben dazu, um Affen, Papageyen und Mohren um sich zu ertragen."

„Manchmal, wenn mich ein neugieriges Verlangen nach solchen abenteuerlichen Dingen anwandelte, habe ich den Reisenden beneidet, der solche Wunder mit andern Wundern in lebendiger alltäglicher Verbindung sieht. Aber auch er

wird ein anderer Mensch. Es wandelt Niemand ungestraft unter Palmen, und die Gesinnungen ändern sich gewiß in einem Lande, wo Elephanten und Tiger zu Hause sind.“

„Nur der Naturforscher ist verehrungswerth, der uns das Fremdeste, Seltsamste, mit seiner Localität, mit aller Nachbarschaft, jedesmal in dem eigensten Elemente zu schildern und darzustellen weiß. Wie gern möchte ich nur einmal Humboldten erzählen hören!“

„Ein Naturalien-Cabinet kann uns vorkommen, wie eine ägyptische Grabstätte, wo die verschiedenen Thier- und Pflanzengötzen balsamirt umherstehen. Einer Priester-Caste geziemt es wohl, sich damit im geheimnißvollen Halbdunkel abzugeben; aber in dem allgemeinen Unterricht sollte dergleichen nicht einfließen, um so weniger, als etwas Näheres und Würdigeres sich dadurch leicht verdrängt sieht.“

„*Ein Lehrer, der das Gefühl an einer einzigen guten That, an einem einzigen guten Gedicht erwecken kann, leistet mehr, als einer, der uns ganze Reihen untergeordneter Naturbildungen der Gestalt und dem Namen nach überliefert: denn das ganze Resultat*

davon ist, was wir ohnedieß wissen können, daß das Menschengebild am vorzüglichsten und einzigsten das Gleichniß der Gottheit an sich trägt."

„Dem Einzelnen bleibe die Freyheit sich mit dem zu beschäftigen, was ihn anzieht, was ihm Freude macht, was ihm nützlich däucht; aber das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch."

Aus
Gott, Gemüth und Welt.

Und wer durch alle die Elemente
Feuer, Luft, Wasser und Erde rennte,
Der wird zuletzt sich überzeugen,
Er sey kein Wesen ihres Gleichen.

21.

War im Werther geschildert worden, wie die Natur in ihrer nächsten blendenden Erscheinung erst das Gefühl des Menschen warm anzieht, dann kalt abstößt; war ferner im Meister dann dargelegt worden, wie der Mensch die Natur für seinen eigenen Zweck und seine eigenthümlichste Thatkraft dennoch in ihrer Rohheit

als höchst förderliches Element und Material brauchen und nutzen könne, und war dieser Zweck selbst in der Beziehung, daß es den thätigen Gegensatz des Menschen gegen die Natur gilt, in der Kunst, als dem deutlichsten, am meisten in die Augen springenden Falle bezeichnet worden, und vorzüglich in der plastischen Kunst mit Beseitigung der mimischen, als von sehr subordinirten Range; endlich, war in den Wahlverwandtschaften darauf gewiesen worden, wie die Natur in ihrer gesetzlichen Wirkung am Menschen selbst eben so wenig eine Vermischung dulde, als für das Gefühl, sie als äußeres großes, imponirendes Phänomen, eine Vereinigung zuläßt: so wiederhohlen wir uns alsdann die Grundrichtung im Faust nochmals, wo der allerhöchste der Standpuncte, den der Mensch nehmen kann, behandelt ist, in wiefern er nämlich sein gesammtes Verhältniß zur Welt und zu Einem, was noch mehr, als die Welt ist, erwägt, und zwar

nicht einseitig bloß als fühlend, sinnend, denkend, forschend, aufnehmend, genießend, sondern zugleich leistend, gewährend, opfernd, entbehrend nach Mögen und Können, Dürfen und Sollen, in Wahl, Selbstbestimmung, Drang und Nöthigung, und wo es nun sich ausweist, in welcher Art der Mensch schlechthin gewinnen, und wiederum, in welcher er schlechthin verlieren müsse. Woraus sich denn zu allerletzt der ächte und der falsche Umkreis menschlichen Seyns und der ihm wirklich gegönnten und versagten Kraft und Wirksamkeit, mit allen den zutreffenden und abstoßenden Bedingungen der äußern Atmosphäre, des Elements von oben und unten, hüben und drüben, in welchem der Mensch lebt, webt und ist, umschreibt.

Es kann als die Grundrichtung im Faust nicht richtig angegeben erscheinen, wenn ich als solche den Versuch des Menschen angab, mit Hülfe der Vernunft und Wissenschaft, in die unmittelbare Nähe desjenigen zu gelangen, was

als höhere Natur in der Natur, oder als Gottheit dem innern Bewußtseyn des Menschen sich ergiebt, indem Faust mit der Klage über die Unzulänglichkeit aller Wissenschaft beginnt, und bald in die höchste Verachtung aller Vernunft und Wissenschaft verfällt.

Allein gerade diese Klage über die Unzulänglichkeit seiner Vernunft und das Unausreichende des menschlichen Wissens beweist die Höhe der Anforderungen, zu welchen sich Faust berechtigt hielt; so wie nicht minder die Ergreifung des magischen Elements nur hieraus hervorging. Mit dieser Ergreifung sollte der letzte Versuch, den sich ein träumerisches Wähnen des Menschen als möglich gedacht, gemacht werden, um der ahnenden, fühlenden Vernunft und ihrem Wissen jene lebendigste Wirksamkeit, und jene Macht und Kraft zu geben, welche den Menschen an das Göttliche unmittelbar selbst heranführe, den Gott im Busen, der, nach dem Sprachgebrauche Faustens, über allen Kräften thront, frey mache, und ihn, schaffend, Götterfülle genießen lasse.

So naturerfüllt wir Werthern, und von diesem Gefühl geängstigt und gequält finden, indem er sich von jenem glühenden Leben der Na-

tur ausgeschlossen sieht, welches er überall ausgeströmt findet, ohne es irgend zu einer ähnlichen Wirkung bringen, oder doch zuletzt nur jene Art der Natur zu wirken und zu schaffen mit den höchsten menschlichen Empfindungen und Gefühlen zusammenreimen zu können: eben so quält und ängstigt Fausten das Bewußtseyn seiner selbständigen, sich selbst überlassenen Vernunft und Wissenskraft. Er findet durch dieselbe sich in der übrigen Schöpfung auf eine so vorzügliche Höhe gestellt, daß er hierdurch gewissermaßen auf der einen Seite das Gleichniß der Gottheit darstellen kann. Dennoch aber vermag er sich auf der andern Seite auch nicht zu verbergen, indem er dieses göttergleiche Wesen der Vernunft auch wieder so vielen Irrthümern, Abweichungen und Widersprüchen anheimgegeben findet, wie diese Vernunft eben so sehr ein Nichts sey.

Und so wird hierdurch vorzüglich Faust zur höchsten Verzweiflung gebracht, indem diese so hohe, ihn auf der einen Seite mit dem enormsten, riesenmäßigsten Bewußtseyn und Selbstgefühl erregende Vernunft ihm, nach einer andern Seite hin, über Gewisses durchaus alle Kraft und Wirksamkeit versagt, und, wenn sie über

Manches das allerhellste, zu wünschendste Licht wirft, über Anderes nur einen trüben Schein zu verbreiten im Stande ist. In wildester Verzweiflung hierüber flucht er jenem hohen, klaren Lichte, das sich ihm nur von einigen Seiten zeigt, um der Finsterniß willen, die ihn von allen Seiten umfängt.

Doch so wie die menschliche productive Kraft gegen die schaffende Naturgewalt ihre Gränzen hat, und in ihrer Schöpfungsweise von jener überhaupt abweicht, so ist es mit der Vernunft, dem innersten Kern jener menschlichen schaffenden Gewalt, noch mehr der Fall, im Verhältniß zu demjenigen, was der Mensch als innersten, tief wirkenden, alles erregenden Kern des Alls, in der Gottheit, sich bekennt.

Wenn dem Menschen hier, in seiner vollen Wahrheit, das Verhältniß undenklich ist, und er alles dasjenige, was er geradezu positiv auszusprechen immer geneigt seyn und sich getrauen möchte, negativ noch als anders etwa gültig sich denken muß, und immer so wieder dieses Negative durch ein anderes Negative, bis ins Unendliche, aufhebend, um dem Wah[illegible] vielleicht nahe zu kommen, und auf der Höhe des Absoluten zu stehen; ja wenn es vielleicht gar

hier nie eine Wahrheit für den Menschen giebt, ihn selbst unter andern Verhältnissen, als der Erde, über die Erde hinaus gedacht; wenn hier eine Wahrheit für den Menschen in alle Ewigkeit vielleicht nicht entstehen soll: so ist dennoch der Mensch bey einer solchen Zurückweisung, bey einer solchen Verwerfung, die ihm hier widerfahren mag, schon gegenwärtig nicht übler daran, als er es bey jener Verwerfung von Seiten der Natur ist, indem er, in Vergleichung gegen ihr colossales Schaffen, als Zwerg, als Nichts sich erscheinen muß. Außer aller Vergleichung mit der Natur vermag er dennoch Schöpfungen und Wirkungen in der ihm eigenthümlichen Kunst, und in jenen großen, mächtigen Anstalten für's Wohl und Heil des ganzen Geschlechts hervorzubringen, von deren Character in der Natur sich nicht eine Spur findet. Denn jenes menschlich Kunstvolle, Gute und Schöne, Zweckmäßige und Milde vermag die Natur nirgends und nie hervorzurufen, die in allen ihren Schöpfungen mehr nur ein Ueberschwängliches, Ungeheures, und für das tiefste Gesetz der menschlichen Empfindung Fürchterliches, Entsetzliches, Ungethümliches, ja Abgeschmacktes eher hervorbringt.

Eben so sehr nun aber wird der Mensch für jenen Zusammenhang, den er in jenem Wissen über das All und Weltganze, und über die Gottheit verliert, durch jenen ihm so nahe liegenden Zusammenhang vollkommen entschädigt, der aus Tugend und Gewissen, aus Vollbringen, aus Glaube, Liebe und Hoffnung, und jenem schönen, gränzenlosen Vertrauen zur Gottheit und Menschheit entspringt: ein Zusammenhang, den allein sein tüchtiger guter Wille, keine erträumte Götterallmacht und Götterkraft und kein überschwängliches Gott- und Weltwissen, das sich am Ende selbst nicht mehr zu erkennen im Stande ist, hervorzurufen und hervorzubringen vermögend.

Und so sehen wir in Gretchen, als einer beschränkten weiblichen Natur, von ihrer begränzten Gemüthskraft jenes menschlich Höchste in einer so tiefen Fülle, und in einer solchen Unendlichkeit und Macht entwickeln, zu dessen Besitz und Ausdruck jener Faust, trotz aller genialischen, vielmal größern Gewalt und Fülle seiner Natur, nimmer zu gelangen im Stande sich findet, und es ist hiermit die Klage von der Unzulänglichkeit, von dem Unzureichenden menschlicher Kraft auf das entschiedenste widerlegt; denn freylich mag diese Kraft wohl höchst unausrei=

chend seyn, wenn der Mensch thorheitsvoll, anstatt menschlicher, naheliegender, seinem Wesen gemäßer Zwecke, über- und unmenschliche, ferne sich vorsetzt, ohne doch bewiesen zu haben, noch beweisen zu können, er werde so leicht mit dem Nahen, Gegenwärtigen, in allen seinen Momenten fertig.

Das gewöhnliche, philosophische und philosophirende Wissen, Denken und Reflectiren, das nichts als ein Wissen zum Zweck hat, und nicht ein ursprüngliches Grundwissen in der menschlichen Natur von vorn herein gelten läßt, das sich von selbst hervorthut, bey dem es der Mensch bewenden zu lassen habe, und nach dem er sich nur ohne Widerspruch zum Vollbringen wenden möge: dieses philosophische, nach der Erkenntniß des Weltganzen hinstrebende Wissen als unsittlich und unmenschlich darzuthun, dieß ist die große Hauptiendenz des Goetheschen Faust, mit der für diejenigen, die nicht lieber vorziehen, einer täuschenden Willkür sich zu überliefern, der Kampf um alles Wissen und Nichtwissen ein für allemal beendigt seyn muß.

Herder, in seinen Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit, deutet auf eine unschätzbare Weise darauf hin, daß es auf dem Planeten, den wir bewohnen, noch gar nicht auf eine durchaus abgeschlossene Vernunftentwikkelung abgesehen sey, daß vielmehr diese Erde mit allen ihren Producten, vom Steine bis zum Menschen, nichts als ein Durchgangs- und Läuterungs-Punct mannichfaltiger und immer höher steigender Kräfte sey. Wir überlassen es Herdern, uns das Durchwandern der nach Bildung und Gestaltung ringenden Erdkräfte durch die verschiedensten, immer höher aufschreitenden Erdformationen bis zum Menschen, als dem bedeutendsten Gliede der Kette, die selbst, wie jeder ihrer einzelnen Ringe, sich ins Unendliche immer wieder schlingt, in der ihm eigenthümlichen Art nachzuweisen. Hier ist uns vor allem der Punct seiner Beobachtungen und Betrachtungen wichtig, daß die Erde für den Menschen überhaupt nur so gegründet sey, oder vielmehr, daß der Mensch zur Erde so gestellt sey, um nicht zu sagen, die Erde sey nur für den Menschen gegründet, daß er sich gleichsam erst in der Pflanzschule befindet, in welcher der Keim seiner Menschheit nur vorerst aufgehen soll, während die Entfaltung

seiner Blüthen, die Reife seiner Früchte in der That in einer andern Atmosphäre erst erfolgen wird.

Wie viele Probleme, an deren Auflösung die Menschheit sich vergebens abmühen mag, erhalten durch diese Herdersche Ansicht nicht die erfreulichste Bedeutung, indem ihre Unbezwinglichkeit die sicherste Gewähr eines höhern, alles Gegenwärtige übertreffenden Fortschritts ist! Wie anmaßungsvoll, sinnlich, gemein und gierig aber erscheint nicht auch dagegen jene Weisheit, die in ihrem engen Kreise, in dem sie sich bewegt, gegenwärtig schon alles dasjenige zur Evidenz, Gewißheit und Wirklichkeit gebracht haben will, was der Menschheit nur als ein für ihre ewige Existenz berechneter Vortheil, der darum unerschöpflich seyn muß, gegönnt ist!

Und so rühmen wir es hier abermals an unserm Dichter, daß er in seinem Faust, als ein rechter Lebemann, sich nicht abhalten lassen, dieser irdischen Welt eine gewisse Tüchtigkeit, ja Einzigkeit beyzulegen, troß allem, was sie dem Menschen nicht gewähren mag, und ihm oft sauer und schwer, ja unmöglich macht; dergestalt, daß im Gegentheil jenes Streben, das diese Erde verachtet, und sich eine andere Region seiner ur-

anfänglichen Entfaltung träumt, nur wahrscheinlich die überreife Frucht einer geheim aufwachsenden Gier ist, die unersättlich und immer unersättlicher, bey allen schönen, blendenden, großen Namen, die sie dem Streben leiht, am Ende wohl noch mit dem Gemeinsten, Abgeschmacktesten einer ganz verworfenen Sinnlichkeit ihr hohes, erst einziges Himmelspathos abfinden wird.

Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glühende Leidenschaften stillen!
In undurchdrungenen Zauber hüllen
Sey jedes Wunder gleich bereit!
Stürzen wir uns in das Rauschen der Zeit,
Ins Rollen der Begebenheit!

So schließt diese Weisheit, die in ihrer Mitte als Uebergang und Rechtfertigung anzuführen weiß:

Der große Geist hat mich verschmäht,
Vor mir verschließt sich die Natur.

So fluch' ich allem, was die Seele
Mit Lock- und Gaukelwerk umspannt
Und sie in diese Trauerhöhle
Mit Blend- und Schmeichelkräften bannt!

Verflucht voraus die hohe Meinung,
Womit der Geist sich selbst umfängt!
Verflucht das Blenden der Erscheinung,
Die sich an unsre Sinne drängt!
Verflucht, was uns in Träumen heuchelt,
Des Ruhms, der Namensdauer Trug!
Verflucht, was als Besitz uns schmeichelt,
Als Weib und Kind, als Knecht und Pflug!
Verflucht sey Mammon, wenn mit Schätzen
Er uns zu kühnen Thaten regt,
Wenn er zu müßigem Ergötzen
Die Polster uns zurechte legt!
Fluch sey dem Balsamsaft der Trauben!
Fluch jener höchsten Liebeshuld!
Fluch sey der Hoffnung, Fluch dem Glauben,
Und Fluch vor allen der Geduld!

Entbehren sollst du! sollst entbehren!
Das ist der ewige Gesang,
Der jedem an die Ohren klingt,
Den, unser ganzes Leben lang,
Uns heiser jede Stunde singt.

Und wenn wir nun sehen können, daß ein großer Theil dessen, was wir Philosophie nennen, im hadernden Meinungswechsel, im breiten Zaudern heftigen Strebens nach einem Ueberschwänglichen, Unendlichen, das Schönste und

zerrüttet und zerstückt, ja als bloßen Luftwahn am Ende hinwegweht, was ein entschlossen, resolut Verfahren, das bey seiner That nur nicht einige Stöße und Repulse scheut, und beym Unmöglichen Gott den Herrn lobt und ihm die Kraft und Allmacht allein zuschreibt, — doch als ein Gottes und des Menschen würdiges Ganze zusammenzubringen vermag: sollen wir da nicht den Worten des Mephistopheles als der bey weitem geringeren Thorheit vor jener und jeder Faustischen Art das Leben zu behandeln das Uebergewicht geben?

Hör' auf mit deinem Gram zu spielen,
Der, wie ein Geyer, dir am Leben frißt;
Die schlechteste Gesellschaft läßt dich fühlen,
Daß du ein Mensch mit Menschen bist.
Doch so ist's nicht gemeint,
Dich unter das Pack zu stoßen.

Damit du siehst, wie leicht sichs leben läßt:
Dem Volke hier wird jeder Tag ein Fest.
Mit wenig Witz und viel Behagen
Dreht jeder sich im engen Zirkeltanz,
Wie junge Katzen um den Schwanz?

Und so rühmen wir es an unserm Dichter, daß er hier, wo er uns über das Schwierigste des Menschen aufzuklären sucht, Menschen, nicht zu hoch von Art und Sinn, vorführt, um an ihrem schmalen Behagen bey geringer Kraft uns das Leben als eine unschätzbare Gabe zu deuten, von der die Fauste, wenn sie bey höhern Kräften an ihr nur Pein, Quaal, unbefriedigte Sehnsucht empfinden und dem Urheber solchen Gutes statt dankend, nur murrend sich entgegenwenden, daß er ihrer Gier nicht alles auf einmal hinwarf — mit Recht zum Brocken hinaufgeführt werden, daß sie, als dort einheimische Rockenphilosophen, den Faden ewig unfruchtbar drehen müssen, dessen Länge nie abbricht.

Unsern Mephistopheles aber, der solche Gesellen an ihren rechten Ort bringt, sehen wir für etwas mehr, als einen gemeinen Teufel an: ein Name, mit dem die Menge das Rechte nur, was sich ihr entgegensetzt, um ihrer dunkeln Begier Wünsche zu zügeln, belegt, um es recht verabscheuen zu können, und ihrer Vernichtung ganz und gar preißgeben zu dürfen!

Und so hoffen wir durch alles Gesagte hinlänglich vor dem Mißverstand gesichert zu seyn, daß hier nicht etwa jener werthvollen, ächten

Behandlung der höhern, ideellen Regionen des Menschen zu Ungunst geredet werden sollte, sondern jener falschen, unächten Manier, die mehr will, als sie soll und kann, und dadurch, indem sie des Menschen beste Kraft und Art für ihr falsch Bestreben verwendet, zum unwahrsten, lügenhaftesten Conflict bringt, was der ächte Weise eigentlich in allem Aeußersten nur glauben, und vollbringen mag, und allein nebenher noch gelegentlich zu wissen im Stande sich sieht.

Festgedichte

Weimar

18ter December 1818.

Mephistopheles (tritt vor)

Wie wag' ich's nur bey solcher Fackeln Schimmer!
Man sagt mir nach, ich sey ein böser Geist,
Doch glaubt es nicht! Fürwahr ich bin
nicht schlimmer
Als mancher, der sich hoch fürtrefflich
preist.
Verstellung, sagt man, sey ein großes Laster,
Doch von Verstellung leben wir;
Drum bin ich hier, ich hoffe, nicht verhaßter
Als andern jene, vor und hinter mir.

Der kommt mit langem, der mit kurzem Barte,
Und drunter liegt ein glattes Kinn,
Ein Sultan und ein Bauer, gleich von Arte,
Verstellen sich zu herrlichstem Gewinn
Euch zu gefallen. So, den Kreis zu füllen,
Komm' ich als böser Geist mit bestem Willen.
Denn böser Wille, Widerspenstigkeit, Verwirrung
Der besten Sache fährdet nicht die Welt,
Wenn scharfes Aug' des Herrschers die Verirrung
Stets unter sich in kräft'ger Leitung hält;
Und wir besonders können sicher hausen,
Wir spüren nichts: denn alles ist da draußen.

Nun hab' ich mancherley zu sagen,
Es klingt beynah' wie ein Gedicht;
Betheur' ich auch, am Ende glaubt ihr's nicht.
So muß ich's denn, wie vieles andre, wagen.

Hier steht ein Mann, ihr seht's ihm an,
In Wissenschaften hat er g'nug gethan,
Wie dieses Vieleck, das er trägt,
Beweist, er habe sich auf vielerley gelegt.
Doch da er Kenntniß gnug erworben,
Ist er der Welt fast abgestorben.
Auch ist, um resolut zu handeln,
Mit heiterm Angesicht zu wandeln,
Sein Aeuß'res nicht von rechter Art,

Zu lang der Rock, zu kraus der Bart;
Und sein Geselle wohlbedächtig
Steckt in den Büchern übernächtig.
Das hat der gute Mann gefühlt
Und sich in die Magie gewühlt.
Mit Zirkeln und fünf Winkelzeichen
Wollt' er Unendliches erreichen,
Er quälte sich in Kreis und Ring,
Da fühlt' er, daß es auch nicht ging.

Gequält wär' er sein Lebelang,
Da fand er mich auf seinem Gang.
Ich macht' ihm deutlich, daß das Leben
Zum Leben eigentlich gegeben,
Nicht sollt' in Grillen, Phantasien
Und Spintisirerey entfliehen,
So lang' man lebt, sey man lebendig!
Das fand mein Doctor ganz verständig,
Ließ alsobald sich wohlgefallen
Mit mir den neuen Weg zu wallen.
Der führt uns nun zu andern Künsten;
Die gute Dame war zu Diensten.
An einem Becher Feuerglut
That er sich eilig was zu gut.
In einem Wink, eh' man's versah,
Stand er nun freylich anders da;
Vom alten Herrn ist keine Spur.
Das ist derselbe, glaubt es nur.

Und wenn euch dieß ein Wunder däucht,
Das Uebrige ward alles leicht.

Ihr seht den Ritter, den Baron
Mit einem schönen Kinde schon.
Und so gefällt es meinem Sinn,
Der Zauberin und der Nachbarin.
Ich hoffe selbst auf eure Gunst!
Im Alter Jugendkraft entzünden,
Das schönste Kind dem treusten Freund verbinden,
Das ist gewiß nicht schwarze Kunst.

22.

Ist es der modernen Kunst, wie dem modernen Leben fast nicht möglich, anders, als aus einem Widerspruch zu einem Ganzen einigermaßen sich zu erheben, dergestalt, daß beyde in ihrem höchsten Bestreben den Teufel erst Gott vorher entgegenzusetzen sich gezwungen sehen, um diejenige Seite hervorzubringen und auszumitteln, die entschieden aller Vortheile sich erfreut: so wird der antiken Kunst und allem bessern antiken Leben der Vortheil immer bleiben, daß beyde stets auf der Bahn des Ebenen zum Ebenen in höchster Entschiedenheit, Mannichfaltigkeit und Schmückung auslaufen

durften; da es denn nur an ihnen selbst lag, wenn sie strauchelten, oder ins Ungerade, Krumme sonst abbogen, und der Siegeswagen endlich zerbrochen ward.

Und so erfreut sich der Leser, der den Sinn hat, gewiß, in der Pandora antike Maaße und Formen an einem modernen Stoffe in dem Sinne gewältigt zu sehen, daß er aus einer leichtfaßlichen Masse dasjenige entwickelt erhält, worauf der Werther, der Meister, Faust, die Wahlverwandtschaften, jedes einzeln und vereinzelt, mit großer Anstrengung zielen, ohne es doch als reines Ganze mit einem Male zu überliefern.

Der Mensch mag das Ganze seines Lebens, nach Epimetheischer Weise, in die Tiefen der Empfindung, in ein unendliches Gefühl alles Vergangenen, oder in eine das Höchste der Zukunft umfassende Sehnsucht setzen, oder er mag, nach Prometheischer Weise, den sichern, festen Grund alles Lebens in umsichtiger, gegenwärtiger, alles bewältigender, jeden Anlaß mit

klugem Vorschaun und verständiger Umsicht be- nutzender und mannichfach bildender Thätigkeit gegeben finden: überall wird er ein noch Höheres bekennen müssen, das gerade sich vornimmt, das- jenige, worin der Mensch seine höchste Zufrieden- heit, sein höchstes Glück findet, wornach er durch und durch strebt, ihm einzig und allein zu ge- währen und darzureichen.

Nur in einer unendlich zarten, reinen Hoff- nung ist fast der ganze Lebensschatz dem Menschen überliefert. Doch wer ihn nur treu und ohne ihn zu verschmähen und gering zu schätzen, sich zu bewahren vermag, der wird auf seinen Le- benspfaden, die aus Nacht und Dämmerung zu immer höherem Lichte hervorgehen, das Wort der morgendlichen, den hellen Tag verkündenden Eos als das große Lebenswort sich durchgängig bestä- tigt finden:

Was zu wünschen ist, ihr unten fühlt es,
Was zu geben sey, die wissens droben.
Groß beginnet ihr, Titanen; aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen,
Ist der Götter Werk; die laßt gewähren.

Und so finden wir es auch schon in dem Glück der beyden Liebenden, Phileros und Epimeleia, bestätigt, die eine reine Neigung,

ein reines Feuer der Leidenschaft nur zu dem Wünschenswerthesten leitete; und wir sehen der Titanen mächtiges Streben und ihre gewaltige Kraft zugleich vergeblich besorgt, die hohe Gabe des Menschenheils für ihre Lieben zu erringen, das sie, ach! nur durch ihre ängstlichen Wünsche, durch ihre gesetzliche, strenge, abgemessene Vorsorge eher in ein nie zu tilgendes Unheil zu verwandeln vermögen, wenn nicht rettende Gottheiten gerade mit der bedrängten Menschheit im nächsten Bunde wären, wo ein unverwüstliches Bestreben, mit bestem Willen der Brüder, unterzugehen in Gefahr kommt.

Es ist mit dem tiefsten und reinsten Leben nicht anders, als wie mit der höchsten Kunst. Ein unendliches Fortschreiten und Steigern ist das unendliche Ziel für beyde; und wo die kühnste Umsicht, das gewisseste Betrachten und Sinnen, das alles überschaut und umfaßt zu haben sich bekennen darf, rettungslos alle Pfade verschlossen und abgebrochen findet, da verbirgt sich oftmals gerade nur ein viel höheres, alles Vorgehende überschreitendes Aufsteigen.

Gewöhnlich widerfährt es der tüchtigen, weit reichenden, vielvermögenden Menschenkraft am meisten, daß sie, um solchen Vorzugs willen,

die übrige, an ein spärliches Maaß von Daseyn gewiesene, beschränkte Menschheit, als einem traurigen Loose anheimgegeben, bedauern mag. Mitleidsvoll mögen diese gewaltigen Naturen, in solchem Bewußtseyn, zwar mit aller Liebe, aber auch mit aller Forderung der unbedingten Anerkennung, für ihre Brüder diese höhern Vorzüge geltend zu machen sich recht berufen finden, um jene Lücke ihres Daseyns, die sie erblicken, auszufüllen. Doch ahnen sie nicht, daß, wo ein Höheres ein Mangelndes ließ, es absichtlich diese Lücke ließ, damit der Mensch, selbst der größte, lerne, wie er das Leben, das in seinen Anfängen und seinem Erscheinen oft Rauhgebornem nur ähnlich und gleich sich zeigt, aus den Händen der Gottheit allein voll empfange, so daß die gebrechliche Gabe doch das zuverlässigste Gute wird. Denn beherrschen kann die stärkere Kraft des Menschen die schwächere im Menschen, aber das Vorzüglichste, Beste kann die stärkste Kraft der kleinsten nicht verleihen, noch mittheilen, wenn diese es nicht von oben unmittelbar empfängt.

Und so soll die Gabe des Ganzen ungetheilt durch alle wandern, dergestalt, daß, wer sie allein zu besitzen wähnt, zu ihrem Besitzthume al-

lein vorgeschaffen sich wähnt, die Zerstreuung der besondern Vorzüge erfährt, die ihm verliehen worden, wie es an jenem Blumenkranze Pandoras sich zeigt:

Jener Kranz, Pandorens Locken
Eingedrückt von Götterhänden,
Wie er ihre Stirn umschattet,
Ihrer Augen Glut gedämpfet,
Schwebt mir noch vor Seel' und Sinnen,
Schwebt, da sie sich längst entzogen,
Wie ein Sternbild über mir.

Doch er hält nicht mehr zusammen;
Er zerfließt, zerfällt und streuet
Ueber alle frische Fluren
Reichlich seine Gaben aus.

O wie gerne bänd' ich wieder
Diesen Kranz, wie gern verknüpft' ich,
Wär's zum Kranze, wär's zum Strauße,
Flora=Cypris, deine Gaben!
Doch mir bleiben Kranz und Sträuße
Nicht beysammen. Alles löst sich.
Einzeln schafft sich Blum' um Blume
Durch das Grüne Raum und Platz,
Pflückend geh' ich und verliere
Das Gepflückte. Schnell entschwindet's.
Rose, brech' ich deine Schöne,
Lilie, du bist schon dahin!

Und so lasse der Mensch es sich schon gefallen, daß er aus lauter Einzelnheiten, unendlichen kleinen Anlässen weiter Zerstreuung, doch endlich unvermerkt zu einer Sammlung, zu einer Näherung des entfernt Scheinenden herangehoben werde!

23.

Wilhelm Meisters Lehrjahre bezeichnen für den ganzen Menschen, was der Tasso für den Dichter bezeichnet. So ergänzen beyde Werke einander, wie Allgemeines und Besonderes.

Der Gipfel, zu dem im Meister alles hinaufarbeitet, und mit welchem das Ende einer tüchtigen menschlichen Bildung erreicht wird, ist mit den Worten bezeichnet: hier, oder nirgend ist Amerika! Und dann mit den Worten: hier, oder nirgend ist Herrnhut!

Der Mensch mag, um für seine Thätigkeit den rechten Wirkungskreis zu gewinnen, am liebsten ferne Länder, und andere Welten träumen,

wie er, um tugendhaft und sittlich seyn zu können, etwa glaubt, für sein Gewissen durch wunderliche, besondere Anstalten, eigenen, seltsamen und beschränkten Formen unterworfen, sorgen zu müssen, anstatt, daß eine nützliche fördernde Thätigkeit, und ein gutes Gewissen überall Platz und Raum gewinnen, wo sie sind, wenn es ihnen nur sonst an sich selbst Ernst ist.

Vielleicht wird es Manchen sonderbar bedünken, wenn ich behaupte, die Bekenntnisse einer schönen Seele seyen von dem Dichter in das ganze Bildungswerk, das fast aus nichts, als aus einer Menge der größten Irrthümer zusammengesetzt ist, innerhalb deren der größte Theil der sogenannten gebildeten Menschen schwankt, und doch eine Befriedigung finden zu können glaubt, nur darum eingeflochten, um den Sinn jener Worte: hier, oder nirgend ist Herrnhut! in all seiner mannichfaltigsten, und dießmal vielleicht verstecktesten Anwendung recht deutlich herauszusetzen. Denn gewiß ist es dem Dichter nicht darum zu thun gewesen, jenes Bekenntniß an und für sich zu verwerfen, als vielmehr eine von jenen gefährlichsten Verstümmelungen desselben in all ihrer Breite, mit allen den Selbsttäuschungen, den Umwegen, den Ver-

borgenheiten, jenen Auflösungen, die zuletzt immer auf einen schon ganz aufgelösten Organismus hindeuten, darzustellen.

Und wenn er nun vielmehr des Glaubens seyn dürfte, wie jenes Bekenntniß, in seinem eigenen vorhandenen Kern, ohne an eine besondere Auslegung und Deutung geknüpft zu seyn, rein und unumwunden für sich aufgenommen, einen weit höhern Baum geistiger Glückseligkeit entfalten könne, so müssen wir wohl für eine solche Behandlung eher dankbar seyn, indem wir gegenwärtig noch immer sehen können, auf welchen Umwegen rettende und zerstörende Parteyen sich jenem Bekenntnisse nahen, und gemeinhin Dürstenden und eine unumwundene Erklärung Fordernden mit einer geschichtlichen Entwickelung und einem Wissen aller Geschichte entgegentreten, als wäre es nicht mehr anders möglich, als durch solche Ausflucht zu einer der ärgsten Kapuzinaden und Mystificationen, der verblendeten Menschheit die Augen über sich selbst zu öffnen, damit sie sehe, wo denn Amerika und Herrnhut liegen.

Der Meister sucht eigentlich darzuthun, da es den wenigsten Menschen gelingen möchte, selbst, bey entschiedenem Talent, eine reine Kunstbildung sich zu geben, daß eine großartige practische und tüchtige sittliche Ausbildung dem Menschen das bey weitem Gemäßere sey; daß bey weitem Mehrere sich letztere glücklich zu verschaffen im Stande sind, da zu ihr fast jede Weltlage, und zwar die unsicherste am meisten, paßt, während hingegen die reine Kunstausbildung, selbst bey hinreichendem Talent, nur unter selten eintreffenden günstigen Bedingungen des äußern Weltzustandes möglich seyn kann.

Die Natur geht überall mehr darauf aus, ihre Erschaffenen zu erhalten, als zu schmücken; und so finden wir Millionen tüchtiger, gründlicher Bildungen, ehe wir auf eine zugleich schöne treffen. Dafür aber behauptet auch das Schöne, wenn es einmal hervorgebracht worden, seine Wirkungen auf Jahrhunderte, während das Nützliche, Zweckmäßige von jedem Geschlecht immer wieder hervorgerufen wird. Es scheint dasselbe dadurch etwas Willkürlicheres, Gemeineres zu seyn, während das Schöne, indem es nicht einem jeden vergönnt ist es hervorzubringen, in

einen höhern Kreis rückt. Im Ganzen aber findet in dieser Vertheilung auch nur ein polares Verhältniß Statt, d. h. die Menschheit wird sich durch beydes nur als ein Ganzes ergänzen, indem sie verhindert wird, dadurch, daß das Eine ein seltenes, unerreichbares Vorzügliche ist, sich in dem andern Unentbehrlichen auf eine gemeine Weise zu verlieren. Und so tritt die Kunst als eine mächtige Energie in das gewohnte Leben hinein, es in seiner gewohnten Thätigkeit zu steigern, und den Menschen stets daran zu erinnern, daß es außer ihm selbst noch etwas Unabhängiges gebe, was ihm unerreichbar sey, das er jedoch gerade darum nicht minder schätzen und verehren solle; denn dadurch heben wir uns eigentlich über uns selbst, daß wir ein fremd Vorzügliches ehren können, und die Liebe sowohl zu unserm nächsten Mitmenschen, als der Glaube an eine Gottheit gründen sich auf diese Fähigkeit, deren vollkommene Entwickelung den Menschen eigentlich erst zum Menschen macht.

Indem ich aber eben dieß ausspreche, kann es ein Widerspruch scheinen, das Streben nach historischer Erkenntniß anzufeinden, da ich oben ein solches Bestreben als eine Art von Ka-

puzinade bezeichnete. Hierüber rechtfertige ich mich so:

Wenn die menschliche Natur auch angewiesen ist zur Anerkenntniß, ja zur Schätzung eines Fremden, außer ihr Befindlichen, so darf doch diese nicht so weit gehen, daß die natürliche, höhere innere Einheit des Geschlechts durch dieselbe aufgehoben werde, welche, als nothwendiger Stamm- und Urcharakter des Geschlechts von der Natur immer wieder hervorgebracht wird, unabhängig von allem schon früher Dagewesenen. Ist nun die Geschichte erfreulich, wie jede Erkenntniß, wenn sie von dieser Base vorschreitet, so muß sie dagegen höchst unangenehm, höchst lästig und drückend werden, je mehr der Sinn des historischen Bestrebens dahin geht, diesen Urcharakter des Menschen nicht etwa bloß anzuwenden, seine Wirksamkeit und seinen Gehalt auf einem fremden Felde zu erproben, sondern ihn selbst völlig erst dadurch hervorzubringen und zu bilden. Eine solche anmaßliche Richtung historischer Studien ist es jedoch, die in diesen Tagen mehr, als je, geeignet ist, jeden eigenthümlichen Charakter der Gegenwart niederzuhalten, indem eine blinde Verehrung, ja absolute Unterwürfigkeit für Dinge und Gegenstände gefordert

wird, die aus ihrer historischen Ferne die Spuren ihrer ehemaligen Tüchtigkeit unverkennbar gewahren lassen. Soll der Mensch nicht für einen Gott sich halten, mit dessen Kräften alles abgeschlossen sey, so soll er sich doch auch als eine kräftige Einheit fühlen, die nicht etwa willkürlich durch eine äußere Anhäufung und Mehrung in ihrem Vorzüglichsten hervorgebracht werde. Und so wird es erlaubt seyn, alles historische Wissen abzulehnen, wodurch das ursprüngliche rechte Wesen durch eine von außen gewirkte Erkenntniß erst in den Menschen hereingebracht werden soll, da es doch, wenn es nicht aus ihm selber als angeborne Eigenschaft hervortritt, niemals seyn und werden kann.

Und so erkläre ich denn, daß ich es immer in Beziehung auf die höhere Erkenntniß jener heiligen Urkunden des Christlichen Glaubens als einen unwürdigen Gelehrten-Hocuspocus fand, wenn man mir nicht zugestehen wollte, der reine Gehalt jener Urkunden, als allgemein menschlicher, müsse sich, auch ohne Commentare von jeden einzelnen Oertlichkeiten, Zeitgemäßem u. s. w., klar darthun, indem wir bloß unser eigenes Innere heranhielten. Denn, sollte dieses unser Innere zugleich hier eine Nahrung finden, wodurch

es zu einem Höhern, oder völlig Gleichen, wie es vom Anfange selbst war, und von Urbeginn jedesmal ist, hinaufgebildet wird, so muß der Gehalt jenes Wesens dieser Urkunden um so entschiedener durch sich selbst bestehen, und außer allen Zufälligkeiten und jenen kleinlichen Details liegen, durch deren künstliche Zusammenrechnung zwar die Feinheit einer gewandten, vielvermögenden Interpretation sich offenbaren mag, nichts aber entspringt, was dem gliche und in einem Verhältnisse zu dem stünde, was der Mensch, als inneres Fundament, auf eine höhere Weise schon längst und vorher hat. Denn soll, zum Beyspiel, jenes Bekenntniß, seinem Wesen nach, auf dem Wege entstanden seyn, daß es in seiner höchsten Bedeutung nicht das Werk einer einzigen großen, entschiedenen, obersten Individualität sey, sondern einer Unzahl mehrerer subalterner, im Bezug stehender Individualitäten, die im glücklichen äußerlich zufälligen Vereine erst ein Halbganzes, dem Sinne und Werthe nach, zunächst hervorgebracht hätten, dessen völlige Ausbildung und Vervollkommnung der übrigen gesammten Menschheit anheimfalle, und vorzügliches Geschäft ihrer Fähigen, Begabten sey: so begegnen wir eben in jedem, selbst dem gering-

sten, doch übrigens kräftigen Menschenindividuum dem entgegengesetzten Verfahren, vermöge dessen alles, was der Mensch thut, was ihm im Vorzüglichsten eignet, auf eine geschlossene Einheit weist, zu deren Vollendung nichts drüber, noch drunter von außen kommen kann, in wiefern dadurch der rein ursprüngliche und einzig ächte Naturcharakter des Menschen sich ausdrükken soll. Und so ergiebt sich hieraus von selbst, in wiefern die höchste Stellung menschlicher Natur nicht von dem Menschen selbst herrührt, daß, wenn eben jener heiligen Ueberlieferung ein so hoher Werth beygelegt werden soll, der sie mit dieser höhern Stellung des Menschen Eines, ja ihr verwandt und gleich setze, daß sie nur aus der nämlichen Quelle geflossen seyn darf, aus welcher jene Stellung selbst entsprungen, gleichlaufend also mit der Urhebung der gesammten menschlichen Natur seyn müsse.

Und so bekenne ich frey, daß ich einer jeden Ableitung, wodurch aus einer allmähligen geschichtlichen Entwickelung die Entstehung dessen, was als inneres, gleich von vorn herein bestehendes ursprüngliches Ganzes, dem wahren Naturverhältniß nach, nur seine Wahrheit haben kann, hervorgehen soll, bis auf diesen Augenblick noch

gram bin, und durch keine Autorität mich bewegen lassen werde, ein solch Verfahren nicht für falsch, und die Menschheit um ihr vorzüglichstes Gute bringend anzusehen, von welchen Männern und in welchen Gebieten des Wissens und Leistens es auch immer anempfohlen und durchgeführt werde. Es widerstrebt, zuzugeben, daß eine Aufklärung über die höchsten Angelegenheiten der Menschheit sich als das Resultat bloß ihrer denkenden Köpfe darstelle, und daß sie nicht vielmehr aus einer allgemeinen Naturmaxime erfolge, die über jedem einzelnen Aufhellen als das Gesetz schwebt, dessen glückliche Beobachtung, oder unglückliche Verlassung es nur bezeichnet, wenn die Menschen sich im Klaren und Reinen, oder Trüben und Dunkeln befinden: dergestalt also, daß alles, was der Mensch glücklich vollbringen kann, nach allen Richtungen, nur die That, das Handeln nach einem solchen Urgesetz ist, nie aber darauf zielt, Sinn, Bedeutung, Gehalt und Stellung einer solchen Ur- und Grundmaxime selbst hervorzubringen. Wenn also das Christenthum auf die allerhöchste Weise wirkend anerkannt werden soll, so muß es sich als eine Urmaxime selbst darstellen; woraus denn folgt, daß sein Wesen nicht auf dem Wege einer histo-

rischen Entwickelung entstanden seyn kann, indem alles Historische, vom Menschen Entwickelte, die Bedeutung nur von einer That und keiner bedingenden Maxime selbst hat, das heißt, das Wollen und die Fähigkeit des Menschen bezeichnet, jedoch für kein Sollen und Gesetz gelten kann. Und so halte ich auch die ganze Ansicht Lessing's in seiner Erziehung des Menschengeschlechts für falsch, so wie das Verfahren aller Neuern, die ihm nachgefolgt sind, und ihn, wo möglich, noch überboten haben. Ein solch Verfahren, das langsam schleicht, und nach unendlichem Bemühen erst, nach Verlauf unendlicher Zeit, auf eine Wahrheit uns bringt, ist es nämlich, was ich den gelehrten Hocuspocus und die abgeschmackteste Kapuzinade nennen mag. Denn nach Lessing und denen, die ihm ähnlich gesinnt sind, werden die höchsten Grundwahrheiten vom Menschen selbst erst hervorgebracht, und zwar in undenklicher Zeit, da es doch nur eine Entwickelung nach diesen Grundwahrheiten, welche vom Anfange bis zu Ende schon geschaffen und nicht das Werk menschlicher Thätigkeit und Gründung sind, giebt, die das bloße Mehr, oder Weniger des Verfahrens darnach ausdrückt. Darum soll uns aber Niemand, damit wir erkennen lernen,

was an uns sey, auf dieses, oder jenes Zeitalter verweisen wollen, da wir aus ursprünglicher, angeborner, von oben her verliehener Fähigkeit dasselbe, und vielleicht noch mehr, zu seyn und zu entwickeln im Stande sind; ohne daß es des mindesten Rückblicks auf frühere Epochen bedürfte.

24.

Der Inhalt des Tasso näher bezeichnet, mit Rücksicht auf eine allgemeinere Ergänzung desselben durch Wilhelm Meisters Lehrjahre.

Ein großes, mächtiges Talent, das unter seiner Größe und Fülle selbst erliegt, und sich zerstört, ist uns im Tasso, und mithin die ganze stoffartige Wirksamkeit und Wirkung des Talents dargestellt. Als Mittelpunct des ganzen Gedicht's können die Worte angesehen werden:

Der Mensch gewinnt, was der Poet verliert.

Und es mochte wohl Goethe zu solch einer leidenschaftlichen Darstellung sich genugsam aufgefordert finden, um sich Luft zu machen, und

durch sie zu jener Absolution zu gelangen, welche ihm so oft eine poetischen Beichte abdrang. Wenigstens können wir ihn höchst kränkelnd und überreizt das ersehnte Italien erreichen sehen. Und, fürwahr, bey so außerordentlich neuen Eindrücken des Schönen, Guten und Herrlichen, konnte wohl ein solches Talent nicht anders, als in eine höchst leidenschaftliche Unzufriedenheit, in ein Zweifeln und Schwanken, in eine Unruhe und Bewegung gerathen, und mußte nun hierdurch, indem es jedes Große und Schöne aller Art und solcher Art, das über seine Kraft weit hinausging, eben am meisten sich zuzueignen strebte, sich unwillkürlich getrieben finden zu einer Production, die uns nichts, als diesen bedrängten Zustand darstellt, aber freylich auch schon die große, ihm entgegengesetzte Wahrheit mit offenbart, wie es immer der Fall ist, wenn wir den Irrthum als Irrthum behandeln.

Tasso.

Ach! meine Fürstin, Ariostens Lob
Aus seinem Munde hat mich mehr ergetzt,
Als daß es mich beleidigt hätte. Tröstlich
Ist es für uns, den Mann gerühmt zu wissen,
Der als ein großes Muster vor uns steht.

Wir können uns im stillen Herzen sagen:
Erreichst du einen Theil von seinem Werth,
Bleibt dir ein Theil auch seines Ruhms gewiß.
Nein, was das Herz am tiefsten mir bewegte,
Was mir noch jetzt die ganze Seele füllt,
Es waren die Gestalten jener Welt,
Die sich lebendig, rastlos, ungeheuer
Um Einen großen, einzig klugen Mann
Gemessen dreht und ihren Lauf vollendet,
Den ihr der Halbgott vorzuschreiben wagt.
Begierig horcht' ich auf, vernahm mit Lust
Die sichern Worte des erfahrnen Mannes;
Doch, ach! je mehr ich horchte, mehr und mehr
Versank ich vor mir selbst, ich fürchtete,
Wie Echo an den Felsen zu verschwinden,
Ein Wiederhall, ein Nichts mich zu verlieren.

Prinzessin.

Und schienst noch kurz vorher so rein zu fühlen,
Wie Held und Dichter für einander leben,
Wie Held und Dichter sich einander suchen,
Und keiner je den andern meiden soll?

Zwar herrlich ist die liederswerthe That;
Doch schön ist's auch, der Thaten stärkste Fülle
Durch würd'ge Lieder auf die Nachwelt bringen.
Begnüge dich, aus einem kleinen Staate,
Der dich beschützt, dem wilden Lauf der Welt,
Wie von dem Ufer, ruhig zuzusehen!

Tasso.

Und sah ich hier mit Staunen nicht zuerst,
Wie herrlich man den tapfern Mann belohnt?
Als unerfahrner Knabe kam ich her,
In einem Augenblick, da Fest auf Fest
Ferrara zu dem Mittelpunct der Ehre
Zu machen schien. O! welcher Anblick war's!
Den weiten Platz, auf dem in ihrem Glanze
Gewandte Tapferkeit sich zeigen sollte,
Umschloß ein Kreis, wie ihn die Sonne nicht
Sobald zum zweitenmal bescheinen wird;
Es saßen hier gedrängt die schönsten Frauen,
Gedrängt die ersten Männer unsrer Zeit.
Erstaunt durchlief der Blick die edle Menge;
Man rief: Sie alle hat das Vaterland,
Das Eine, schmale, meerumgeb'ne Land,
Hieher geschickt. Zusammen bilden sie
Das herrlichste Gericht, das über Ehre,
Verdienst und Tugend je entschieden hat.
Gehst du sie einzeln durch, du findest keinen,
Der seines Nachbarn sich zu schämen brauche. —
Und dann eröffneten die Schranken sich;

Da stampften Pferde, glänzten Helm und Schilde,
Da drängten sich die Knappen, da erklang
Trompetenschall, und Lanzen krachten splitternd,
Getroffen tönten Helm' und Schilde; Staub,
Auf einen Augenblick, umhüllte wirbelnd
Des Siegers Ehre, des Besiegten Schmach.
O laß mich einen Vorhang vor das ganze,
Mir allzuhelle Schauspiel ziehen, daß
In diesem schönen Augenblicke mir
Mein Unwerth nicht zu heftig fühlbar
werde!

Prinzessin.

Wenn jener edle Kreis, wenn jene Thaten
Zu Müh' und Streben damals dich entflammten,
So konnt' ich, junger Freund, zu gleicher Zeit
Der Duldung stille Lehre dir bewähren.
Die Feste, die du rühmst, die hundert Zungen
Mir damals priesen und mir manches Jahr
Nachher gepriesen haben, sah' ich nicht.
Am stillen Ort, wohin kaum unterbrochen
Der letzte Wiederhall der Freude sich
Verlieren konnte, mußt' ich manche Schmerzen
Und manchen traurigen Gedanken leiden.
Mit breiten Flügeln schwebte mir das Bild
Des Todes vor den Augen, deckte mir
Die Aussicht in die immer neue Welt.
Nur nach und nach entfernt' es sich, und ließ

Mich, wie durch einen Flor, die bunten Farben
Des Lebens blaß, doch angenehm erblicken.
Ich sah lebend'ge Formen wieder sanft sich re=
gen;
Zum erstenmal trat ich, noch unterstützt
Von meinen Frauen, aus dem Krankenzimmer.
Da kam Lucretia, voll frohen Lebens,
Herbey und führte dich an ihrer Hand.
Du warst der erste, der im neuen Leben
Mir neu und unbekannt entgegentrat.
Da hofft' ich viel für dich und mich; — —
— — — — — — — —.

Es wird hoffentlich an solchen Winken und Andeutungen genug seyn, um das Entstehen des Tasso zu begreifen, und zugleich einzusehen, welchen Moment des Lebens er bey unserm Dichter ausfüllt, und wie sorgfältig er sich an jene Grundtendenz des Goetheschen Bestrebens anschließt, Alles zu fassen, nichts unversucht zu lassen, um sich das Eine, tief Wirksame, immer Wiederkehrende und unter allen Umständen, unter allen Weisen Beharrliche recht zu vergewissern und zu bestätigen. Dazu reicht nicht Ein glücklich überstandenes Wagniß hin, sondern hundertmal wird auf unendlich abweichende Weise das schon einmal Erprobte von neuem vorgenommen und bewährt

Und es mag wohl wahr seyn, daß wir, wenn wir einen Hauptirrthum los sind, doch nicht zu sehr frohlocken dürfen; denn er erborgt sich unzählige andere Gestalten, unter denen er plötzlich sich uns neu entgegenwirft und immer zu schaffen macht.

Von allen Geistern, die verneinen,
Ist mir der Schalk am wenigsten zur Last.
Des Menschen Thätigkeit kann allzuleicht erschlaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh.
Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt, und muß als Teufel schaffen.

So drückt sich der Herr, im Prolog im Himmel, über Mephistopheles, in Gegenwart der himmlischen Heerschaaren, aus. Aber Alphons rechtfertigt ihn noch besser, indem der vielgehegte Tasso es ist, der die reine Freude trübt, als einen tüchtigen Gesellen, als seinen Freund in Tasso's Person, mit folgenden Worten:

Wir sollen eben nicht in Ruhe bleiben!
Gleich wird uns, wenn wir zu genießen denken,
Zur Uebung unsrer Tapferkeit ein Feind,
Zur Uebung der Geduld ein Freund gegeben!

Und so mag denn doch der „in Geheim fortwaltende Contrast, der, wenn unser Seelenconcert am geistigsten gestimmt ist, die rohen, kreischenden Töne des Weltwesens am gewaltsamsten und ungestümsten einfallen läßt, und auf einmal hervortritt,“ weit mehr zum Gedeihen und Förderniß unseres Lebens gehören, als wir im ersten Moment uns eingestehen mögen, um uns in dem Guten und Rechten, das wir schon zu besitzen anfangen, immer mehr durch den „Geist seines ewigen Widerspruchs“ für immer und ewig zu befestigen und zu bestärken. Und wer es auch sey, ob ein Freund, der ungeschickt sich gebährdet, oder ein wirklicher Feind, oder ein hohes unerreichbares Gute und Würdige, oder gar vielleicht ein rohes, wüstes, ungeheures Element des Alls von da draußen, es leistet alles denselben Dienst. Und so bleibt es dabey, daß wir es ertragen und bey der Auslegung, die die Auflösung in des seltsamen Gesellen Mund selbst legt, als der besten und richtigsten verharren:

Und wir besonders können sicher hausen,
Wir spüren nichts: denn alles ist da draußen.

Im Tasso ist uns die Natur des Dichters gezeigt, den die Höhe seines leichten ätherischen Elements um so sicherer schwindeln macht, je breiter und je tiefer herab von ihm jene Weltbase abstrebt, zu der er sehnsüchtig, jedoch nur mit Gefahr, niederblicken wird, obwohl sie es ist, welcher der Olymp es verdankt, daß er als hoher Gipfel besteht, der in die höchsten Regionen klarer Luft und ewiger Glanzgefilde sich erhebt. Das Oben soll den Dichter nicht verlegen machen, wenn er fühlen lernt, es geb' ein Unten, das in anderer Art einen Wetteifer nach einem Wünschenswerthesten und Rühmlichsten noch zuläßt: denn so sonderbar weist die Vertheilung auf ein noch Höheres endlich hin, dem sich zuletzt alles fügen muß, daß, was wir ein Oben und Unten nennen, weil es uns mächtig beherrscht, ihm für ein einzig gleiches, einzig ebenes Feld gilt.

Goethe, Aus meinem Leben. Zweyte Abtheitheilung. Erster Band.

„Trifft man denn gar wieder einmal auf eine Arbeit von Raphael, oder die ihm wenigstens mit einiger Wahrscheinlichkeit zugeschrieben wird, so ist man gleich vollkommen geheilt und froh.

So habe ich eine heilige Agatha gefunden, ein kostbares, obwohl nicht ganz wohl erhaltenes Bild. Der Künstler hat ihr eine gesunde, sichere Jungfräulichkeit gegeben, doch ohne Kälte und Rohheit. Ich habe mir die Gestalt wohl gemerkt, und werde ihr im Geist meine Iphigenia vorlesen, und meine Heldin nichts sagen lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte."

„Da ich nun wieder einmal dieser süßen Bürde gedenke, die ich auf meiner Wanderung mit mir führe, so kann ich nicht verschweigen, daß zu den großen Kunst- und Naturgegenständen, durch die ich mich durcharbeiten muß, noch eine wundersame Folge von poetischen Gestalten hindurchzieht, die mich beunruhigen. Von Cento herüber wollte ich meine Arbeit an Iphigenia fortsetzen; aber was geschah? der Geist führte mir das Argument der Iphigenia von Delphi vor die Seele, und ich mußte es ausbilden. So kurz, als möglich, sey es hier verzeichnet."

„Electra, in gewisser Hoffnung, daß Orest das Bild der Taurischen Diana nach Delphi bringen werde, erscheint in dem Tempel des Apoll, und widmet die grausame Art, die so viel Unheil in Pelops Hause angerichtet, als schließliches Sühnopfer dem Gotte. Zu ihr tritt,

leider, einer der Griechen, und erzählt, wie er Orest und Pylades nach Tauris begleitet, die beyden Freunde zum Tode führen sehen und sich glücklich gerettet. Die leidenschaftliche Electra kennt sich selbst nicht, und weiß nicht, ob sie gegen Götter, oder Menschen ihre Wuth richten soll."

„Indessen sind Iphigenia, Orest und Pylades gleichfalls zu Delphi angekommen. Iphigeniens heilige Ruhe contrastirt gar merkwürdig mit Electrens irdischer Leidenschaft, als die beyden Gestalten wechselseitig unerkannt zusammentreffen. Der entflohene Grieche erblickt Iphigenien, erkennt die Priesterin, welche die Freunde geopfert, und entdeckt es Electren. Diese ist im Begriff, mit demselben Beil, welches sie dem Altar wieder entreißt, Iphigenien zu ermorden, als eine glückliche Wendung dieses letzte schreckliche Uebel von Geschwistern abwendet. Wenn diese Scene gelingt, so ist nicht leicht etwas Größeres und Rührenderes auf dem Theater gesehen worden. Wo soll man aber Hände und Zeit hernehmen, wenn auch der Geist willig wäre?"

„Indem ich mich nun in dem Drange einer solchen Ueberfüllung des Guten und Wünschenswerthen geängstigt fühle, so muß ich meine

Freunde an einen Traum erinnern, der mir, es wird eben ein Jahr seyn, bedeutend genug schien. Es träumte mir nämlich, ich landete mit einem ziemlich großen Kahn an einer fruchtbaren, reich bewachsenen Insel, von der mir bewußt war, daß daselbst die schönsten Fasanen zu haben seyen. Auch handelte ich sogleich mit den Einwohnern um solches Gefieder, welches sie auch sogleich häufig, getödtet, herbeybrachten. Es waren wohl Fasanen; wie aber der Traum alles umzubilden pflegt, so erblickte man lange, farbig beaugte Schweife, wie von Pfauen, oder seltenen Paradiesvögeln. Diese brachte man mir schockweise ins Schiff; legte sie, mit den Köpfen nach innen, so zierlich gehäuft, daß die langen bunten Federschweife, nach außen hängend, im Sonnenglanz den herrlichsten Schober bilden, den man sich denken kann, und zwar so reich, daß für den Steuernden und die Rudernden kaum hinten und vorn geringe Räume verbleiben. So durchschnitten wir die ruhige Fluth, und ich nannte mir indessen schon die Freunde, denen ich von diesen bunten Schätzen mittheilen wollte. Zuletzt in einem großen Hafen landend, verlor ich mich zwischen ungeheuer bemasteten Schiffen, wo ich von Verdeck auf Verdeck stieg, um mei-

nem kleinen Kahn einen sichern Landungsplatz zu suchen."

„An solchen Wahnbildern ergetzen wir uns, die, weil sie aus uns selbst entspringen, wohl Analogie mit unserm übrigen Leben und Schicksalen haben müssen."

Vorstehendes ist mitgetheilt worden, um auf die Stimmung hinzudeuten, in der sich Goethe, dem größten Theile nach, während jener Zeit befand, welcher die Ausbildung und Vollendung des Tasso gehört.

Man hat übrigens in diesem Tasso die Natur eines südlichen Gedichts erkennen wollen. Hierin kann ich nun nicht beystimmen. Denn, wenn der Italiener für Kunst und Poesie in einem abgesonderten, selbständigen Sinne so Talent, als Empfänglichkeit hat; so wird man finden können, daß der Deutsche sich eines Bezuges auf den Gedanken im weitern Sinne, auf den Verstand, überhaupt auf ein Allgemeineres dabey sofort nicht enthalten könne. Und hiervon giebt der Goethesche Tasso einen unzweifelhaften Beleg. Stellte nämlich dieser Tasso uns nur für das Gefühl, für Einbildungskraft und Sinn den

Zustand eines unglücklichen Individuums selbst dar, das sein höchstes Glück in der Neigung zu einer hohen, werthen Person sich versagen, ja unterdrücken muß; und wäre dieß alles in der lebhaftesten, wärmsten, vollendetsten dichterischen Behandlung vorgetragen, daß es den Antheil nur hierfür allein erregen müßte: so wäre es vielleicht ein Italienisches Gedicht. Was thut aber unser Nordländer? Indem dieser Stoff ihn poetisch im Höchsten anregt und sein Dichtervermögen bewegt, kann er nicht vermeiden, zu der rührenden Situation, die Gefühl und Sinne in Anspruch nehmen muß, für die Leiden und das Mißgeschick einer edlen, bedeutenden, geistig so hoch organisirten Natur, und zu der vollkommensten, gelungensten Behandlung, welche durch die Bewunderung, die sie für sich selbständig in Anspruch nähme, uns von dem Inhalte fast abzöge, die allgemeine Betrachtung hinzuzufügen: wie eigentlich dieß das Loos des Dichters überhaupt, nicht bloß in diesem besondern Leidensfalle, sey, daß er von der Welt nur ihre höchsten Bilder an sich vorübergehen lassen müsse, ohne anders, als nur im seltensten Falle, zum Besitz, zum Daseyn jener Gegenstände gelangen zu können, die Er doch in ihrem reinsten Lichte

bloß erblickt, und von deren Werth, Eigenschaft, Hoheit sein Lied die Welt, die mit allen denselben erfüllt ist, zu ihrem Erstaunen und Entzükken erst belehrt, und sie das Große, Wahre, Gute, was sie besitzt, für die Dauer gewahr werden macht. Auch in Ihm legte es die Natur nur auf einen Menschen an, der bloß so glücklich seyn sollte, als sein individuelles Loos es ihm erlaubte, und der nur so weit alle Vortheile dieses genießen sollte, als er innerhalb desselben sich befände; da er hingegen drüber hinaus sich dem Zufall, dem Wechsel, der Unsicherheit, der Hinfälligkeit, ja dem Untergange menschlicher Zustände, wie sie beym gemeinsten Menschen Statt finden, preißgegeben finden sollte.

Möge hierüber das Uebrige die letzte Schlußrede Tasso's gegen Antonio ausdrücken:

O edler Mann! Du stehest fest und still,
Ich scheine nur die sturmbewegte Welle.
Allein bedenk' und überhebe nicht
Dich deiner Kraft! Die mächtige Natur,
Die diesen Felsen gründete, hat auch
Der Welle die Beweglichkeit gegeben.
Sie sendet ihren Sturm, die Welle flieht
Und schwankt und schwillt und beugt sich schäumend über.

In dieser Woge spiegelte so schön
Die Sonne sich, es ruhten die Gestirne
An dieser Brust, die zärtlich sich bewegte —
Verschwunden ist der Glanz, entfloh'n die Ruhe;
Ich kenne mich in der Gefahr nicht mehr,
Und schäme mich nicht mehr es zu bekennen:
Zerbrochen ist das Steuer und es kracht
Das Schiff an allen Seiten. Berstend reißt
Der Boden unter meinen Füßen auf.
Ich fasse dich mit beyden Armen an.
So klammert sich der Schiffer endlich noch
Am Felsen fest, an dem er scheitern sollte.

Ich wünschte zugleich, der Leser erinnerte sich bey der letzten Bemerkung über Tasso einiger Behauptungen der Vorerinnerung, welche auf die Fähigkeit des Deutschen zur Poesie und Kunst im Verhältniß zu andern Nationen gingen; und es möchte mir gelungen seyn, an diesem Beyspiele klar zu machen, wie es mit der obigen Behauptung eigentlich gemeint sey. Ich will aber, um mich hierin so sehr, als möglich, an Goethe selbst anzuschließen, noch eine Betrachtung desselben aus demjenigen hersetzen, was er bey Gelegenheit einer Schilderung Winkelmann's sagt. Es wird um so mehr am Platze

seyn, als dadurch jener Gegensatz des Modernen und Antiken beschrieben und das Hauptsächliche berührt wird, wodurch unter den Neuern alle Südländer in Absicht auf Kunst und Poesie jenem eigenthümlich antiken Wesen sich nähern, alle Nordländer aber davon entfernen, so daß, wie die Griechen den reinsten Gipfel auf der einen Seite darstellen, die Deutschen den höchsten unabhängigen Gipfel des auf der andern Seite Befindlichen gewahr werden lassen.

Folgendergestalt aber äußert sich Goethe in dem jetzt seltenen Buche über Winkelmann, das ich durch gütige Mittheilung, fast schon am Abschluß gegenwärtiger Arbeit, noch zu nutzen im Stande bin, unter der Rubrik:

Antikes.

„Der Mensch vermag gar Manches durch zweckmäßigen Gebrauch einzelner Kräfte, er vermag das Außerordentliche durch Verbindung mehrerer Fähigkeiten; aber das Einzige, ganz Unerwartete leistet er nur, wenn sich die sämmtlichen Eigenschaften gleichmäßig in ihm vereinigen. Das letzte war das glückliche Loos der Alten, besonders der Griechen in ihrer besten Zeit; auf die

beyden ersten sind wir Neuern vom Schicksal angewiesen.“

„Wenn die gesunde Natur des Menschen als ein Ganzes wirkt, wenn er sich in der Welt als in einem großen, schönen, würdigen und werthen Ganzen fühlt, wenn das harmonische Behagen ihm ein reines, freyes Entzücken gewährt, dann würde das Weltall, wenn es sich selbst empfinden könnte, als an sein Ziel gelangt, aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und Wesens bewundern. Denn wozu dient alle der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchstraßen, von Cometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn sich nicht zuletzt ein glücklicher Mensch unbewußt seines Daseyns erfreut?“

„Wirft sich der Neuere, wie es uns eben jetzt ergangen, fast bey jeder Betrachtung ins Unendliche, um zuletzt, wenn es ihm glückt, auf einen beschränkten Punct wieder zurückzukehren, so fühlten die Alten, ohne weitern Umweg, sogleich ihre einzige Behaglichkeit innerhalb der lieblichen Gränzen der schönen Welt. Hierher waren sie gesetzt, hiezu berufen, hier fand ihre

Thätigkeit Raum, ihre Leidenschaft Gegenstand und Nahrung."

„Warum sind ihre Dichter und Geschichtschreiber die Bewunderung des Einsichtigen, die Verzweiflung des Nacheifernden, als weil jene handelnden Personen, die aufgeführt werden, an ihrem eigenen Selbst, an dem engern Kreise ihres Vaterlandes, an der bezeichneten Bahn des eigenen sowohl, als des mitbürgerlichen Lebens einen so tiefen Antheil nehmen, mit allem Sinn, aller Neigung, aller Kraft auf die Gegenwart wirkten; daher es einem gleichgesinnten Darsteller nicht schwer fallen konnte, eine solche Gegenwart zu verewigen."

„Das, was geschah, hatte für sie den einzigen Werth, so wie für uns dasjenige, was gedacht, oder empfunden worden, einigen Werth zu gewinnen scheint."

„Nach einerley Weise lebte der Dichter in seiner Einbildungskraft, der Geschichtschreiber in der politischen, der Forscher in der natürlichen Welt. Alle hielten sich am Nächsten, Wahren, Wirklichen fest, und selbst ihre Phantasiebilder haben Knochen und Mark. Der Mensch und das Menschliche wurden am werthesten geachtet,

und alle seine innern, seine äußern Verhältnisse zur Welt mit so großem Sinne dargestellt, als angeschaut. Noch fand sich das Gefühl, die Betrachtung nicht zerstückelt, noch war jene kaum heilbare Trennung in der gesunden Menschenkraft nicht vorgegangen."

„Aber nicht allein das Glück zu genießen, sondern auch das Unglück zu ertragen, waren jene Naturen höchlich geschickt; denn, wie die gesunde Faser dem Uebel widerstrebt, und bey jedem krankhaften Anfall sich eilig wieder herstellt, so vermag der jenen eigene gesunde Sinn sich gegen innern und äußern Unfall geschwind und leicht wieder herzustellen."

Iphigenie auf Tauris.

Wir gedenken schicklich der beyden Werke zusammen, die, wenn man auch nicht ihre erste Entstehung, doch ihre letzte Ausbildung und Vollendung einer und derselben Epoche verdanken.

Ist uns im Tasso die Römische Welt gezeigt, jenes lebendige, rastlose, ungeheure Wirken, das im klugen Zweck eine ganze Welt um und außer sich begreift, bezogen auf die einge-

schränkte, bestimmt begränzte Kraft des Dichter-individuums, so ist in der Iphigenie auf Tauris das Griechische Leben in jener gepriesenen Unabhängigkeit seiner Ausbildung geschildert, wo diese begünstigte Nation in ihren Uranfängen so-gleich in der Geselligkeit und im Vereine mit jenem Obersten, das die Welt kennt, beginnend, spät zu jenem Untern sich verlor, von wo den übrigen andern Nationen und Geschlechtern der weit verbreiteten Menschen vergönnt ist, aufsteigend sich einigermaßen zu erheben. Aber die hohe Stellung erzeugt auch die Kühnheit jener Begünstigten und Begnadigten, und sie büßen das hohe Vorrecht durch eben so tief herabsetzende Frevel ein; und über viele Geschlechter hin dauert es, ehe in den letzten Sprossen das scheue Uebergreifen nach dem Unmöglichen, in das wahre, gemäßigtere Verhältniß der Olympier und der Sterblichen sich herstellt, wie es fortan die Welt im Gleichgewicht des Sanfteren und Milderen erhält.

So drückt dieses Schauspiel die Bewunderung und das Entsetzen jenes so hohen und einzigen Lebens, von Seiten einer modernen Natur, zugleich aus, die in ihrer Beschränktheit, in ihrer geringern Begabung sich wohl glücklich fühlen

darf, wenn nicht zu gleichem Glücke berufen, so doch der Gefahr des eben so großen Unglücks und Verlustes des Menschlichsten auch hierdurch entrückt zu seyn. Und eben hierdurch bekennt sie sich, daß Alles, was jene begünstigte Nation that und leistete, durch die Größe und Einzigkeit des Urmoments geeignet sey, ein Vorbild abzugeben, nicht zum Nachahmen, sondern zum Nachstreben; gleich Idealen im Innern, die das Wirkliche eben am meisten fördern, je weniger mit ihm sie sich verbinden, ausgleichen, vereinigen lassen.

Und so darf der Scythe, der rohe Barbar hoffen für seine Menschlichkeit, die Wirkung des unerreichbar Schönen, das selbst er nie sich anzueignen vermag, am sichersten zu erfahren. Und so ist denn diese Iphigenie eine vollkommene Darstellung des Geschickes jener Nation in seinem ganzen Umfange, sowohl dessen, was uns an ihm anmuthen kann, als was uns von ihm zurückstößt, indem wir begreifen lernen, daß die gleichen Vortheile die gleichen Nachtheile erfordern; womit denn, indem wir uns in keines von beyden ganz fügen und finden können, ein eigener Kreis des Menschlichen sich abschließt, der, indem wir ihn in seiner Unabhängigkeit bekennen müssen, auf

die vortheilhafteste Weise in unserer eigenen Menschheit uns erweitert, und das Mitgefühl reinigt und höher stimmt.

Goethe, Aus meinem Leben Dichtung und Wahrheit. Dritter Theil. Funfzehntes Buch.

„Ob man nun wohl, wie auch geschehen, bey diesem Gegenstande philosophische, ja, religiöse Betrachtungen anstellen kann, so gehört er doch ganz eigentlich der Poesie. Die Titanen sind die Folie des Polytheismus, so wie man als Folie des Monotheismus den Teufel betrachten kann. Doch ist dieser, so wie der einzige Gott, dem er entgegensteht, keine poetische Figur. Der Satan Miltons, brav genug gezeichnet, bleibt immer in dem Nachtheil der Subalternität, indem er die herrliche Schöpfung eines oberen Wesens zu zerstören sucht, Prometheus hingegen im Vortheil, der, zum Trutz höherer Wesen, zu schaffen und zu bilden vermag. Auch ist es ein schöner, der Poesie zusagender Gedanke, die Menschen nicht durch den obersten Weltherrscher, sondern durch eine Mittelfigur hervorbringen zu lassen, die aber doch, als Abkömmling der ältesten Dynastie, hierzu

würdig und wichtig genug ist; wie denn überhaupt die griechische Mythologie einen unerschöpflichen Reichthum göttlicher und menschlicher Symbole darbietet."

„Der Titanisch-gigantische, himmelstürmende Sinn jedoch verlieh meiner Dichtungsart keinen Stoff. Eher ziemte sich mir, darzustellen jenes friedliche, plastische, allenfalls duldende Widerstreben, das die Obergewalt anerkannt, aber sich ihr gleichsetzen möchte. Doch auch die kühnern jenes Geschlechts, Tantalus, Ixion, Sisyphus, waren meine Heiligen. In die Gesellschaft der Götter aufgenommen, mochten sie sich *nicht* untergeordnet genug betragen, als übermüthige Gäste ihres wirthlichen Gönners Zorn verdient und sich eine traurige Verbannung zugezogen haben. Ich bemitleidete sie, ihr Zustand war von den Alten schon als wahrhaft tragisch anerkannt, und wenn ich sie als Glieder einer ungeheuren Opposition im Hintergrunde meiner *Iphigenie* zeigte, so bin ich ihnen wohl einen Theil der Wirkung schuldig, welche dieses Stück hervorzubringen das Glück hatte."

Goethe über Winkelmann.

Heidnisches.

„Jene Schilderung des alterthümlichen, auf diese Welt und ihre Güter angewiesenen Sinnes führt uns unmittelbar zur Betrachtung, daß dergleichen Vorzüge nur mit einem heidnischen Sinne vereinbar seyen. Jenes Vertrauen auf sich selbst, jenes Wirken in der Gegenwart, die reine Verehrung der Götter als Ahnherren, die Bewunderung derselben gleichsam nur als Kunstwerke, die Ergebenheit in ein übermächtiges Schicksal, die in dem hohen Werthe des Nachruhms selbst wieder auf diese Welt angewiesene Zukunft, gehören so nothwendig zusammen, machen solch ein unzertrennliches Ganze, bilden sich zu einem von der Natur selbst beabsichtigten Zustand des menschlichen Wesens, daß wir in dem höchsten Augenblicke des Genusses, wie in dem tiefsten der Aufopferung, ja, des Untergangs, eine unverwüstliche Gesundheit gewahr werden."

Der Leser entschuldigt wohl bey Gelegenheit der Iphigenie Goethe's die kurze Abschweifung auf's Heidenthum der Griechen in Anfüh=

rung darauf bezüglicher Stellen aus andern Goetheschen Schriften. Diese Abschweifung geschieht hier vorzüglich deswegen, um gewisse falsche Puncte, von denen her Neuere durch das Christenthum selbst sich ermächtigt glauben, das antike Heidenthum herabsetzen zu dürfen, ins Licht zu stellen, und darzulegen, wie das Christenthum durch seine Natur keineswegs, wie man gewöhnlich fälschlich meint, und eine gewisse moderne Halbpoesie bis zum Abgeschmackten es darzustellen versucht, eine solche Anfeindung begünstigt.

Zuvor aber will ich bemerken, daß Alles, was Goethe als antike Sinnesart in den von ihm entlehnten Anführungen darstellt, in der That die Gesinnungsweise einer schon spätern, in der Auflösung begriffenen Epoche ist; dergestalt, daß zu den Vortheilen seiner Schilderung eine frühere Epoche noch andere dazutreten lassen dürfte, welche die Nachtheile, worauf die nämliche Schilderung hinweist, nicht auf gleiche Weise zugeben dürfte. Der Titanenmythus nämlich in der Art, wie ihn Goethe in Beziehung auf Prometheus erwähnt, ist erst in einer der spätesten Epochen Griechischer Mythologie ausgebildet worden. Bey Homer, zum Beyspiel,

findet sich jene Mittelfigur, Prometheus, noch gar nicht, und die Anklänge eines himmelstürmenden Sinnes sind nach Homerischer, frommer, die Götter ehrender, und ihre mit Macht und selbst Zorn begleitete Gegenwirkung gegen menschlichen Uebermuth dennoch als gerecht betrachtender Gesinnung, überall als das verruchteste Beginnen dargestellt. Wie denn überhaupt Homer die Titanen und Giganten als Gottesfrevler, dadurch, daß er ihrer aus der Ferne und im weiten Hintergrunde nur dunkel erwähnt, aus der Menschenwelt möglichst auszusondern sucht, und sie als nicht menschliche und Menschen ähnliche Wesen eben so sehr als die Feinde des Menschengeschlechts, wie der Götter ansieht.

Was aber den größten Beweis für eine höhere Sinnesart der ächten Alten giebt, ist die Behandlung, die Aeschylus der Fabel des Prometheus gegeben. Hier nämlich erscheint Prometheus nicht zum Trotz der weltlenkenden Macht schaffend, sondern im Einverständniß mit ihr, indem nämlich Prometheus vom Schicksal begünstigt handelt, das jene Götter, denen er widerstrebt, und die ihm widerstreben, eben so als höhere Macht über sich, wie er selbst, erkennen müssen.

Zu dieser Wendung sah sich Aeschylus gezwungen, seitdem mit Hesiods Weltansicht durch eine mehr speculirende Kosmogenie die alten Homerischen Gottheiten herabgesetzt wurden, und ihre Persönlichkeit, statt die Gottheit rein an sich in ihren unendlichen Eigenschaften in einer Mehrheit von göttlichen Individualitäten darzulegen, dazu bloß dienen mußte, irgend eine einzelne physische Naturkraft zu repräsentiren, die in dem Göttersymbole geistig verklärt angeschaut wurde. Dadurch wurden die Götter alle Mittelfiguren; und seit dieser Zeit entspringt der Leichtsinn, wo mit dem Göttlichen, so vom Volke her, wie von einzelnen Dichtern gespielt wurde, die derselben verkehrten Sinnesart huldigten, bis denn, als endlich geheime religiöse Schulen den Volksglauben gleichfalls alle Formen ihrer geheimen Deutung durchwandern hatten lassen, und ihn dadurch vollends zerrütteten, freylich dieser zuletzt nichts, als eine armselige Götzendienerey war, die allerdings nicht mehr die Gesinnung der Menschen weiter zusammenzuhalten und aufzurichten vermochte.

Und sogleich tritt denn das Christenthum ein, und ergänzt und supplirt die Lücke auf seine

Weise, wie hier, so in aller Welt, wo dasselbe begegnet.

Wenn man nun aber die verschiedenen einzelnen Volksglauben beschränkt gegen die Sinnesart des Christenthums finden mag, und finden muß, so bedenkt man jedoch nicht genug, daß das Christenthum, selbst seinem höchsten und liebevollsten Geiste nach, auf dieser Beschränkung ruht. Denn, wenn es Schonung, Duldung, Standhaftigkeit, Entsagung, Aufopferung als höchste menschliche Tugenden, ja als Pflichten aufstellt, durch deren Erfüllung der Mensch dem Sinne und Willen der Gottheit recht nahe, und zwar um so mehr, je uneigennütziger, rücksichtsloser diese Pflichten erfüllt werden: weist es da nicht auf eine Welt voll Beschränkung, der Begränzung; als des ganzen Elements hin, in dem sich der Mensch zu gebährden, zu entfalten habe?

Da es nun aber selbst Mitleiden mit dieser menschlichen Beschränkung hat, und in seinem tiefsten Sinne sie voraussetzt, dergestalt, daß es ihr eben, gerade in ihrem quälendsten, drückendsten Falle, zu Hülfe zu kommen sucht: wie sollte es höhnend, oder als feindseliger Gegensatz jenen einzelnen Volksglauben begegnen mögen, die in

ihrer Dürftigkeit eher Antheil, als Verachtung und Verwerfung verdienen? Und so behandelt sie denn in der That auch der wahrhafte christliche Sinn mehr als rohe Stämmchen, auf die jenes edle Reiß zu ihrer Veredlung sich einpflanzen läßt, denn als Auswüchse eines giftigen Saamens bloßen Unkrauts. Denn dieß ist zugleich, was den größten Anstoß geben muß, daß jene einzelnen Volksglauben doch nur eben so mit dem Willen und Wissen der Gottheit, und der steten Anwesenheit beyder aufgewachsen sind, als das Christenthum selbst im schicklichsten Zeitpuncte von ihr gestiftet worden, um das Gleichgewicht der Welt von Anfang bis zu Ende ununterbrochen zu erhalten. Sind nun die höchsten christlichen Maximen, ja, ist Alles, was das Christenthum gebietet und lehrt, ein Ewiges, und nicht etwa bloß beschränkte menschliche Sinnesart und Doctrin, temporisirend, lokal haftend: wie darf denn Jemand die Nächstenliebe, welche das Christenthum als oberstes, zweytes Gebot für den Menschen hinstellt, von irgend einer Zeit und Oertlichkeit her erst gültig datiren wollen, und sich erlauben, bloße Verruchte, Unsinnige in jenen frühern Menschengeschlechtern zu sehen? anstatt daß vielmehr auch hier nicht jene Be=

schränktheit nur herrsche, die bis auf den heutigen Tag noch die Menschen festhält, und sie unselig und unglücklich in ihr macht, wenn sie diese Beschränkung und Einengung nach der höhern Lehre des Christenthums nicht zum Vortheil wenden lernen in der Pflege der höchsten menschlichen Eigenschaften, als Liebe, Gehorsam, Schonung, Hingebung; Eigenschaften, welche gerade in dem Element beschränkter und eingeengter menschlicher Zustände Gelegenheit finden, ihre ganze unendliche Natur zu entwickeln und ihre Wirklichkeit zu erproben, da sie in befreyten, losen Zuständen der Menschheit nur immer als sehr zufällige, von den günstigen Zuständen selbst gewirkte Eigenschaften erscheinen!

Sind also und bleiben jene Volksglauben wilde Stämmchen, so beweisen jedoch diejenigen, die sich aus der Unliebe, aus der Herabsetzung ihrer eine Pflicht machen mögen, daß jener rohe, wüste Stamm in ihnen selbst noch fortwuchert, den sie tadeln, und daß das edlere, höhere Reiß auf ihnen noch zu gar keiner Frucht gediehen. Und so verdienen im Gegentheil diejenigen, welche die alten Volksreligionen möglichst günstig betrachten, und das Gute an denselben herauszusetzen suchen, ohne es anpreisen zu wollen, eher

Belobung, als Tadel und Haß, oder die Bezüchtigung, daß sie heidnischer Sinnesart sich hingeben, und sie nur zu begünstigen suchten.

Ueber Mephistopheles.

25.

Ueber Mephistopheles als schlimmen Geist, halten wir fest an dem, was er am neuesten über sich selbst verkündet:

Man sagt mir nach, ich sey ein böser Geist,
Doch glaubt es nicht!

Der Aerger, der Ingrimm des Mephistopheles über die Tollheiten, den Wahnsinn, den verkehrten Gebrauch und die Ueberschätzung der menschlichen Vernunft, und ihres Vermögens und Leistens, mit allen jenen unvermeidlichen Inconsequenzen, wo der Mensch ein Höheres ins Auge faßt, ohne mit dem Kleinern fertig werden zu können, es schon abgethan, und mit ihm völlig sich abgefunden zu haben, spricht sich durch den ganzen Faust bey allen Gelegenheiten aus.

„Wer war's, der sie ins Verderben stürzte? Ich, oder Du?“ darf er Fausten mit Wahr-

heit am Ende über Gretchens Verführung zuru-fen: denn er prophezeihte in der Mitte schon den abgeschmackten Ausgang jenes übertriebenen Gefühlspathos, das heuchlerisch an die Schönheit einer Welt sich wirft, sie riesenartig umfaßt, und in der Gerechtigkeit, die sie der Harmonie des äußern Daseyns mit Entzücken widerfahren läßt, die Ungerechtigkeit im eigenen Selbst um so gewisser zu überkleiden hofft.

Ein überirdisches Vergnügen!
In Nacht und Thau auf den Gebirgen liegen,
Und Erd' und Himmel wonniglich umfassen,
Zu einer Gottheit sich aufschwellen lassen,
Der Erde Mark mit Ahnungsdrang durchwühlen,
Alle sechs Tagewerk im Busen fühlen,
In stolzer Kraft, ich weiß nicht was, genießen,
Bald liebewonniglich in Alles überfließen,
Verschwunden ganz der Erdensohn,
Und dann die hohe Intuition —
(Mit einer Gebärde)
Ich darf nicht sagen wie — zu schließen.

Und war es nicht Faust, der diesen Teufel, bey der Verführung Gretchens, zu überbieten wußte, da er wenigstens vierzehn Tag' sich ausbedingt, nur die Gelegenheit auszuspüren:

Hätt' ich nur sieben Stunden Ruh',
Braucht' den Teufel nicht dazu,
So ein Geschöpfe zu verführen.

Was ist hier die Kraft dieses Teufels gegen die Macht des Menschen, die sich selbst verheißt in 7 Stunden zu vollbringen, wozu der Teufel in 14 Tagen kaum den Anlaß herauszufinden sich getraut? — Gewiß ist dieser Teufel der unschuldigste von allen Teufeln, die es je gegeben hat, und er verdient, daß wir ihn auf alle Weise für besser als den Doctor halten, obwohl er am Ende diesen verdirbt, weil er muß, und vorzüglich, weil es der Doctor nicht anders will.

Und so drückt gleich von vorn herein, bey seinem Erscheinen im Himmel, Mephistopheles schon sehr entschieden sich aus, und deutet das Unglück an, das zu stiften nicht, nur sichtbar zu machen er berufen ist. An Sonn' und Welten, die ihren rechten Schritt halten, findet er nichts zu erinnern, aber der Mensch, das vorzüglichste Wesen —

Der kleine Gott der Welt bleibt stets von gleichem Schlag,
Und ist so wunderlich, als wie am ersten Tag.
Ein wenig besser würd' er leben

Hätt'st du ihm nicht den Schein des Himmelslichts
gegeben;
Er nennt's Vernunft, und braucht's allein
Nur thierischer als jedes Thier zu seyn.
Er scheint mir, mit Verlaub von Ew. Gnaden,
Wie eine der langbeinigen Cicaden,
Die immer fliegt und fliegend springt,
Und gleich im Gras ihr altes Liedchen singt:
Und läg' er nur noch immer in dem
Grase!
In jeden Quark begräbt er seine
Nase.

Und ist solchen Aerger und Verdruß, daß der Mensch, um seines kleinen Antheils an der großen All-Vernunft, so breiten Platz, so hohen Rang im Weltall für sich verlangt, beliebt er sich im Gegentheil als Meister von aller Unvernunft unumwunden darzustellen im Schutzpatron und Herrn

Der Ratten und der Mäuse,
Der Fliegen, Frösche, Wanzen, Läuse.

Womit er den Menschen erinnern will, wie gar vieles andere noch im Weltall gleichen Raum, und Existenz und Leben, in ungemessener Fülle habe, neben dem, was der Mensch in seiner Vernunft als einzig Höchstes nur so gern bewundern mag; daß von solcher Beschaffenheit zu-

gleich sey, daß es demjenigen gegenüber, was der Mensch nur eben seine Vernunft nennt, als häßliche Abweichung erscheint; und wie daher wohl in dem Weltganzen und in allem Leben, vor Gott dem Herrn, das kleine Vernunfthügelchen nicht so viel bedeuten wolle, durch das Wunder wie auf einen erhabenen Punct der Schöpfung das Menschenweselein sich gesetzt glaubt. — Thiere und Menschen, Pflanzen, Steine und Gewürm schuf Gott nach seinem einzigen Willen in Einen großen Kreis des Lebens zugleich hinein; prägt jedem eine eigenthümliche Weise auf, von der es sich nicht losmachen, über die es hinaus nicht mehr seyn wollen soll, sonst frevelt es und vergeht es.

Und so finden wir uns wohl auch darein, wenn Mephistopheles in dem Gespräch mit dem Schüler, jenem Neuling, der recht gelehrt zu werden wünscht, und gern erfassen möchte, was auf der Erde und im Himmel ist, die Wissenschaft und die Natur, wobey jedoch ein wenig Freyheit und Zeitvertreib an schönen Sommerfeyertagen ihm behagen würde, der menschlichen Wissenschaft nicht zum besten mitspielt, wie sie auf jenen Jahrmärkten des menschlichen Wissens den Universitäten, in zwey großen halb-

jährigen Messen, allezeit vertrödelt wird, und in ihrer Armseligkeit dort gewöhnlich nur dienen muß, des Menschen Stolz zu erhöhen, da ächter Vernunft- und Wissensbrauch den Menschen von allzuhoher Meinung billig immer abschrecken sollte. Sollte vielleicht eben jetzt wieder eine solche Epoche hoher Wissenschaftlichkeit abermals eingetreten seyn, wo der Mensch im losen Flitterstaat eines großmächtigen Scheines sich außerordentlich behagen mag, weil er so ziemlich ums All, was ihm die Stirne zugekehrt, tastend herumgekommen; so dürfte, um einen albernen Schüler abzuwehren, auf dessen Bildung es in der jüngsten Generation von den alten Prometheen abgesehen zu seyn scheint, die sonst nicht leicht hoffen dürften, ihr Bildniß auf die Nachwelt gebracht zu sehen, einige abermalige Aufschlüsse in Art des Mephistopheles nicht so übel seyn.

Bemerkenswerth ist die Ironie des Mephistopheles, die in den Worten gegen alles Leben ausgesprochen ist:

Ich bin der Geist, der stets verneint!
Und das mit Recht, denn alles, was entsteht,
Ist werth, daß es zu Grunde geht;

Drum besser wär's, daß nichts entstände.
So ist denn alles, was ihr Sünde,
Zerstörung, kurz, das Böse nennt,
Mein eigentliches Element.

Damit Mephistopheles nicht allzu verrucht hier erschreine, erinnert sich der Leser, daß es fast ein ähnliches Christliches Wort giebt: „Und wenn ihr alles gethan habt, so seyd ihr dennoch unnütze Knechte, und nichts werth.“ So mag denn das Evangelium aber dem Leser vollends weiter helfen, um ihn auf den Punct zu bringen, daß er mit Mephistopheles, als dem Schalk, der den Balken im Auge allein hat, nicht ferner zu sehr rechte; sondern ihm künftig viel mehr mit Respect und Ehrfurcht begegne. Denn wahrlich, der hat nur Lust sein selbst zu spotten, der denkt, mit dem, daß man unsern Mephistopheles den Teufel schelte, sey es schon gethan.

26.

Hinblick auf die moderne Naturphilosophie.

Die neuere Naturphilosophie ist aus dem nämlichen anmaßlichen Streben, und dem im Faust angedeuteten Irrthum der Menschheit von

neuer Bildung, Welt, Gott, Natur und Leben über das gewöhnliche, allbekannte, längst und immer gewußte Maaß zu erfassen, entsprungen. Doch sind diese neuern Naturphilosophen nur halb zur Reife gekommene, erstickte Fauste, denen die Energie und das Talent eben ausging, als es darauf ankam am kühnsten und verwegensten zu seyn.

Wenn Faust in seiner Tollheit, das Universum zu fassen, so ehrlich noch ist, sich es nicht zu verhehlen, daß auf allen den ihm möglichen Wegen, dem Universum beyzukommen, nichts ausgerichtet werde, und wenn er uns nun ganz offen gewahren läßt, daß man, auf solchem Wege, eher nahe daran sey, dem Teufel in die Hände zu fallen, als eine sogenannte absolute göttliche Wahrheit zu gewinnen; oder, daß eine jede Wahrheit, die wir von der Anschauung des Universums uns erst zuwenden zu müssen glauben, für uns, nach demjenigen, was wir sollen und vermögen, nur das auf sich haben könne, als faßten wir eben das unmittelbare Grundelement desjenigen an, was tüchtige Naturen unter uns als das Böse und Hassenswerthe am Menschen fühlen und verabscheuen: so täuschen dagegen die neuern Naturphilosophen

nicht nur sich und alle Welt darüber, daß das Universum kein Problem für den Menschen sey; sondern sie behandeln wohl allenfalls auch den Menschen als den Gipfel des Universums. Wiewohl man nicht sagen kann, daß sie den Menschen so hoch stellen, sondern nur etwas Einzelnes, Einseitiges in ihm, dem sie gerade hold sind, und wozu all' ihre Kraft hinreicht, nämlich ein gewisses Erkennen und Wissen, das die Stelle des alten Sal, Sulphur und Mercurius und der allgemeinen jungfräulichen Erde im Grunde genommen nur wieder einnimmt.

Denn was ist es wohl, was sie uns gewähren? Ist es etwa ein Universum? oder so tüchtiges vollendetes Menschenwesen, an dem auch keine Makel wäre? Keineswegs! Worte und Formeln über's Universum, und Gedanken und hohe Declamationen über Menschenseyn und Menschenloos, geben sie für Mensch und Universum.

Sprechen sie aber vorzüglich gern von einem Unendlichen, das sich ins Endliche einbildet, und von da wieder zurückbildet, und wollen sie auf eine solche einförmige, monotone Grundform alles Leben, und das Leben der Gottheit selbst zurückführen; wer, wenn er dem allerbeschränktesten Leben und Daseyn des Geistes in der Wü-

sie schon eine höhere Breite und tiefere Mannichfaltigkeit abzugewinnen im Stande ist, als hier einem ganzen Universum zugeschrieben wird, kann sich enthalten wollen, diese Philosophen nicht eines ewigen Käuens und Wiederkäuens eines längst veralteten Thema's, in Anwendung ihrer eigensten Formeln, zu beschuldigen? des Wiederkäuens eines Thema, das in seiner ächten, wirklichen Wahrheit, in der Menschheit längst bekannt gewesen, und auf weit bessern Wegen in ihr immer begründet vorhanden ist; das freylich zugleich auch, für den Schein, von der Art ist, daß müßige Köpfe zu ihrer Unterhaltung und Kurzweil sich und andern immerhin allenfalls überreden mögen, als sey noch gar nichts bekannt und gewußt, und als würden sie das Licht darüber in der Finsterniß erst anzünden.

Wenn man sieht, wie diese neuere Philosophie auf Identität, Indifferenz und gewisse Gleichheitsformeln ein so vorzügliches Gewicht legt; so mag man sich schwerlich enthalten können, an eine gewisse Freyheits- und Gleichheits-Periode in der Menschheit sich zu erinnern, die so ziemlich, ihrem Ausbruche nach, in das Erwachen jener naturphilosophischen Ansicht identisch fällt, und man kann gar leicht auf den Einfall kom-

men, zu behaupten, diese Art durch Identität zu philosophiren sey eigentlich nichts, als ein treffliches Probestück, wie man es anzufangen habe, um Gott den Bürger sich metaphysisch für's ganze Weltall zu deduciren.

Je mehr wir von jener Geschichtsepoche uns entfernen, die mit Recht die revolutionäre für immer im unheilvollen Sinne wird genannt werden dürfen, weil sie auf eine schreckliche Zerstörung und Zertrümmerung sich gründete; wird es erlaubt seyn, Gleichzeitiges, was in Deutschland ideell und auf geistigen Wegen durchgeführt wurde, mit dem zu vergleichen, was in Frankreich, nach dem lebhaften, sinnlichern Character seiner Bewohner, durchaus grell sinnlich sich ereignete. Also wird Kants Philosophie und seiner Nachfolger, als ein ganz revolutionär geistiges Phänomen immer mehr betrachtet werden dürfen, welches nicht darauf ausging, die Menschheit auf eine naturgemäße Weise geistig aufzuerbauen, sondern vielmehr durch die entsetzlichste Entzweyung ganz gewaltsam sie auf's Wahre hingedrängt hat, gleich allem Uebrigen, was gewaltsam gleichzeitig mitgewirkt hat, die unzu-

reichende Weltlage des Menschen dem Rechten anzunähern.

Wir dürfen jedoch diese Männer, wenn ihre Wirksamkeit im Ganzen als eine unheilvolle bezeichnet werden muß, nicht gar zu sehr beschuldigen. Ja vielleicht kann und muß es ihnen sogar zum Verdienst angerechnet werden, daß sie den Muth hatten, dem Unsinn alle ihre höchste geistige Kraft zu widmen: denn auf jeden Fall ist dadurch eine gewisse Sicherheit für die Menschheit, wenn auch nur als negatives Ergebniß, entstanden, daß sie hinfort bestimmt weiß und einsieht, wie vergeblich, selbst bey der größten Kraft, es sey, auf eine solche Weise sich versuchen zu wollen. Und so bekennen wir uns, daß Kant, Fichte und Schelling, die Probleme, die sie behandelten, ohne sie glücklich auflösen zu können, weil es überhaupt keine ächt menschlichen Probleme waren, nicht sowohl selbst geschaffen hatten, als vielmehr durch den allgemeinen Geist der Cultur und der Entwickelung des Geschlechts, welcher seit den ganzen drey letzten Jahrhunderten, von Entdeckung der neuen Welt an, herrschend geworden, auf dieselben gewiesen, ja gedrängt worden sind. Denn wir finden, daß, indem auf eine ganz enorme Weise die ganze äu-

ßere Lage des Menschen plötzlich ausgeweitet wurde, und zwar dadurch, daß gewisse sinnliche Verhältnisse völlig in Rauch und Dunst aufgingen, die als zufällige Stützen dem ganzen sittlichen Lebensbau der Menschheit bis dahin gedient hatten: eben dadurch, daß nun ein so unvermutheteß Gegentheil an ihre Stelle trat, die Menschen immer mehr verleitet wurden, eine gleiche Umwandlung, Umformung des innern rein menschlichen Zustandes für möglich, für gemäß, ja für unerläßlich zu halten. So ist denn jede Art von Aufklärerey der letzten Jahrhunderte entstanden, und die Philosophie, die es eigentlich jederzeit unternimmt, den Conflict des äußern gesteigerten und veränderten Weltwissens mit den innern ewigen gegebenen Grund- und Urmaximen der Menschheit auszugleichen, hatte das freyste Feld, den größten Spielraum, um dieß ihr Geschäft auf eine mehr oder weniger schlimme und gute Art zu vollziehen. Daß sie es jedoch mehr auf eine schlimme als gute Art thun mußte, lag in dem einmal in alle Menschenbestrebungen hineingekommenen Erwarten, wodurch das Leben in seinem tiefsten Sinne immer mehr in der Ansicht eines unermeßlich und sich stets überbietenden Prozesses von allen Seiten genom-

men wurde. So durfte denn jedes Geschlecht immer mehr das verlassen, woran sich ein früheres als tüchtiges Fundament noch gehalten hatte; und so sehen wir mit dem Schlüß des 18ten Jahrhunderts fast alles verworfen, woran sich mit so freudiger Energie noch die letzte Hälfte des 15ten und die erste des 16ten gehalten und so mächtig heraufgebildet hatte.

Es ist von einigen Seiten her in neuerer Zeit behauptet worden, daß seit dem Aufkommen der Kantischen Philosophie zugleich eine bessere Würdigung Goethe's und seiner Leistungen in Schwung gekommen. Damit contrastirt nun freylich seltsam genug der Weg der Production, den Goethe eingeschlagen, und der Weg der Kritik, auf dem Kant wandelte, indem beydes einander aufhebt und ausschließt, und der fürchterlichste Gegensatz von Leben und Tod in der Natur wohl dem beyderseitigen Verfahren verglichen werden kann. Wie denn ja Goethe seine unüberwindliche Abneigung gegen Philosophie und alle Metaphysik gelegentlich oft genug ausgesprochen hat, so daß er fast zu zweifeln scheint, ob die Natur ursprünglich irgend einen Menschen mit philosophischen Anlagen hervorgehen lasse. Ueber Kant's Philosophie aber äu-

ßert er sich namentlich in dem Buche über Winkelmann:

„Doch steht, indem uns die Ereignisse der neuern Zeit vorschweben, eine Bemerkung hier wohl am rechten Platze, die wir auf unserm Lebenswege machen können, daß kein Gelehrter ungestraft jene große philosophische Bewegung, die durch Kant begonnen, von sich abgewiesen, sich ihr widersetzt, sie verachtet habe, außer etwa die ächten Alterthumsforscher, welche durch die Eigenheit ihres Studiums vor allen andern Menschen vorzüglich begünstigt zu seyn scheinen."

27.

Wissenschaftliche, beschauliche Vernunft neuerer Historiker glaubt ein Geheimniß der Gottheit verehren zu müssen, wenn sie die Menschheit ihren Gang durch Unvernunft, Böses und Verruchtes nehmen sieht.

„Sehen wir nicht die Menschheit in ihrem rastlosen Treiben mehrmals in Abgründe gerathen, in welchen freylich mancher zu Grunde ging, keiner aber hinüberzukommen hoffte? — Und immer ging die Menschheit neu belebt, be-

ruhigt und befriedigt, immer ging sie mit höherm Gewinne aus diesen ungeheuren Stürmen, blutigen Kämpfen und verzehrenden Wettern hervor. Immer schien die geheimnißvolle Kette, welche das Wohl des kleinen, verwelklichen, ephemeren Geschlechts an den Thron des Unerforschlichen knüpft, und welche in solchen Stürmen zu zerreißen drohte, aufs neue, und stärker, denn zuvor, befestigt, immer kehrte der Glaube an eine höhere Weltordnung, an eine allvergeltende Weltregierung in die erschütterten bangen Gemüther zurück, sobald sich nur der friedliche Segen einer blutigen Aussaat zu zeigen anfing. Unter unaufhörlichem Geprassel, Geschrey und Geschnatter leitet der Unsichtbare über den Ocean der Zeiten den mystischen Wagen der Weltregierung. Unbekannt ist ihr Plan, unerforschlich ihr Gang. Aber bey jeder Schwingung, bey jeder Umkehr eines Rades, schallt von dem Geiste, der auf den großen Wassern lebt, das Gebot der Weisheit: Mäßigung und Ordnung! Wer es überhört, der ist gerichtet. Wer nicht mit leiser Achtsamkeit in das große Triebwerk des Ganzen eingreift, wer wider den weltordnenden Geist anstrebt, wer sich, das Einzelne

über das Ganze, erhebt, der geht in der Welt, wie in sich selbst, unter. Menschen von Erde und Staub, Fürsten von Erde und Staub, wie schrecklich dieß geschehe, das zeigt die Geschichte." —

Besser als diese wunderlich pathetische Stelle moderner Historienschreiberey, die noch dazu Widerspruch auf Widerspruch häuft, löst das vermeintliche Räthsel folgende Stelle aus König Lear von Shakspeare.

„Das ist das schöne Narrenspiel der Welt! daß wir, wenn unser Glück unpäßlich ist — oft durch eine selbst zugezogene Ueberladung — die Schuld unsers Unglücks auf Sonne, Mond und Sterne schieben; als wenn wir Schurken wären durch Nothwendigkeit; Thoren durch himmlischen Antrieb; Schälke, Diebe, Verräther durch Gewalt der Sphären; Trunkenbolde, Lügner und Ehebrecher durch einen unwiderstehlichen Einfluß der Planeten; und alles, worin wir böse sind, durch göttliche Einwirkung. Eine unvergleichliche Ausflucht für einen Hurenjäger, seinen Meerkatzentrieb den Sternen zur Last zu legen. Mein Vater belegte meine Mutter unter des Drachen Schwanz, und meine Geburtsstunde fiel unter ursa major, und so folgt denn, daß ich rauh

und verbuhlt bin. — Possen! ich wäre doch geworden, was ich bin, und wenn der jungferlichste Stern bey meiner Geburt geblinkt hätte."

Und so werden wir denn hier abermals erinnert, daß der Mensch sich an seine eigenste Natur zu halten habe, alles Andere aber, es sey Ereigniß, Begebenheit, oder Welt und Universum, sich selbst überlassen möge, ohne alles Bekümmerniß darum, und ohne Bös und Gut daraus für sich zu berechnen und darnach für sich abzuwägen.

Am allerwenigsten aber hat er sich daran zu stoßen, was an der Gottheit unerforschlich ist; denn, ist es wirklich unerforschlich und ein Geheimniß, so gehört es ja nicht für ihn; auch wird schwerlich die Gottheit ihr Geheimniß dem Menschen so weit enthüllen, daß dieser weiß, sie berge ein Geheimniß. Es ist immer die eigene verkehrte Sinnesart, die der Mensch der Gottheit andichtet, wenn er von einem ihrer Geheimnisse spricht, in das sich der Mensch zu ergeben habe, da doch ein Geheimniß allemal etwas ist, wodurch derjenige, der es hat, eben will, daß alle Andern sich nicht damit beschäftigen, auch nicht daran denken sollen. Es ist, mit einem

Wort! so gut als gar nicht für alle Andere vorhanden.

28.

Hauptmaxime, welche der Ausarbeitung des Faust zum Grunde liegt.

„Die krankhaften Phänomene deuten gleichfalls auf organische und physische Gesetze: denn, wenn ein besonderes lebendiges Wesen von derjenigen Regel abweicht, durch die es gebildet ist, so strebt es ins allgemeine Leben hin, immer auf einem gesetzlichen Wege, und macht uns auf seiner ganzen Bahn jene Maximen anschaulich, aus welchen die Welt entsprungen ist, und durch welche sie zusammengehalten wird.“

Mit Hülfe dieser Stelle aus der Farbenlehre wird sich ein nachdenklicher Leser wohl über die ganze Negative des Mephistopheles Rechenschaft zu geben vermögen. Nur trage er den physischen Schlüssel geschickt in's zart Geistige und Sittliche über!

29.

Benvenuto Cellini's Character macht uns mit folgender menschlichen Eigenschaft bekannt.

„Was uns jedoch aus seiner ganzen Geschichte am lebhaftesten entgegenspringt, ist die entschieden ausgesprochene, allgemeine Eigenschaft des Menschencharacters, die augenblickliche lebhafte Gegenwirkung, wenn sich irgend etwas dem Seyn, oder Wollen entgegensetzt. Diese Reizbarkeit einer so gewaltigen Natur verursacht schreckliche Explosionen und erregt alle Stürme, die seine Tage beunruhigen."

Wir benutzen vorstehende Worte, um in dem höhern geistigen und sittlichen Leben der Menschheit auf ein polares Verhältniß hinzudeuten, und so alle Bedingungen auszusprechen, welche das Bild unsers Mephistopheles erzeugen, wenn irgend eine dieser Bedingungen vernachlässigt, umgangen worden, mit oder ohne Schuld des Individuums.

Sollte alles Ausgesprochene nicht hinreichen, begreiflich zu machen, wie im Mephistopheles die eigensten sittlichen und sinnlichen, geistigen und

körperlichen, weltlichen und außerweltlichen Maximen, auf welchen der einzelne Mensch, wie die ganze Menschheit, beruht, zu einer poetischen Anschauung vereinigt sind, und zwar auf diese Weise, daß sie hier, als aus ihrem ursprünglichen, natürlichen Zusammenhange, vom Menschen selbst herausgerissen, und nun auf dem einzig und allein übrig bleibenden *abnormen* Wege, als vernichtender Widerstand sich wirksam beweisend, dargestellt sind: so sehe man es in einem einzelnen, besondern Falle nochmals so an.

Der Mensch erfährt bey einem jeden solchen, ihm eigenst angehörigen Hervortritt seiner Natur, den wir ein Wollen nennen, einen augenblicklichen Widerstand, den er jedesmal erst zu überwinden hat, wenn er sein Wollen geltend machen und demselben Gewährung und Befriedigung verschaffen will: sey es nun, daß bey einer innern sittlichen Richtung das Wollen auf ein inneres gebietendes Sollen, oder nach einer äußerlichen sinnlichen Richtung auf die rohe Welt und ihre unbearbeiteten Stoffe stößt. Ueberall findet das menschliche Wollen, das seiner Natur nach unbedingt ist, und ein Unbedingtes fordert, ein Entgegenwirkendes, welches seiner-

seits an das Wollen die Aufforderung ergehen läßt, seinen unbedingten Charakter gewissen entgegentretenden Bedingungen erst zu unterwerfen, damit es zu seiner Absicht gelange.

Will man nun im Wollen den lebhaftesten und eigensten aller Acte der menschlichen Natur erkennen, mit dem alles Selbstgefühl und Selbsteigene des Menschen hervortritt, und will man zugleich eine jede Selbstverminderung des Wollens als einen Verlust für den Menschen betrachten: so wird dennoch schon im Sittlichen klar, daß der höchste Vortheil der menschlichen Natur nur entspringt, wenn das Wollen seine Unbedingtheit gegen jenes bedingende, bestimmende, beschränkende Sollen aufgiebt, und für jenen Inhalt einer bloßen unendlichen Kraft durch das Maaß eines bestimmten, nicht gränzenlosen, aber gewichtigen und höchst dauerbaren Gehalts sich entschädigen lassen mag.

Denn, behandelt im Gegentheil das Wollen jenen Widerstand des Sollens als einen wahren, wirklichen Widerstand, womit es, zu seinem Nachtheil, nur auf den Verlust seiner Intention, und die Verringerung und Schmälerung seiner Unendlichkeit abgesehen sey: so verwandelt sich die Rückwirkung des Sollens gleichfalls in einen

wahren feindlichen Widerstand, der dem Menschen Schaden, Verlust und Unbequemlichkeit verursacht, so wie im entgegengesetzten Falle bey der Aufnahme des Sollens ein entschiedener Vortheil sich zeigt.

So unbedingt nämlich das Wollen in der menschlichen Natur als unbedingtes Wesen, vom Menschen durchaus geleitet, hervortritt, eben so macht sich jenes bedingende Sollen als unwiderleglich und unaustilgbar geltend, wenn es in seiner ursprünglichen Richtung zu einer Einigung und Ausgleichung mit dem Wollen gehemmt wird, und es verschafft sich sein Recht, unabhängig von aller Leitung und allem Wollen des Menschen, in eigner Freyheit.

Ist alles bisher Ausgesprochene immer mit in einem allgemeinen Sinne zu nehmen, so wird es dennoch im Sittlichen am deutlichsten. Und so wiederhole ich: ziehen wir, um der Breite unseres Wollens nichts zu vergeben, irgend einmal vor, etwas zu thun, womit unser Wollen auf das lebhafteste übereinstimmt, wovon uns jedoch ein gewisses Sollen eben so abmahnt, so entspringt augenblicklich eine Entzweyung, welche dem Wollen die Freude und Ungestörtheit und den ungetrübten Genuß seiner Intentionen nicht

läßt, vielmehr das menschliche Gemüth quält, ängstiget und beunruhigt.

Das, was wir die erregende, treibende, folternde Macht des Gewissens nennen, ist bekannt genug. Wir haben nun aber diesen Act des Hervortritts des Gewissens für nichts Anderes anzusehen, als für ein von dem Wollen verworfenes Sollen, welches, da es nicht in Gemeinschaft mit dem Wollen und zum Vortheil desselben sich thätig erweisen darf, nun unabhängig, frey und gelöst, in der Entzweyung, als das Geltende, Anzuerkennende sich hervorthut und beweist.

Um nun aber zu Faust und Mephistopheles zurückzukehren, so ist das Verhältniß beyder zu einander kein anderes, als jenes des unbedingten, gränzenlosen, auf das Unermeßliche gerichteten Wollens, das es verschmäht, mit dem ihm entgegenwirkenden und Anerkennung fordernden, beschränkenden Widerstand sich zu vereinigen, der in einer innern Hauptrichtung bald als ein sittliches Sollen, in andern äußern, sinnlichen, oder nicht sittlich geistigen Richtungen aber unter mancherley andern Formen des Schwierigen und Verweisenden hervortritt. Immer soll nun aber dennoch der Mensch von diesen hemmenden

Schwierigkeiten sich nicht abschrecken lassen, dieselben nicht als Schwierigkeiten und als ein feindliches, beschränkendes, widriges Wesen, sondern als eigensten, tiefsten Kern seiner Natur betrachten, von dem das Wollen nur der Boden ist, in welchem sich jener Kern zu einem herrlichen Lebensbaum entfaltet. Immer soll der Mensch sich davon nicht überraschen lassen, daß sein Leben aus jener Maxime entspringt, indem er ursprünglich ein Gezweytes, Getrenntes zu einigen hat, das vor der Einigung, in seiner Getrenntheit, als feindliches entgegengestelltes Wesen erscheint, nachher aber, in der Einigung, immer als durchaus zusammengehöriges Wesen sich zeigt, aus dessen Vereinigung allein das Höchste und Wünschenswertheste für den Menschen entspringen kann.

Und so steht Faust zu Mephistopheles; der den Complex sämmtlicher entgegentretender Bedingungen ausdrückt, welche die Verneinung gegen jedes Gränzenlose und Unbegränzte menschlichen Strebens enthalten, bis zu dem Puncte, wo sich zuletzt ein Unmögliches, durchaus Zurückstoßendes und geradezu Feindliches hervorthut, — auf dieselbe Weise nur im Verlust und im Nachtheil, wie der Mensch überhaupt beym Her-

vortritt des Gewissens in Nachtheil geräth; daß er in den Umkreis seiner Lebensthätigkeit vollständig als wesentlichen Theil, wenn es ihn auch unaufhörlich beschränkt, dennoch aufzunehmen hat, um in sittlicher Weise seines Daseyns froh seyn zu können. Und so wird Faust auf dieselbe Weise von andern Seiten und Richtungen her durch Mephistopheles gewaltsam, höhnend und vernichtend behandelt, wie der Mensch vom Gewissen nach der ihm angewiesenen Region, gewaltsam, strafend-vertilgend behandelt wird, sobald er dasselbe als eigensten und höchsten Theil seiner Natur nicht anerkennt.

Erhebt sich nun aber dieser Widerstand, den wir im Sittlichen unter der Form des Gewissens, als mit Verlust für den Menschen verbunden, bisher hervortreten sahen, nach so vielen Richtungen noch weiter, als das Wollen mannichfache Intentionen hat und sich schafft, so stellt Mephistopheles auch abwechselnd bald den höchsten sinnlichen und physischen, bald den höchsten geistigen und sittlichen und jeden Widerspruch dar, wie ihn das menschliche Wollen in seiner Unbedingtheit nach allen Richtungen erfährt, und dennoch nur, wo er sich erhebt, als rechtes Maaß, als rechter Inhalt und Gehalt

für seine Intensionen in dieselben aufzunehmen, und als gültig für sich anzuerkennen hat.

So, hoffe ich aber, wird das Räthselwort des Mephistopheles gelöst und aufgehellt seyn:

Ein Theil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

Das Sollen nämlich, oder der sinnliche und geistige Widerstand, der dem Wollen entgegenwirkt, zeigt sich durch dieses Entgegenwirken als ein der Absicht des Wollens Ungünstiges, Feindliches und sogar Böses; wie er jedoch als ein Gutes, Liebes, Würdiges und Gemäßes sich hervorthut, wenn es dem Wollen gelingt, mit ihm sich zu einigen.

In sofern nun aber durch das ganze uns bekannte Universum das ähnliche Phänomen einer ursprünglichen Einheit, die in eine Zweyheit sich verwandelt, oder einer Zweyheit, die in eine Einheit sich auflöst, uns überall begegnet, und als die Grundform alles erschaffenen Lebens und als seine äußere Regel hervortritt, so hat Mephistopheles ein Recht, sich einen Theil von jener Kraft zu nennen, die stets das Böse will und stets das Gute schafft. Er stellt nämlich jenen uranfänglichen, ungeheuren Gegensatz dar, inner-

halb dessen die ganze erschaffene bekannte Welt liegt, in wiefern derselbe in aller seiner Wirksamkeit auf den Menschen fällt, und, verkannt von ihm, als eine das Leben nur zerstörende, aufhebende Verneinung erscheint. In dieser Verkennung, als das Lästige, schlechthin Drückende, Hemmende, Abscheuliche, ja Verruchte und Grundböse, ist er vorzüglich im Faust aufgeführt.

Ist nun freylich aber ferner eine Welt gedenkbar, in der alles Leben ohne jenen ungeheuren Gegensatz sich hervorthut, und die gewissermaßen, um jenen doppelten Gegensatz, aus dem die gegenwärtige vorhandene Welt entspringt, nicht ihrem Ursprunge, sondern seiner Absicht und Wirkung nach abzuleiten, angenommen werden muß, ja welche die vollständige Bewahrung jener Einheit in sich schließt, nach welcher hier schon gezielt, und welche hier schon von tüchtigen Naturen erreicht wird, und dort, in einem weitern Leben, als Erstes und Anfang dient, wie sie gegenwärtig als Ende und Gipfel aus der Zweyheit entwickelt wird: so wird es denn wohl begreiflich, wie in jenem Prolog im Himmel — denn so nennen wir diese Welt über der Welt, die nicht aus Gegensätzen das Leben und Seyn entwickelt — der Herr zu Me-

phistopheles in Gegenwart der himmlischen Heerschaaren sprechen kann:

Du darfst auch da nur frey erscheinen;
Ich habe Deinesgleichen nie gehaßt.
Von allen Geistern, die verneinen,
Ist mir der Schalk am wenigsten zur Last.
Des Menschen Thätigkeit kann allzuleicht erschlaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh;
Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt, und muß, als Teufel, schaffen.

Und dann zu den Engeln gewandt:

Doch ihr, die ächten Göttersöhne,
Erfreut euch der lebendig reichen Schöne!
Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfass' euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken!

Noch stehe eine Bemerkung hier! Wenn nämlich Goethe zuletzt doch auch einem Indifferenziren geneigt zu seyn scheint, so unterscheidet er sich von jener oben getadelten neuern Indifferenz=Ansicht sehr wesentlich dadurch, daß er die Verwirklichung dieser Indifferenz als keinen Act betrachtet, zu dem es der Mensch im gegenwärtigen Leben bringen kann, ja soll. Es ist dieß

vielmehr ein Act aller Zukunft angehörig, und so gewaltig, daß die ganze gegenwärtige Natur dabey in ihren Bedingungen für den Menschen verloren gehen muß. Gegenwärtig können wir einen solchen Act nur als folgenden mit Bestimmtheit annehmen; doch wissen wir über ihn nichts Näheres auszusagen, ja wir nähern uns seiner Wirklichkeit nur, indem wir nichts darüber wissen, auch nicht uns täuschen, etwas darüber wissen zu können, weil uns etwas über alle unsere gegenwärtigen Begriffe Hinausgehendes gegeben werden wird. Und so mag man sich erklären können, warum Goethe in allen seinen Arbeiten so entschieden gegenwartsvoll ist, und es kräftig ablehnt, im Sinne mancher Neuern, sich Ansichten, Gefühlen, Ahnungen zu ergeben, die denn eigentlich doch nur vergeblich den Sprung über die Erde hinweg wagen. Dafür deutet er aber auch desto bestimmter in allen denjenigen Arbeiten, die das gesammte gegenwärtige Leben in seinen Hauptmomenten umfassen, darauf hin, daß es, wie es sich selbst schon stufenweise und pyramidalisch erhebt, nur als die erste Stufe, der erste Act und Theil von dem der Menschheit überhaupt gegönnten Seyn sey. Und so finden wir denn so den Faust, wie die

Pandora als Erste Theile überschrieben; nicht, als ob diese Ueberschrift auf die Unvollendung dieser Arbeiten im ästhetischen Sinne deuten sollte, die noch nicht abgeschlossen wären, sondern der höchste Inhalt ist gemeint. Denn sie enthalten im Gegentheil Alles, bis an jene äußersten Gränzen der Production geführt, zu der sich Menschenkunst und Dichtung erheben kann. Und so können wir denn in der Pandora diese äußerste Gränze selbst bestimmt bezeichnet zur Einsicht nehmen.

> Nun aber Eos, unaufhaltsam strebt sie an,
> Sprungweise, mädchenartig, streut aus voller Hand,
> Purpurne Blumen! Wie an jedem Wolkensaum
> Sich reich entfaltend sie blühen, wechseln mannichfach!
> So tritt sie lieblich hervor, erfreulich, immerfort;
> Gewöhnet Erdgeborner schwaches Auge sanft,
> Daß nicht vor Helios Pfeil erblinde mein Geschlecht,
> Bestimmt Erleuchtetes zu sehen, nicht das Licht!

Ebenso heißt es im gleichen Sinne in den gereimten Distichen, Gott, Gemüth und Welt:

Du aber halte dich mit Liebe
An das Durchscheinende, das Trübe!

Ebenso ist im Faust endlich die Gränzenlosigkeit der Wissenschaft — also ihre Bedingtheit für das Individuum — als ihr nothwendiger unentbehrlicher Character durchgeführt, so daß derjenige, der diese Gränzenlosigkeit vermöge des Objects nicht einzugestehen vermag, sich selbst um alles ihm noch mögliche Wissen bringt, oder in jene gemeine Behandlung des Wissens verfällt, wie sie uns jener ärmliche Character, Wagner, als gewöhnliches Gelehrten-Musterbild zeigt. Und so finden wir denn im Faust überall dahin gedeutet, daß sich der Mensch dem Glauben zu überlassen habe, wo es ihm zu wissen nicht vergönnt ist.

Zweytens aber ergiebt sich aus allem bisher Gesagten, daß Goethe noch viel weniger an eine Indifferenzirung dessen denkt, was wir in Gott als schlechthin Oberes, und dann in Natur und Welt, als Unterem, ein von jenem Oberen Hervorgebrachtes benamsen, besonders wo es den Punct betrifft, über Ob? Wann und Wie? dieser Hervorbringung, Erläuterung, Auskunft und Erklärung zu geben, die den Verstand befriedige, und eine Einsicht bewirke.

Eine ungeheure Kluft, die den unauflösli-
chen Bruch bezeichnet, läßt unser Dichter mitten
inne liegen, und sucht uns die Richtigkeit und
Aechtheit der uralten dualistischen Ansicht dadurch
darzuthun; daß die ganze sittliche Natur des
Menschen auf sie gegründet sey, die sogleich er-
schüttert werde, sobald der Mensch an *jenem Ur-
dualism* und seiner Grundmaxime — eines
Obern, über das sich immer nur menschlicher
Weise, selbst im höchsten Sinne, etwas aussagen
läßt, und eines **Unteren**, welches, obwohl es
Daseyn, Entstehen und seine allseitige Begrän-
zung jenem Obern verdankt, in seiner Breite
und Mannichfaltigkeit, als Welt und Natur, dem
menschlichen Geist und Sinn zu vollständiger
Auffassung sich gleichfalls entzieht, — irgend et-
was verändert, und die uranfängliche Zweyheit
in eine dem Verstande und Sinnen faßliche Ein-
heit aufzulösen wagt.

Daß das Unternehmen nicht gelingen könne,
sondern daß der Mensch nur den höchsten, seiner
Natur vergönnten, geistigen Act in einen sinnlich
gemeinen verwandelt, ja, daß das zu leistende
Kunststückchen um so gefährlicher sey, je mehr der
Geist seine ihm angeborne Grundtendenz nach ei-
ner Einheit, die er nur innerhalb gegebener Be-

dingungen, nicht aber jenseits derselben und über sie hinaus entwickeln soll, ganz falsch auf diese Bedingung selbst bezieht — dieß ist es ja, was im Faust ganz besonders bezielt ist, indem Faust eben seine ganze sittliche Natur dadurch am meisten einbüßt, daß er sich zu nahe der Gottheit stellt und, da alle übrigen Thätsachen des Seyns und der Natur einer solchen Näherung unbedingt widersprechen, doch hartnäckig nicht davon lassen will. Uebrigens scheitert Faust schon, indem er diese Näherung nicht einmal direct durch ein keckes Ausgehen von einem Absoluten selbst zu bewirken denkt, sondern nur über einen Theil der ihm gegenwärtigen Natur sich setzt, und dadurch, durch dieses Ueberheben über einen Theil des Geschaffenen, dem Ungeschaffenen näher zu kommen hofft.

Welch Schauspiel! aber ach! ein Schauspiel nur!
Wo fass' ich dich, unendliche Natur?
Euch Brüste, wo? Ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hängt,
Dahin die welke Brust sich drängt —
Ihr quellt und tränkt, und schmacht' ich so vergebens?

(Er schlägt unwillig das Buch um, und erblickt das Zeichen des Erdgeistes)

Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!
Du Geist der Erde bist mir näher;
Schon fühl' ich meine Kräfte höher,
Schon glüh' ich, wie von neuem Wein,
Ich fühle Muth mich in die Welt zu wagen,
Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen,
Mit Stürmen mich herumzuschlagen,
Und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen.

Gränzen der Menschheit.

Wenn der uralte,
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Ueber die Erde sä't,
Küss' ich den letzten
Saum seines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Brust.

Denn mit Göttern
Soll sich nicht messen
Irgend ein Mensch.
Hebt er sich aufwärts,
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unsichern Sohlen,

Und mit ihm spielen
Wolken und Winde.
Steht er mit festen
Markigen Knochen
Auf der wohlbegründeten
Dauernden Erde;
Reicht er nicht auf,
Nur mit der Eiche,
Oder der Rebe
Sich zu vergleichen.

Was unterscheidet
Götter von Menschen?
Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle
Und wir versinken.

Ein kleiner Ring
Begränzt unser Leben,
Und viele Geschlechter
Reihen sich dauernd
An ihres Daseyns
Unendliche Kette.

Ist es gleich wahr, daß die Gottheit in unmittelbarem Bezuge zum Menschen überall sich befinde, mehr als er fassen kann und begreift;

so gilt nicht das Umgekehrte von einem eben so unmittelbaren Bezuge des Gleichen, Aehnlichen, Verwandten vom Menschen zur Gottheit.

Mit Recht heißt es:

Was wär' ein Gott, der nur von Außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in Ihm lebt und webt und ist,
Nie Seine Kraft, nie Seinen Geist vermißt.

Aber der Mensch vergißt auch nie, sich zum Schaden:

Ich wandele auf weiter bunter Flur,
Ursprünglicher Natur,
Ein holder Born, in welchem ich bade,
Ist Ueberlieferung, ist Gnade.

Denn weil die Gnade der höchste Urmoment seines Seyns ist, und die Mehrung des ursprünglichen verliehenen Besitzes durch Ueberlieferung sich vollzieht, so soll der Mensch keinen Anstand nehmen, wenn es weiter endlich auf alles höchste Fragen heißt:

Wie? Wann? und Wo? — Die Götter bleiben stumm!
Du halte dich an's Weil, und frage nicht Warum?

In wiefern Kant jenen Urdualism durch seine Philosophie als zweydeutiges Resultat bestehen ließ, so, daß seine Nachfolger, Fichte und Schelling, auf eine falsche Weise verlockt wurden, das Problem noch schlimmer zu behandeln, und zwar, indem der erstere die im gewissen Sinne vorhandene Unabhängigkeit und Geschlossenheit der geistigen Sphäre an die Spitze stellte, und der andere den, offenbar neben dem geistigen Seyn eben so obwaltenden realen Zusammenhang eines Objectiven mit dem Subjectiven als Hauptmoment behandelte: so wird es erlaubt seyn, hier von dem Unternehmen Kants an bis zur Schelling'schen Schule des schneidenden Contrastes dieser philosophisch-wissenschaftlichen Zeitbestrebungen gegen jene Bemühungen zu gedenken, in denen Goethe Gott, Natur und den Menschen zu umfassen sucht. Und zwar darum wird dies erlaubt seyn, damit der Verfasser gerechtfertigt sey, und nicht gescholten werde, auf eine willkürliche, bey einem Versuch zur Beurtheilung Goethe's ganz unschickliche und unpassende Weise, auf jene Männer Rücksicht genommen zu haben. Denn Viele mögen es allerdings als einen üppigen Auswuchs nur betrachten, die nicht einzusehen vermögen, daß eine Be-

trachtung über Goethe nur im Zusammenhange mit der ganzen deutschen Litteratur zu Vollständigkeit und Wahrhaftigkeit und der Goethen gemäßen Beurtheilung führen könne. Keineswegs also, daß die Rücksicht auf Fremdes, Gleichzeitiges ein Mangel, oder Ueberfluß bey der gegenwärtigen Arbeit wäre, bedauert der Verfasser vielmehr schon gegenwärtig, nicht im Stande zu seyn, auf noch Mehreres Rücksicht nehmen zu können, und es in den gegenwärtigen Kreis einzuschließen, wodurch dieser selbst und seine Natur immer bestimmter bezeichnet würde.

Um aber über Goethe's dualistische Ansicht keinen Zweifel zu lassen, so finde nachfolgende Stelle aus der Farbenlehre hier ihren Platz:

Zur Farbenlehre. Bd. II. S. 152 ff.

„Wir lassen ihn (Roger Baco) seine allgemeinen Grundsätze selbst vortragen, sowohl, weil es interessant ist, sie an und für sich kennen zu lernen, als auch, weil wir dadurch Gelegenheit finden, unsere Ueberzeugung in seinem Sinne auszusprechen.“

———

„Es giebt mancherley, das wir geradehin und leicht erkennen; anderes aber, das für uns verborgen ist, welches jedoch von der Natur wohl gekannt wird. Dergleichen sind alle höhern Wesen, Gott und die Engel, als welche zu erkennen die gemeinen Sinne nicht hinreichen. Aber es findet sich, daß wir auch einen Sinn haben, durch den wir das gleichfalls erkennen, was der Natur bekannt ist, und dieser ist der mathematische: denn durch diesen erkennen wir auch die höhern Wesen, als den Himmel und die Sterne, und gelangen auf diesem Wege zur Erkenntniß der übrigen erhabenen Naturen und zwar auch auf eine einfache und leichte Weise.“

„Alle natürlichen Dinge werden zum Daseyn gebracht durch ein Wirksames und durch eine Materie, auf welche jenes seine Thätigkeit ausübt: denn diese beyden treffen zu allererst zusammen. Denn das Handelnde durch seine Tugend bewegt und verwandelt die Materie, daß sie eine Sache werde; aber die Wahrheit des Wirksamen und der Materie können wir nicht einsehen, ohne große Gewalt der Mathematik, ja nicht einmal die hervorgebrachten Wirkungen.

Diese drey sind also zu beachten; das Wirkende, die Materie und das Gewirkte."

„Alles Wirksame handelt durch seine Tugend, die es in der untergelegten Materie zur Wirklichkeit bringt. Eine solche (abgeleitete) Tugend wird ein Gleichniß, ein Bild, ein Artiges genannt und sonst noch auf mancherley Weise bezeichnet. Dieses aber wird sowohl durch die Wesenheit, als durch das Zufällige, durch das Geistige, wie durch das Körperliche hervorgebracht, durch die Wesenheit aber mehr, als durch das Zufällige; durch das Geistige mehr, als durch das Körperliche; und dieses Gleichartige macht alle Wirkungen dieser Welt: denn es wirkt auf den Sinn, auf den Geist und auf die ganze Materie der Welt durch Erzeugung der Dinge. Und so bringt ein natürlich Wirksames immer Ein- und Dasselbe hervor, es mag wirken, worauf es will; weil es hier nicht etwa überlegen und wählen kann, sondern was ihm vorkommt, macht es zu seines Gleichen. Wirkt es auf Sinne und Verstandeskräfte, so entsteht das Bild, das Gleichartige, wie ein jeder weiß; aber auch in der Materie wird dieses Gleichniß gewirkt. Und diejenigen wirksamen Wesen, welche Vernunft und Verstand haben, wenn sie gleich vieles aus Ue-

bewegung und Wahl des Willens thun, so ist doch diese Wirkung, die Erzeugung des Gleichnisses, ihnen so gut natürlich, als anderen Wesen, und so vervielfältigt die Wesenheit der Seele ihre Tugend im Körper und außerhalb des Körpers, und ein jeder Körper schafft auch außer sich seine Tugenden, und die Engel bewegen die Welt durch dergleichen Tugenden."

„Aber Gott schafft die Tugenden aus nichts, die er alsdann in den Dingen vervielfältigt. Die erschaffenen wirksamen Wesen vermögen dieß nicht, sondern leisten das Ihre auf andre Weise, wobey wir uns gegenwärtig nicht aufhalten können. Nur wiederhohlen wir, daß die Tugenden wirksamer Wesen in dieser Welt alles hervorbringen. Dabey ist aber zweyerley zu bemerken: erstlich die Vervielfältigung des Gleichnisses und der Tugend, von dem Ursprung ihrer Zeugung her; zweytens das mannichfaltige Wirken in dieser Welt, wodurch Fortzeugung und Verderbniß entsteht. Das Zweyte läßt sich nicht ohne das Erste begreifen; deshalb wir uns zuerst an die Vervielfältigung wenden."

Indem nun in der Kantischen Philosophie der Keim zu der ganzen Vermischung und Confusion schon liegt, in die Schelling durch sein Indifferenz-System zuletzt alles hineingezogen; wodurch der Unterschied zwischen Ursprünglichem und Abgeleitetem gänzlich aufgehoben, Wirksamkeit der Gottheit aus Nichts aber nicht zugestanden wird, sondern jenes Wirken geschaffener Natur und ihrer Tugend in untergelegter Materie, um ein Gleichartiges hervorzubringen, auch ihr zugeschrieben wird: so läßt sich dieses allerhöchste wissenschaftliche Verfahren für die obere Region wohl jener Confusion Newton's in einer untern Region gleichsetzen, dessen Lehre in dem *anmaßlichen* Scheine, daß sie monadisch und unitarisch sey, das Farbenphänomen, da alle Farben im Licht indifferenzirt werden, doch keineswegs naturgemäß herzuleiten im Stande ist, sondern die Natur zur Fiction, zur Lüge, zur offenbaren Unwahrheit hindrängt, anstatt daß durch den eingestandenen Dualismus ein Aechtes und Sicheres der Erkenntniß sofort sich würde ergeben haben.

Und so sey denn diese Anmerkung mit der Hinweisung geschlossen, daß das tiefe Problem vom Ursprung des Bösen nach demjenigen, was

über den ursprünglichen Gegensatz, in welchem alles Leben der gegenwärtigen Welt liegt, und die bestimmte Determination der sie erfüllenden Kräfte, Tugenden und Wesenheiten beygebracht worden, gelöst zu seyn scheint, indem das Böse seiner Natur nach nur daraus entspringt, und überhaupt wirksam wird, wenn der Mensch sich über diesen Gegensatz und die seiner Kraft und Tugend entschieden beywohnende Begränzung täuscht, und die Einheit, welche er aus einem Doppelten sich überall zu entwickeln hat, als von vorn herein schon fertig, und in seinem blossen unbegränzten Wollen allein schon gegeben, finden mag.

Ich finde für nöthig, um den Leser in allem Obigen bey dem, was ich als Wollen bezeichnete, nicht in einem Irrthum zu lassen, noch zu einem Mißverständniß Gelegenheit zu geben, zu bemerken, daß ich Wollen und Wille nicht für dasselbe nehme. Das Wollen gehört der Natur, dem, was natürlich am Menschen ist nach Sinn, Körper, Geist und Gemüth. Der Wille gehört der Sittlichkeit an; es ist ein gemäßigtes, begränztes Wollen, das von einem Sollen beherrscht, geleitet wird, während dem

Wollen diese Base fehlt. Mit Recht also wird alles Wollen im Ganzen als roher, physischer, einseitiger, wenn gleich ungemein lebhafter Act der menschlichen Natur bezeichnet, es sey ein geistiges, oder sinnliches, oder gar ein sittliches Wollen. Denn von den sämmtlichen höchsten und geringsten Gegenständen dieser drey Sphären kann das Wollen Farbe und Ton annehmen, und zwar, indem es auf diese Gegenstände seine Natur überzutragen, sie in ein ihm völlig Gleiches, Aehnliches zu verwandeln sucht. So sucht Faust das ihm bestimmt beywohnende Bewußtseyn von einem Göttlichen in ein Gränzenloses, Unermeßliches zu verwandeln. So ist, um ein anderes Beyspiel zu wählen, eine gewisse moderne christliche Ansicht, welche das Wesen des Christenthums in die Anschauung des Unendlichen setzt, und den höchsten Character und das höchste Ziel des Christenthums, nicht hauptsächlich darauf bezogen wissen will, daß es dem menschlichen Wahne und Dünkel schlechthin widerspricht, als könne der Mensch ein ihm Gemäßes, Rechtes auf der Erde in seinem hier bestimmt begränzten, ja bedrängten Zustande, nicht zu Stande bringen, die Ansicht eines bloßen heftig vordringenden Wollens, welches den allerhöchsten Gegenstand

auf eine ganz captiöse Weise ergriffen hat, um sich durch ihn zu entschuldigen, und zu rechtfertigen.

Das Himmelreich ist mitten unter Euch! heißt es im Evangelium. Es heißt ferner:

„Glückselig die Leidenden im Geist, denn ihr ist das Himmelreich. Glückselig die Trauernden, denn sie werden getröstet werden! Glückselig die Sanftmüthigen, denn sie werden das Land besitzen! Glückselig die da hungern und dürsten nach Gerechtigkeit, denn sie werden gesättigt werden! Glückselig die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen! Glückselig die reines Herzens sind, denn sie werden Söhne Gottes heißen! Glückselig die verfolgt werden um der Gerechtigkeit willen, denn ihr ist das Himmelreich! Glückselig seyd ihr, wenn sie euch schmähen und verfolgen, und euch allerley Böses fälschlich nachsagen um meinetwillen! Freuet euch und frohlocket, denn euer Lohn ist groß im Himmel."

Sind dieß nicht alles durchaus gegenwärtige und zugleich sehr bestimmte, begränzte, ja beschränkte Zustände? Leid, Trauer, Aengstigung, Ertragung von Verfolgung und Mühseligkeiten,

Duldsamkeit, Sanftmuth! Die der gemeine Sinn des Menschen in der Regel freylich eben darum verächtlich findet, weil sie nichts Außerordentliches, nicht unermeßlich Weites enthalten. Wo ist nun aber das Christenthum, jene höhere Weisheit, die, wie August Wilhelm von Schlegel, (den wir hier als einen der Hauptrepräsentanten der modern Christlichen Ansicht, in wiefern sie als höchster Maaßstab an Alles angelegt wird, nennen müssen) meint, den Menschen lehre, die Erde sey nicht der ursprüngliche Ort desselben, wo sein Wohl und Wehe sich entscheidet? Oder, wo ist hier auf ein Gränzenloses, Unendliches, Unermeßliches, als das dem Menschen einzig Gemäße, und seine himmlische Natur Begründende gewiesen? Wo ist hier, um in das Himmelreich zu gelangen, und seine Anfänge zu finden, über die Erde hinausgegangen? Und warum endlich giebt denn Christ der über gegenwärtige Zustände vordringenden Frage der Saducäer: „Wem das Weib jenseits angehören werde, das da die Brüder heirathete und nun starb?" die bedeutende, solche Anmaßlichkeit bis auf ihren letzten ganz schlechten Grund vertilgende Erwiederung: „Was aber die Auferstehung der Todten betrifft, habt ihr nicht den Ausspruch

Gottes an euch gelesen, welcher saget: Ich bin der Gott Abrahams, und der Gott Isaaks und der Gott Jacobs! Gott ist nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen."

So ist also dieses Leben schon Leben, wenn es der Mensch nur recht anzufangen weiß, weil Gott überall ein Gott der Lebendigen und nicht der Todten ist. Und es ist also nur jenes wahrhaft übelberathene, schlechte Heidenthum Platon's, — ein umgekehrter, in bettlerischer Armseligkeit vom Himmel auf die Erde geizig blikkender Saducäismus! — das den uralten ächten Glauben des Griechischen Volks schon untergrub, der sich als kräftige, immer frische Gegenwart so in Leid als That, in Entbehrung wie Gewährung göttlicher Schickungen gefiel, welches das Christenthum in jener modernen dunkelvollen Ansicht gleichfalls zu entstellen sucht, indem hier hirngespinstisch, ganz nach Art Platon's, der Ort des rein und ächt Menschlichen in einer andern Sphäre aufgesucht wird.

Freylich für einen vornehmen, nach großer Anspannung und Gier abgespannten Pöbel mag diese Ansicht die einzig rechte seyn; so wie für alle Halbbildlinge, die wie vom Anfange am Un-

gemessenen, Schwankenden sich nur erfreuten, so das Ende ihrer Laufbahn ganz folgerecht in einer unermeßlichen Gier des Himmlischen sogar beschließen. Zugleich darf sich ihrer Verkehrtheit Niemand widersetzen; denn auf der Erde ists ja nicht möglich, etwas Vollständiges, Ganzes zu erreichen. Wer aber ihnen zum Trotz es doch wagt, etwas Vollständiges zu erstreben, sich nicht abschrecken läßt es darzustellen, den nennen sie sinnlich verstockt, schelten ihn einen Griechen und Heiden, oder einen Voltaire; wenn er von ihren himmlischen und göttlichen Lügen und Unverschämtheiten ganz und gar keine Notiz nimmt.

Ich will zum Ueberfluß die Stelle ganz hersetzen, welche diese monströse, modern Christliche Ansicht ausspricht, damit der vollkommene Gegensatz gegen die oben angeführten Worte des Evangeliums recht hervortrete.

„In der Christlichen Ansicht hat sich alles umgekehrt: Die Anschauung des Unendlichen hat das Endliche vernichtet; das Leben ist zur Schattenwelt und zu Nacht geworden, und erst jenseits geht der ewige Tag des wesentlichen Daseyns auf. (Der wahre umgekehrte, die Beine vom Himmel herabkehrende Saducäismus, der die Abweisung wohl verdient: Gott ist ein

Gott der Lebendigen und nicht der Todten. Denn, wenn dieses gegenwärtige Leben ein Tod, eine Schattenwelt, eine Unterwelt ist, so giebt es ja keinen Gott für dasselbe. Wir sind also hier elende, jämmerliche Atheisten, und Gott dazu ist selber ein Atheist, weil er dieß Leben eine Schattenwelt, eine Nacht nur seyn lassen kann, in der sich nichts Wesentliches findet. Doch weiter:) Eine solche Religion muß die Ahnung, die in allen gefühlvollen Herzen schlummert, zum deutlichen Bewußtseyn wecken, daß wir n[illegible] hier unerreichbaren Glückseligkeiten trachten, [illegible] kein äußerer Gegenstand jemals unsere Seele ganz wird erfüllen können, daß aller Genuß eine flüchtige Täuschung ist. Und wenn nun die Seele, gleichsam unter den Trauerweiden der Verbannung ruhend, ihr Verlangen nach der fremdgewordenen Heimath ausathmet, was anders kann der Grundton ihrer Lieder seyn, als Schwermuth?"

Also Schwermuth darüber, daß aller Genuß eine flüchtige Täuschung ist? Doch es ist wenigstens gut, daß diese religiöse Ansicht ihren Ursprung, ihren unsaubern Quell, ihre Gier, ihre unersättliche Habsucht so rein verräth. Arme Griechen der bessern Zeit, die ihr euch nicht als

wahre Gotteskinder aufführen dürft, weil ihr bey eurer menschlichen Natur, die euch Gott gab, selbstgenügsam war't, keinen Mangel ahnetet, und nach keiner andern Vollkommenheit strebtet, als die ihr wirklich, durch eure euch verliehene Kräfte, erreichen konntet! Euch freylich lehrte eine höhere Weisheit nicht, die Menschheit habe durch eine große Verirrung die ihr ursprünglich bestimmte Stelle eingebüßt, und die ganze Bestimmung ihres irdischen Daseyns sey, dahin zurückzustreben. Doch das übrige dieser rückgängigen, Krebs-schrittigen Ansicht kennt [illegible] Leser schon aus der Anführung von vorhin. Und so möge denn derselbe, um sich von solchen Abgeschmacktheiten herzustellen und zu erhohlen, den schönen Chorgesang aus dem Faust sich ins Gedächtniß rufen, der ihm ächt Christlichen Geist und Sinn vorführt, wo nichts von einer traurigen Verbannung, sondern einer sehr heilsamen Prüfung etwas verlautet, nicht von Genüssen, die entfliehen, die Rede und Klage ist, sondern von Handlungen, wodurch wir, uns selbst aufopfernd, andern Liebesdienste erweisen, die, als dauerbare Wirkungen jener rein menschlichen Gesinnung bestehend, allein das Ewige und Wesentliche des Menschen begründen, so, daß diese Erde

schon vielmehr das Fußgestelle aller höhern künftigen Himmel zu seyn vermag.

Und so stelle sich denn diesem Chorgesang zugleich jenes herrliche Gedicht zur Seite, welches überschrieben ist: Das Göttliche! Denn es spricht als voll menschliche Empfindung und Ahnung von unten aus, was in jenem Gesang höhere, himmlische Mächte bestätigen.

Edel sey der Mensch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Heil den unbekannten
Höhern Wesen,
Die wir ahnen!
Sein Beyspiel lehr' uns
Jene glauben.

Denn unfühlend
Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Ueber Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen, wie dem Besten,
Der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg,
Und ergreifen,
Vorübereilend,
Einen um den andern.

Auch so das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unschuld,
Bald auch den kahlen
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, ehrnen,
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseyns
Kreise vollenden.

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche:
Er unterscheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Bösen strafen,
Heilen und retten,

Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unsterblichen
Als wären sie Menschen,
Thäten im Großen,
Was der Beste im Kleinsten
Thut oder möchte.

Der edle Mensch
Sey hülfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sey uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen!

30.

Eine jede Wirkung kann als eine Mephistophelische angesehen werden, wo der Mensch zu einem Wahren hingedrängt wird, das eigentlich in den natürlichen Erfolgen seiner Handlungsweise nicht lag, auch nicht von ihm ursprünglich beabsichtigt wurde, vielmehr das baare Gegentheil in seinem Wollen lag. Die Geschichte gewährt mehrere Beyspiele der Art,

wo die Menschheit aus übelen, selbstverschuldeten Lagen auf eine unverdiente Weise durch ein Eingreifen der übrigen Weltnatur, ganz gegen alles Erwarten, herausgerissen wurde, weil diese Weltnatur ihre ewige Consequenz fortsetzte, die denn über kurz, oder über lang mit der menschlichen Willkür, zum Nachtheil letzterer, den Conflict immer einmal bestehen wird.

Haben wir in der vorigen Anmerkung über Mephistopheles uns in die höchsten ideellen Regionen verloren, so wollen wir in der gegenwärtigen zur Wirklichkeit zurückkehren, und aus einem geschichtlichen Factum die universelle Wirklichkeit jenes in Mephistopheles dargestellten Gegensatzes uns klar zu machen suchen.

Die Französische Revolution ist als ein Pfuhl des Unvernünftigen und Tollen bekannt. Sehen wir nun aber, wie diese Unvernunft doch selbst als wüthendstes, gränzenlosestes Wollen eine höhere Gränze endlich bekennen mußte, indem es einer genialischen Natur gelang, diesen Dämon sich unterwürfig und sogar höchst günstig, ja ihm selbst sich unentbehrlich zu machen;

so möchte hierin schon etwas Mephistophelisches wahrzunehmen seyn.

Sehen wir aber, wie jenes genialische Wesen zuletzt sich selbst überspringt, durch Gelingen und Widerstand willig und unwillig, eine Welt zu Elend, Verwirrung und Noth fortreißt, und wie auf dem höchsten Puncte des Gelingens, des Triumphs jener genialischen Natur, ein außermenschliches Phänomen, das sonst nicht zu den ungewöhnlichen gehört, das vielmehr die regelmäßige, unabänderliche Consequenz der Natur durchführte, durch sein zufälliges, in der Jahreszeit wohlbegründetes Eingreifen die ungeheuerste Wendung der Dinge herbeyführt, an welche Millionen der heißesten Wünsche des gerechtesten Verlangens sich anschließen; und sieht das alles als ein wohlüberlegtes Resultat, als eine Wirkung der entschiedensten, Menschen möglichen Tüchtigkeit und Vernunft aus, während doch nur ein unvernünftiges, nicht menschliches Phänomen zufällig der menschlichen Vernunft Luft gemacht: so ist keinem Zweifel unterworfen, daß hier Mephistopheles mit der furchtbarsten Ironie durch die Menschenwelt hindurchgeschritten ist.

31.

Widerspruch des jugendlichen Sinnes.

Wer von dem angenehmen und vollständigen Eindruck sich leiten läßt, den das ungetheilte menschliche Wesen in physischer, allgemein ethischer und dann bestimmt sittlicher Hinsicht gewährt, der muß jedes Zerlegen, jedes Specificiren dieses Ganzen seltsam finden, da jener Haupteindruck desselben, in dessen Umfange schon jedes Einzelne mitliegt, dadurch geschwächt, ja aufgehoben wird. Jedes vereinzelte Eingehen, jedes Zerlegen scheint nicht auf ein Vorwärts, auf eine Mehrung, sondern ein Rückwärts, eine Minderung zu deuten, sogar im Sinne der Natur: denn der Moment rückwärts von dem Puncte, wo die Natur irgend etwas als schon Fertiges erscheinen läßt, ist offenbar eine Vorveranstaltung, um jenem Fertigen, Gewordenen als höchstem Ziele sich zu nähern. Dennoch ist kein Erwerb, kein Besitz eines Ganzen sicherer, als wo die genaueste Kenntniß der Theile und des Einzelnen dazu obwaltet. Und so steht das Wissen, ja sogar die Wissenschaft, mit dem Leben in einem steten Widerspruch, indem dieses

eben so unaufhaltsam von demjenigen als Ganzem ausgeht, was das Wissen immer nur als Theil umfaßt, und erst in langsamer Vollendung als Wissenschaft einigermaßen als Ganzes gleichfalls wiederzugeben vermag. Da wir nun aber selbst nach dem höchsten Willen der Natur mehr zum Leben, zum Seyn berufen sind, als zum Wissen, alle Anlagen, aus denen ein Wissen entspringen kann, nur einen Halbkreis bilden, während die unmittelbarste Anwendung unserer Kräfte den ganzen Kreis allein beschreibt: so läßt man sich wohl den im Nachstehenden ausgedrückten Widerspruch des jugendlichen Sinnes um so lieber gefallen, als ihm nichts als diese Hartnäckigkeit zu Grunde liegt, die das, was alles volle Leben mit einem Schlage gewährt, durch das Wissen nicht, auf eine jener Art des Lebens nachtheilige Weise, nach und nach auferbaut, allein empfangen will.

Ich liebe und verehre Goethen um jener Gründlichkeit, um jener tiefen Wahrheiten willen, welche durch sein Leben und durch seine Werke unstreitig hindurchgehen. Indeß will mir der Weg dennoch nicht gefallen, den er sich genöthigt ge-

funden einzuschlagen, um zu jenen wichtigsten Ansichten über Menschheit und Menschenleben zu gelangen. Es ist jener Weg, daß er das Wahre am Irrthum entwickelt, und zuerst immer recht entschieden geirrt haben muß, um zu erkennen, was Wahrheit sey. Betrachtet man alles über ihn bisher Beygebrachte genau, und gesteht man ein, daß es richtig aufgefaßt sey, so wird man diese eben aufgestellte Maxime zugeben müssen.

Sollte es denn nun aber keine Wahrheit für den Menschen von vorn herein geben, die so klar, so bestimmt, so kurz, so einfach, so faßlich und so ursprünglich wahr ist, daß der Mensch nicht erst nach ihr selbst zu tasten, sie zu suchen, sie besonders zu erkennen und zu bilden nöthig hat, sondern, daß er nur lieber die Lust sich nicht ausgehen lassen möge, die deutliche und klare immer anzuwenden und zu vollbringen? denn freylich mag sich ein unendliches Gebiet von Schwierigkeiten für ihre Ausübung eröffnen.

So glaube ich denn aber, es könne nicht der Zweifel über das, was der Mensch zu vollbringen habe, als wahre, ächte menschliche Schwierigkeit entstehen, sondern alle Verlegenheit, in die sich der Mensch mit Grund und Wahrheit gesetzt zu sehen betrachten dürfe, beziehe sich nur

darauf, wie viel er dessen, oder wie gut er das vollbracht habe und noch vollbringe, was keinem Zweifel unterworfen seyn kann. Und ich halte dafür, wenn die Menschen über das Was? streiten, meinen und wähnen, daß es eine, für sie selbst am übelsten ausfallende, Erfindung derselben sey, um das Wie? des Vollbringens zu umgehen und los zu werden.

Jener unendliche Proceß alles Wissens, der nun seit Jahrtausenden schon die Menschheit im Zwiespalt, im Kampfe erhält, bey welchem immer eine Generation nach der andern so klug es anzufangen weiß, daß er nie beendigt wird, scheint mir nur um diesen Punct sich herumzudrehen. Und ich will es nur geradezu aussprechen, wie viel Geist, Talent und Geschicklichkeit auch im Einzelnen, wie im Ganzen, dabey entfaltet seyn worden mag, ich habe ihm nie einen andern, als durchaus unsittlichen Character abgewinnen können; denn nicht das Wissen ist das des Menschen wahrhaft würdige Ziel, an dem er sich zu erproben hat, sondern das Vollbringen eines nicht erst zu irgend einer Controverse zu erhebenden Wissens, das ursprünglich in der Menschennatur vorhanden ist.

Oder hat es denn nie so tüchtige Menschen gegeben, die von vorn herein dasjenige gleich waren, thaten und vollbrachten, worüber jene Philosophen kaum nach aller unendlichen Anstrengung es zu einem bloßen vollständigen Wissen gebracht? Und wobey dieses endlich erworbene Endresultat in ihrem Wissen zuletzt immer doch noch so wunderlich, so besonders, so abweichend von alle demjenigen herauskommt, was doch auch der tüchtige gewöhnliche Mensch über Gott, Welt und Natur in einem Wissen erfährt, wozu er so unschätzbar Vieles durch That, Tugend und Gewissen leistet, daß man darüber erschrecken muß, und sich zu fragen in den verlegnen Fall kommt, ob es denn einerley Menschheit sey? —

So habe ich mir denn aber den Satz gebildet, wenn ich im Leben, oder in der Geschichte auf solche unbewußte, tüchtige Naturen gestoßen, die untadelig in einer höchsten Leistung dastanden, und von dieser auf ein eben so hohes und sicheres Wissen schließen ließen: daß nur derjenige, der nicht vollbringen möge, was er solle und könne, eigentlich nichts wisse, und daß einem solchen nun freylich nichts übrig bleibe, als zu philosophiren, d. h. über den Punct zu experimentiren, ob er Mensch sey, oder nicht.

Von unserm Goethe aber sey es gesagt, daß ich Shakspeare ihm darum vorziehe, weil ich in Shakspeare einen solchen tüchtigen, sich selbst unbewußten Menschen gefunden zu haben glaube, der mit höchster Sicherheit, ohne alles Raisonniren, Reflectiren, Subtilisiren, Classificiren und Potenziren den wahren und falschen Punct der Menschheit überall so genau, mit so nie irrendem Griff und so natürlich hervorhebt, daß ich zwar am Schlusse bey Goethe immer das nämliche Ziel erkenne, von vorn herein aber stets mit dem Entgegengesetzten zuerst zu kämpfen, es zu überwinden und mich sorgfältig in Acht zu nehmen habe, daß ich nicht für blanke Wahrheit hinnehme, was doch nur als entschiedener Irrthum abgelehnt werden soll.

Man sieht aus allem Vorstehenden, daß der Verfasser eigentlich mit der Philosophie mehr, als mit der Wissenschaft überhaupt, indem das Gebiet letzterer wohl von der Philosophie scharf zu trennen seyn möchte, übel zufrieden ist. Es betrifft aber diese Unzufriedenheit hauptsächlich das eitele Bestreben der Philosophen, der Mensch-

heit in ihrem Unentbehrlichsten, Unerlaßlichsten das verleihen zu wollen, was sie nie gewinnen und erreichen kann, wenn sie es nicht schon von vorn herein mitbringt. Daher ist der hohe Standpunct, den sich die Philosophen beylegen, eine bloße Anmaßung. Es ist wahrhaft kein Mehr, oder gar Einziges, was sie besitzen, sondern es ist unter den tausend und abermal tausend Wegen, auf denen die Menschheit sich zu versuchen angewiesen ist, auch ein Weg, wo sich Gelingen und Mißlingen so gut, wie in andern Regionen hervorthut. Nur so kann man sich allenfalls mit der Unvollkommenheit dieses Strebens wieder einigermaßen befreunden, dahingegen es einem als durchaus verkehrt vorkommen muß, wenn sich die Philosophen für die gesammte Menschheit das anmaßen, was sich der Römische Priester beym Genuß des Abendmahles beylegt, nämlich, daß er es für Alle zu thun im Stande sey.

Zur
Selbstbeurtheilung.

32.

Verfolg, in Beziehung auf Warnung vor einer bloß stoffartigen Theilnahme an Goethe's Werken.

Versetzt man sich durch einen Sprung plötzlich aus dem Schlusse des 15ten Jahrhunderts, oder dem Anfange des 16ten, in die neueste gegenwärtige Epoche: so muß einem das Bestreben wohl seltsam vorkommen, daß die neuere Menschheit über die Wirksamkeit, ja den Gebrauch gewisser menschlichen Eigenschaften und Kräfte stockt, und ohne eine vorgegangene theoretische Begründung keinen Schritt vorwärts zu thun sich getraut. Wir finden derselben Eigenschaften und Kräfte ungehinderten, unmittelbaren Gebrauch, ohne etwas Besonderes, Ungemeines, noch Hohes dabey herzuleiten, in der frühern Epoche mit den einfachsten, ja mit einem unzulänglichen und unvollkommenen Bewußtseyn darüber. Nun zeigt sich aber bey allem ungemeinen Wissen, bey der unendlichen Rechenschaft, welche sich die

neuere Menschheit über Alles zu geben vermag, dieselbe dennoch an That und Seyn arm. Ja, da sie zu nichts Unmittelbarem fähig ist, sondern der künstlichsten Veranstaltungen bedarf, um das einfachste, natürlichste Ziel zu erreichen, das weitläuftigste Raisonnement anwenden muß, um darzuthun, daß der Gegenstand etwas Wahres und Aechtes sey: so wiese das wohl auf eine bedeutende Schwächung und Auflösung, auf ein gar starkes Altern des ganzen Geschlechts hin. Und so möge es vergönnet seyn, nochmals mit eiligem Schritt dem Leser dasjenige vorüberzuführen, was auf die Erklärung des Phänomens am meisten hinzuweisen scheint!

Goethe wagt eigentlich, wie aus allem im Vorgehenden Ausgesprochenen zur Genüge sich ergiebt, gar nicht eine Naturanschauung der Art, daß er die Betrachtung der Natur und die Wissenschaft über die Natur, der Natur gleich, oder gar über dieselbe stellte.

Ihm ist die Natur für die Auffassung und Betrachtungsweise des Menschen ein Incalculables, ein Incommensurables; und hier beginnt jener mächtige Punct, wo er sich von jener

neuern naturwissenschaftlichen Ansicht trennt, nach welcher das menschliche Wissen in dem ganz entgegengesetzten Sinne als Mittelpunkt und höchster Gipfel in die Natur selbst eingeschlossen wird.

Genau genommen begeht diese neuere naturphilosophische Ansicht nichts anderes, als den Irrthum, daß sie das Höchste, was das menschliche Auffassungsvermögen als Letztes zu leisten vermag, und jenen Beschluß desselben, mit dem es aufhört, auch für das Ultimat, den Anfang und das Ende der Natur selbst erklärt.

Wir sehen im Werther den nämlichen Fall, daß ein letzter Gipfel aller Anschauung erreicht wird. Aber statt auf diesem Gipfel abzuschließen und Wirklichkeit und Idee hier schon zu einem Absoluten zu vereinigen, bemerkt Werther vielmehr auf diesem höchsten Gipfel ein noch unendlich über ihm schwebendes Unerreichbares, und die Gewißheit, daß dem Menschen durchaus alle Kraft versagt sey, bis zu jener Höhe sich zu steigern, wo er die Natur schlechthin als Natur, in ihrem eigensten Wesen ergreifen würde, bringt den armen Jüngling für den Moment zur schrecklichsten Verzweiflung.

Eigentlich bezieht sich jener ungeheure Aufwand menschlicher Kraft, den wir im Werther und in allen ähnlichen Bestrebungen aufgeboten sehen, darauf, um von einem bestimmten, entschiedenen Kreise gewahrter Maximen jene höhere Rechenschaft sich abzulegen, wodurch der Ursprung dieser tiefwirkenden Maximen, die der Mensch täglich erfährt und anschaut, deren er sich sogar selbst bedient, in seinem eigensten Grunde aufgedeckt, und das Wie? Wann? Wo? und Warum? derselben völlig einleuchtend und faßlich gemacht würde.

Hierbey widerfährt aber dem Menschen, wenn er sich diese Aufgabe stellt, daß er jedesmal die unerlaßliche Grundbedingung für die glückliche Auflösung einer solchen Aufgabe vergißt und sich abläugnet. Er müßte nämlich über seine Art ganz frey hinausgehen können, und seine Freyheit müßte nicht auf einem, jedesmal schon im Voraus durch eine höhere Bestimmung festgestellten Grunde, erst nachmals wirksam zu werden anfangen, indem nämlich wohl der Mensch einer gewissen Unbedingtheit auf diesem Grunde und nachher, nicht jedoch außer ihm und vorher sich zu erfreuen hat. Denn daß der Mensch nicht gerade auch Stein, Thier, Pflanze nach

Belieben, oder Mensch auf eine andere Weise als gegenwärtig ist, hängt doch nicht von ihm ab, und seine Freyheit beruht keinesweges auf einer solchen Wahl und Bestimmung.

Ist hierdurch die Frage nach dem Warum? als keine menschliche, und von dem Menschen überhaupt immer nur ganz zu spät aufgeworfene Frage, aus dem Grunde vorzüglich abgelehnt, weil der Mensch als Menschen sich nicht schafft und bedingt: so läßt sich hierzu die bedeutende Gegenfrage fügen, ob nicht, bey dem entschiedenen höchsten Zweck der menschlichen Natur und bey demjenigen, wozu die menschliche Natur durch Hülfe ihrer Freyheit als ihrem Höchsten sich zu steigern hat, jene bestimmte Ansicht und Wissenschaft von dem ursprünglichen Grunde, nach welchem die Welt und alles Leben so und nicht anders hat entspringen können und müssen, einen Widerspruch enthalten würde?

Denn jene höchsten sittlichen Maximen, welche sich in der menschlichen Natur als Größtes hervorthun, weisen den Menschen gleichfalls nur immer darauf hin, die Welt als ein Gewordenes, Fertiges, Gegenwärtiges zu gewahren. In jenem Falle jedoch, daß der Mensch den Begriff

von einem Entstehen und Werden selbst erhalten will, hat er sich zur Anwendung und Ausübung jener Maximen anzuschicken, und es ist seiner Kraft, seinem Wollen, seiner Sorge und Anstrengung nur eben derjenige überflüssige Umfang gelassen, um es überhaupt nicht gerade so zu verfehlen, daß er entweder gar nicht nach diesen sittlichen Maximen wirke, oder doch den größten Theil derselben unerfüllt lasse.

Wiewohl nämlich diese Maximen als eine lebendige und sichere, und in sofern sie von vorn herein gegeben sind, als eine sehr einfache, bestimmte, kurze Regel im Menschen wohnen, so ist doch für eine mannichfache, abwechselnde und so schwierige Anwendung derselben gesorgt, daß dem Menschen hier ein Unendliches, Unerschöpfliches und Unergründliches sich unaufhörlich aufthut. Und wenn seine Natur so sehr eines Unendlichen bedarf, so hat er gar nicht nöthig, erst das Universum und Weltall heranzufordern, um an ihnen jene einfachen, ursprünglichen Wissens-Sätze zu einem unendlichen, weiten Wissen sich auszudehnen, das keines Abschlusses fähig ist, und, wäre es dessen fähig, dennoch den Menschen eben dann zu keinem ihm möglichen Vollbringen gelangen läßt.

Um jedoch selbst zu einem Beschluß über das Angefangene hinzulenken, daß nämlich die Regel der Menschheit in kein hervorzubringendes Wissen, dessen Gegenstand hauptsächlich außermenschliche Verhältnisse, Welt und Natur sind, auslaufe, wird die Bemerkung als an ihrem rechten Platze einzuschalten seyn: daß wir bey einem Ueberblick der verschiedenen Epochen der Geschichte, die Menschheit in demjenigen, was in den sittlichen Maximen als einmal gegebenes Grundwissen und daraus entspringende Handlung feststeht, sehr übereinstimmend und sich verwandt finden. Die rohesten, wie die cultivirtesten Epochen haben hier die auffallendste Aehnlichkeit. Dagegen scheint die Trennung, das Verschiedene und Besondere, wodurch diese Epochen sämmtlich sich scheiden, aus einer Abweichung von jenem ursprünglichen, sittlichen Grundwissen sich herzuschreiben. Und diese Abweichung zeigt sich immer um so ungemeiner, gewaltiger, jemehr sie gerade auf nichts Ursprüngliches, d. h. dasjenige, was der Mensch ein für allemal unbedingt soll, gegründet ist, sondern allein auf dem jedesmal von Zeit und Umständen und vom Zufall Abhängenden und Gegebenen beruht, wobey der Mensch sich nach Wahl und Willkür anstellen,

sich erweitern und sich verkürzen mag, wie es ihm am bequemsten ist.

So stellt sich denn aber auch jener neuere Versuch, vorzüglich auf wissenschaftlichem, Welt, Universum und alle Geschichte umfassendem Wege das Problem der Menschheit zur Klarheit, Entschiedenheit und Wirklichkeit zu bringen, als nichts anderes dar, denn als eine Verwechselung, in welcher der Mensch dasjenige, wozu er durch Zufall, Umstände und durch das Zusammentreffen mehrerer einzelner Bestrebungen aus den verschiedensten Gebieten und Theilen des Wollens nach und nach durch Jahrhunderte und Jahrtausende gelangt ist, über jenes Ursprüngliche *stellt*, wo gar nicht auf das Mitstimmen, Zusammentreffen und Mitwirken von fremdem, außermenschlichem Daseyn, und sogar den Bestrebungen der übrigen Menschheit selbst alle erstere Rücksicht im besondern genommen wird, sondern wo von vorn herein vielmehr dem Menschen gleich angewiesen wird, was er unbedingt soll und kann.

Da nun das menschliche Wollen unermeßlich ist, und am liebsten die ganze vorhandene Welt für seine Intensionen in Beschlag zu nehmen sucht, so hat jenes sittliche Wesen, das ganz ent-

gegengesetzt den Menschen von der Welt, von den Stoffen loszuarbeiten, und auf den beschränkten Punct seiner eigensten Menschennatur und auf dasjenige zurückzubringen sucht, was aus ihr allein, ohne das Mitwirken des unendlichen übrigen Daseyns herausgeleistet zu werden vermag, von jeher einen großen Widerspruch und Widerstand gefunden.

Und so sehen wir vorzüglich die gesammte neuere, seit der Entdeckung Amerika's sich entwickelnde Geschichte in einer Richtung begriffen, in welcher das Wollen mit Uebergewicht allseitig auf die mannichfaltigste Weise sich zu verbreiten sucht. Wir gewahren, wie nirgends sonst in der Geschichte, jene besondere Steigerung und Ansicht als das Characteristische der neuern Geschichte: daß immer jeder vorgehende Zustand gegen den nachfolgenden als ein geringer, enger, beschränkter, so angeschaut als dargestellt wird. Ein jedes Jahrhundert, ein jedes Jahrzehnt preißt sich immer um vorgeschrittener, erweiterter gegen das vorgehende, hält jenes für beschränkter und geringer, und begründet, wo möglich, ein immer unermeßlicheres Ziel.

Wir haben in ihrem unglücklichen Hervortritt nach einer mehr äußerlichen Richtung, diese

enorme Steigerung des Wollens in dem Ausbruche und in den Erfolgen der Französischen Revolution bereits erfahren; so wie jenes unmäßige Steigern des Wollens in einer, mehr im Innern gehaltenen Richtung jene gewaltige wissenschaftliche Bewegung hervorgebracht hat, welche seit Lessing, Winkelmann und Kant begonnen, und welche in unsern Tagen gerade in der Tendenz nach dem Unermeßlichen, Unendlichen, Universellen und dem mächtigsten Plural aller Art sich eben am meisten aufbietet und anstrengt.

Doch ist eine solche Betrachtung zu gedehnt und zu weitläuftig, um hier mehr als angedeutet werden zu können, und ich wünsche mir nicht den Vorwurf zuzuziehen, indem ich mich weitläuftig darüber verbreitete, aus dem Unendlichen auf jenen einzig wahren, beschränkten Punct zu kommen, der der Menschheit allein frommt, und gerade in dem Wichtigsten von vorn herein ihr überall so nahe und immer gegenwärtig liegt, wenn sie ihn nur anerkennen will.

Durch einen der gemeinen Erfahrung näher liegenden, und ganz in die Sinne tretenden Fall dürfte es noch faßlicher werden, wie die neuere Menschheit, indem sie sich auf übertriebene Weise den Anforderungen der Begründung und wissenschaftlichen Rechenschaft von Allem hingiebt, Gefahr läuft, sich am Ende das Natürlichste und Einfachste zu verkümmern, und es zu den übelsten Erfolgen hinzuziehen. Das Turnen mag als eine den Körper fördernde Uebung gar nicht zu verschmähen seyn. Nun aber muß es seltsam erscheinen, daß eine so natürliche, augenfällige Uebung, die dem Körper rein angehört, auf den höchsten geistigen Gipfel heraufgezogen wird. Es ist von einer Idee des Turnens die Rede, und wir erhalten bald eine eigene Turnphilosophie, mit aller Controvers darüber, wo das Turnen philosophisch uns aus der Idee construirt, bewiesen und erklärt wird. Dergestalt wird ein ganz unbedeutender Gegenstand aus seinem schlichten, unschuldigen Zusammenhange herausgerissen, und erhält eine Wichtigkeit und Bedeutung, die man sonst nur mit Recht den erhabensten, über der Menschenwelt stehenden, Gegenständen zuwendet. Doch die Deutsche Nation ist dermalen nicht allein in dem seltsamen Falle das

Natürlichste mit dem Fremdartigsten zu vermengen, und durch eine solche Confusion das Wahrste zu den abgeschmacktesten Erfolgen hinüberzuführen. Die begünstigte Griechische Nation befand sich in der Mitte ihrer Cultur in dem gleichen Loose, daß geistige und physische Dinge seltsam vermengt wurden, wie die spätere Gymnastik dieser Nation und die seltsamen Grillen der Philosophen darüber hinreichend bezeugen können. Demnach bewiese aber alles dieß, daß es eine gewisse geistige Ver- und Ueberbildung giebt, die gefährlicher ist, als alle Ueppigkeit und aller Uebermuth des Sinnes. Und, entsteht eine Vergleichung über das Fehlerhafte beyder, so lehrt die Geschichte, daß aus den Thorheiten einer übermüthigen aufschwellenden Sinnlichkeit, wie die rohen Phänomene aller Völker beweisen, die in den Anfängen ihrer Entwickelung stehen, gewiß noch ein höchst edles, geistig geklärtes Zeitalter sich entwickeln kann. Dagegen aber zeigt uns die Geschichte, wo das geistige Element einmal in Unordnung gerathen, daß eine Nation, eine Menschheit selten aus diesen Verirrungen verjüngt und kräftig wieder hervorgegangen ist, vielmehr einem allmähligen Absterben sich genähert hat. Griechen und Römer der späteren und

spätesten Epochen können hiervon am sattsamsten überzeugen. Ja, in wiefern wir in neuerer Zeit auf den Orient immer mehr aufmerksam gemacht werden, so können wir ein noch größeres, ausgedehnteres Bild der Vergänglichkeit zu unserm Nutz' und Anwendung hier betrachten.

33.

Widerspruch gegen eine Stelle über Shakspeare.

Mich dünkt, es enthalte einen Widerspruch, wenn Goethe in dem Aufsatze: Shakspeare und kein Ende! Shakspeare zum Weltgeist sich gesellen, gleich ihm die Welt durchdringen, des Weltgeists Geheimnisse, die derselbe sonst zu bewahren gewohnt ist, verschwätzen läßt, und ihn doch alsdann wieder religiös, und einen wahren Naturfrommen nennt. Es ist die Phrase eines sehr jungen, naseweisen Geschlechts: „sich zum Weltgeist zu gesellen, und, gleich ihm, die Welt zu durchdringen.“ Shakspeare und die alte Welt wußten nichts von einer solchen Sodalität und Kameradschaft. Sie hatten wohl einen so hohen, anerkennenden Respect vor dem Weltgeist,

daß sie sich gar sehr hüteten, irgend etwas von ihm sich zuzugesellen; jedoch besaßen sie auch zugleich einen so ganz besondern eigenthümlichen Sinn für ihren eigenen Werth, für des baaren Menschen Werth, daß sie eben so sehr, wie sie den Weltgeist aus seiner Höhe und Unerreichbarkeit zu ihrer Gesellschaft nicht herabzuziehen wagten, dennoch auch nicht glaubten, es sey, um sich ein gewisses Gewicht zu verleihen, sogar nöthig, im Rathe des Weltgeistes unmittelbar zu sitzen, um allenfalls die Geheimnisse, die er sonst zu verschweigen in seiner Gewohnheit hat, auszuplaudern und zu verschwätzen.

34.

Shakspeare's und Goethe's Epoche characterisirt.

In der Farbenlehre steht folgende Stelle:

„Es giebt zwey Momente der Weltgeschichte, die bald auf einander folgen, bald gleichzeitig, theils einzeln und abgesondert, theils höchst verschränkt sich an Individuen und Völkern zeigen."

„Der erste ist derjenige, in welchem sich die Einzelnen neben einander frey ausbilden. Dieß ist die Epoche des Werdens, des Friedens, des Nährens, der Künste, der Wissenschaften, der Gemüthlichkeit, der Vernunft. Hier wirkt alles nach innen, und strebt in den besten Zeiten zu einem glücklichen, häuslichen Auferbauen; doch löst sich dieser Zustand zuletzt in Parteysucht und Anarchie auf.“

„Die zweyte Epoche ist die des Benutzens, des Kriegens, des Verzehrens, der Technik, des Wissens, des Verstandes. Die Wirkungen sind nach außen gerichtet; im schönsten und höchsten Sinne gewährt dieser Zeitpunct Dauer und Genuß unter gewissen Bedingungen. Leicht artet jedoch ein solcher Zustand in Selbstsucht und Tyranney aus, wo man sich aber keineswegs den Tyrannen als eine einzelne Person zu denken nöthig hat; es giebt eine Tyranney ganzer Massen, die höchst gewaltsam und unwiderstehlich ist.“

Man kann diejenige Epoche, welche Shakspeare angehört, mit Recht als diejenige bezeichnen, die Goethe unter dem ersten Moment

der Weltgeschichte schildert, so wie sein eignes Leben derjenigen Epoche angehört, die er unter dem zweyten Moment darstellt.

Ich will mir den besondern Nachweis ersparen, wie Goethe selbst es erlebt, daß ein solcher Zustand in eine Selbstsucht und Tyranney der Masse ausarte. Lieber will ich einer bedeutenden Production gedenken, zu der ihm der bezeichnete Zustand der Dinge Anlaß gegeben.

An der natürlichen Tochter hat man es, in sofern es den Stoff und Inhalt gilt, schon anerkannt, daß ein reichbegabtes Kind der Natur, entstanden außerhalb der bürgerlichen Ordnung, durch alle Stände wie eine fremdartige Menschheit geht, und darum das Opfer der gesellschaftlichen Classification wird. Weniger hat man auf die Auflösung, die mitten in diesem ungeheuren tragischen Schicksal sich bereitet, schon gedacht und dieselbe anerkannt.

Wenn man nämlich die natürliche Tochter gemeinhin für unbeendet hält, weil es der Dichter auf einen zweyten und dritten Theil noch angelegt, so ist nichts weniger, als dieß, richtig, daß dieser erste Theil nicht schon die klare Exposition des Ganzen enthalte.

Freylich mag es höchst parador, höchst seltsam und wunderlich erscheinen, daß von einem so ungeheuren Schauspiel, wo eine ganze Welt in heimlichem Hader langsam zum schrecklichsten Aufruhr reift, bey dessen Ausbruch Thronen stürzen, ganze Geschlechter vergehen, und eine bestehende Ordnung der Dinge völlig umgestürzt werden wird, der einfache, natürliche, nicht wunderbare Schluß die Ehe seyn soll und nun in ihr, wie aus dieser geringscheinenden Vereinigung Zweyer dennoch jenes riesenhafte Staatsleben und Leben einer großen bürgerlichen Welt sich herausentwickelt hat, alle Mittel und die einzige Auskunft, auch wieder gegen jenes schreckliche Loos, welches die Menschheit aus dem allgemeinen Staatsleben und dem großen Weltlauf der Dinge betreffen kann, wie zu suchen, so zu finden ist.

Gerichtsrath.

Was hülf' es, meine Beste, wenn ich dir
Von Möglichkeiten spräche? Möglich scheint
Fast alles unsern Wünschen; unsrer That
Setzt sich, von innen wie von außen, viel,
Was sie durchaus unmöglich macht, entgegen,
Ich kann, ich darf nicht reden, laß mich los!

Eugenie.

Und wenn du täuschen solltest! — Wäre nur,
Für Augenblicke, meiner Phantasie
Ein zweifelhafter, leichter Flug vergönnt!
Ein Uebel um das andre biete mir!
Ich bin gerettet, wenn ich wählen kann.

Gerichtsrath.

Ein Mittel giebt es, dich im Vaterland
Zurückzuhalten. Friedlich ist's und Manchem
Erschien es auch erfreulich. Große Gunst
Hat es vor Gott und Menschen. Heil'ge Kräfte
Erhebens über alle Willkür. Jedem
Der's anerkennt, sich's anzueignen weiß,
Verschafft es Glück und Ruhe. Vollbestand
Erwünschter Lebensgüter sind wir ihm,
So wie der Zukunft höchste Bilder schuldig.
Als allgemeines Menschengut verordnet's
Der Himmel selbst, und ließ dem Glück, der Kühnheit
Und stiller Neigung Raum sich's zu erwerben.

Eugenie.

Welch Paradies in Räthseln stellst du dar?

Gerichtsrath.

Der eignen Schöpfung himmlisch Erdenglück.

Eugenie.

Was hilft mein Sinnen? ich verwirre mich.

Gerichtsrath.

Errath'st du's nicht, so liegt es fern von dir.

Eugenie.

Das zeige sich, sobald du ausgesprochen.

Gerichtsrath.

Ich wage viel! Der Ehstand ist es!

Eugenie.

Wie?

Gerichtsrath.

Gesprochen ist's, nun überlege du!

Eugenie.

Mich überrascht, mich ängstet solch ein Wort.

Gerichtsrath.

In's Auge fasse, was dich überrascht!

Eugenie.

Mir lag es fern in meiner frohen Zeit.
Nun kann ich seine Nähe nicht ertragen;
Die Sorge, die Beklemmung mehrt sich nur.
Von meines Vaters, meines Königs Hand,
Mußt' ich dereinst den Bräutigam erwarten.
Voreilig schwärmte nicht mein Blick umher,
Und keine Neigung wuchs in meiner Brust.
Nun soll ich denken, was ich nie gedacht,
Und fühlen, was ich, sittsam, weggewiesen;
Soll mir den Gatten wünschen, eh' ein Mann
Sich liebenswerth und meiner werth gezeigt.

Und jenes Glück, das Hymen uns verspricht,
Zum Rettungsmittel meiner Noth entweihen.

Gerichtsrath.

Dem wackern Mann vertraut ein Weib getrost,
Und wär' er fremd, ein zweifelhaft Geschick;
Der ist nicht fremd, wer Theil zu nehmen weiß;
Und schnell verbindet ein Bedrängter sich
Mit seinem Retter. Was im Lebensgange
Dem Gatten seine Gattin fesselnd eignet,
Ein Sicherheitsgefühl, ihr werd' es nie
An Rath und Trost, an Schutz und Hülfe fehlen,
Das flößt, im Augenblick, ein kühner Mann
Dem Busen des gefahrumgebnen Weibes,
Durch Wagethat, auf ew'ge Zeiten ein.

Eugenie.

Und mir, wo zeigte sich ein solcher Held?

Gerichtsrath.

Der Männer Schaar ist groß in dieser Stadt.

Eugenie.

Doch allen bin und bleib' ich unbekannt.

Gerichtsrath.

Nicht lange bleibt ein solcher Blick verborgen.

Eugenie.

O täusche nicht ein leichtbetrognes Hoffen!
Wo fände sich ein Gleicher, seine Hand
Mir, der Erniedrigten, zu reichen? Dürft' ich
Dem Gleichen selbst ein solches Glück verdanken?

Gerichtsrath.

Ungleich erscheint im Leben viel, doch bald
Und unerwartet ist es ausgeglichen.
In ew'gem Wechsel wiegt ein Wohl das Weh
Und schnelle Leiden unsre Freuden auf.
Nichts ist beständig. Manches Mißverhältniß
Löst, unbemerkt, indem die Tage rollen,
Durch Stufenschritte sich in Harmonie.
Und ach! den größten Abstand weiß die Liebe,
Die Erde mit dem Himmel, auszugleichen.

Eugenie.

In leere Träume denkst du mich zu wiegen.

Gerichtsrath.

Du bist gerettet, wenn du glauben kannst.

Eugenie.

Die Fremde, Schlechtumgebne, Mißempfohlne,
Sie könnte frohen, stolzen Trost empfinden,
Sich so geschätzt, sich so geliebt zu sehn,
Bedächte sie nicht auch des Freundes Glück,
Des edlen Mann's, der unter allen Menschen
Vielleicht zuletzt ihr Hülfe bieten mag.
Betriegst du dich nicht selbst? und wagst du, dich
Mit jener Macht, die mich bedroht, zu messen?

Gerichtsrath.

Mit jener nicht allein! — Dem Ungestüm
Des rohen Drangs der Menge zu entgehn,
Hat uns ein Gott den schönsten Port bezeichnet.
Im Hause, wo der Gatte sicher waltet,
Da wohnt allein der Friede, den vergebens
Im Weiten du da draußen suchen magst.
Unruh'ge Mißgunst, grimmige Verläumdung,
Verhallendes, parteyisches Bestreben,
Nicht wirken sie auf diesen heil'gen Kreis.
Vernunft und Liebe hegen jedes Glück,
Und jeden Unfall mildert ihre Hand.
Komm! Rette dich zu mir! Ich kenne mich
Und weiß, was ich versprechen darf und kann.

Der Dichter ist hier, wo er, *als Einzelner*, über eine der ungeheuersten Catastrophen seine Gesinnung und seine Meinung ablegen soll, viel bescheidner, als so manche redende und laut sich äußernde Heilssorger der Menschheit, die um einem Lästigen, Drückenden abzuhelfen, wovon der tiefe Quell vielleicht gerade nur in einer so reich verbreiteten Persönlichkeit, wie die ihrige, liegt, jenen ungeheuren Plural Volk immer gebrauchen, und nur auf diese Weise ein Uebel, dessen Pest doch in ihnen selbst am meisten rast, zuvörderst immer bedauern, beklagen und als hohe Ungerechtigkeit ausrufen mögen, wenn sie das-

selbe als über einer Welt verbreitet sich denken können.

Und welche Deutung jenes Wesens, das wir verworren, wenn es uns hinreißt, als Schicksal bezeichnen, liegt in den Worten Eugeniens:

O Gott! wie schränkt sich Welt und Himmel ein,
Wenn unser Herz in seinen Schranken bangt!

Dieser kleine Fleck also, wie er sich in seinen Pulsen auszuweiten und einzuschränken vermag, ist es, der die Erde, wie den Himmel, verkleinert, wie er ihre unermeßlichen Weiten entfaltet, wenn es gelingt, den Trotz und das Zagen in dem bewegten Busen zu überwinden.

Auch in dieser natürlichen Tochter also ist alles auf die bloße Persönlichkeit gegründet, und aus ihr allein, nicht den mitwirkenden Bedingungen und Umständen, wird letztes Wohl und Wehe, Nachtheil und Förderniß des Menschen abgeleitet.

Wir erinnern uns hierbey, daß man neuerlich die großen, das ganze Nationalleben der Engländer umfassenden Schauspiele Shakspeare's mit Goethe's Arbeiten derselben Gattung

verglichen, und zum Nachtheil letzterer finden hat wollen, daß diese Werke nicht durch die Allgemeinheit des Gegenstandes, den sie befassen, sondern nur durch die Höhe der Persönlichkeit ihres Urhebers, die sich darin spiegele, Interesse zu erwecken im Stande wären.

In wiefern dieses Urtheil von einem Deutschen herrührt, der sich mit Deutscher Geschichte und Poesie einer ältern Epoche selbst abgiebt, muß es auffallen, daß diesem unbekannt ist, daß die Deutschen eigentlich nie in ihrer ganzen Geschichte auf dieselbe Art zu jener Einheit zusammenstimmen, wie es bey Engländern, Franzosen, Spaniern und selbst Italienern der Fall ist, sondern daß sie den Staat und überhaupt Alles, was jene Nationen als ein Gesammtinteresse behandeln mögen, wie selbst Wissenschaft und Kunst, von jeher als ein Einzelnes behandelt haben: dergestalt, daß es vom Anfange der Deutschen Geschichte bis auf den heutigen Tag überall die Höhe, oder Niedrigkeit der Persönlichkeit gewesen ist, die alles entschieden hat. Und sollte es mit der Poesie, der Dichtung, in wiefern sie dem Deutschen verliehen worden, anders seyn? Kann denn auf solchen Wegen nichts

Tüchtiges, Gutes, Wirksames entspringen? — Wer aber hiergegen dennoch ungläubig seyn sollte, der denke doch nur an Herrmann und Segest, die Jungen und die Alten, und er wird mit Augen, freylich nicht des Leibes, aber doch des Geistes, sehen können, daß in der Erstlingszeit schon die Persönlichkeit des Einzelnen, nicht der Wille, die Gesinnung der Gesammtheit es machte, und daß zu allen Zeiten Deutschland ihr das Bessere verdankt, was es je enthalten.

Doch so blind sind wir, um nur einen Widerspruch geltend machen zu können, daß wir diejenigen Eigenschaften, durch die wir selbst nur einigermaßen bestehen und erträglich sind, Andern zum Vorwurf machen.

In wiefern es freylich aber gegründet seyn sollte, daß sich der neuere Deutsche nach einem Plural, nach einer Masse und Menge umsieht, um sich durch sie zu stützen, so ist ja die Frage noch, ob dieß nicht das Zeichen ist, daß alles Mark und Tüchtige, was der Deutsche sonst besaß, aus ihm gewichen. Denn alle umgestürzten Bäume geben freylich zuletzt immer einen Haufen, und es entsteht ein großer Stoß

Holzes. Wer aber will es dem Eichbaum als naturwidrig verwerfen, wenn er auf der gewaltigen Wurzel noch dasteht, daß er seinen Gipfel dem ewigen Himmel nur zukehrt, abgesondert von der Natur anderer Gewächse, die freylich, weil ihre Bestimmung und Art eine andere ist, im engen Raum dicht versammelt sind, daß man das Einzelne ohne die Menge, und die Menge ohne das Einzelne unverschwistert und unverflochten nicht anfassen kann?

35.

Ablehnen des antiken Maaßstabes zur Beurtheilung Goethescher Poesie.

Der Versuch, Goethe und die neuere Litteratur überhaupt, nach dem Maaßstabe des classischen Geschmacks zu beurtheilen, ist schon mehrmals gemacht worden. Mit vieler Gunst scheint der erst neulich wiederholte Versuch von Woltmann, in den Memoiren des Freyherrn von S—a, aufgenommen worden zu seyn.

Ich bin nicht der Meinung, wie die meisten Verehrer der Alten, unter die Goethe selbst gehört, daß in der Welt für eine hohe, vollendete

Bildung der Menschheit nichts ähnlich Günstiges sich hervorgethan habe, wie bey den Griechen. Nur einmal sey es der Natur selbst gelungen, meinen diese Verehrer, die sämmtlichen Eigenschaften des Menschen so gleichmäßig zu vereinigen, daß das Einzige, ganz Unerwartete geleistet worden, während wir Neuern auf den zweckmäßigen Gebrauch einzelner Kräfte, oder doch nur höchstens auf die Verbindung mehrerer Fähigkeiten beschränkt sind.

Ich bin überzeugt, daß, was den Anlaß und die Gelegenheit zu einer tüchtigen Menschenbildung betrifft, die Natur sich gegen uns Neuere nicht ungünstiger erwiesen hat und noch erweist, als gegen die Alten. Ich traue ihr eine solche Allmacht hierin zu, daß man eher zu sagen hat, wenn wir Neuern den Griechen nicht ähnlich, oder gleich zu werden vermögen, daß es der Unerschöpflichkeit der Natur mehr angestanden habe, auf eine unendlich mannichfaltige, nie sich gleiche Weise, den günstigen Anlaß für die noch übrige entstehende Menschheit hervorzurufen, unter dem das tüchtig Menschliche entstehen möge, als bey einer einzigen Weise zu verharren.

Schafft denn nun aber ferner die Natur überhaupt nur den Anlaß, und wirkt auf diesen dann noch als ein Höheres die menschliche Freyheit, und entspringt zuletzt mit der Thätigkeit dieser das Allerhöchste: so ist es ein Irrthum, den günstigen Naturanlaß an sich zu bewundern und zu beloben.

Niemals kann die Natur für den Menschen mehr, als höchstens nur die günstigen Mittel, das tüchtige Material schaffen und bereiten; aber das Menschliche selbst hervorzubringen, ist ihr nicht möglich, der Mensch bringt es vielmehr selbst hervor, und beweist hier eine solche Allmacht der Freyheit, daß entweder jenes Menschliche nach seinem Willen entstehen kann, oder nicht.

So preisen denn nun aber auch jene Verehrer, die den antiken Anlaß so überaus günstig finden, etwas nicht Menschliches an. Welche große Nachtheile müssen jedoch für ihre eigene Bildung daraus entspringen, wenn sie ein Loos so beneidenswerth finden, das sie bereits immer schon, nur unter einer andern Form, selbst unter den Händen gehabt, und das, wenn es nicht die

gleichen Vortheile gewährt, nur durch ihr eignes Wollen so verstümmelt worden!

Sehen wir doch auch die Griechen, trotz Allem, was die Natur für sie gethan, untergehen. Und so kann man hieraus wohl den sprechendsten Beweis dafür entlehnen, daß nicht die Natur das menschliche Hohe und Vollendete schafft, und daß es nicht von ihr abhängt, wenn sie ihre Obliegenheiten in Schaffung des Anlasses noch so sehr erfüllt, daß dennoch nicht ein Abgeschmacktes, Verkehrtes, Tolles und Elendes werde und entspringe.

Wir haben uns jedoch nicht das einzigemal nur bey dem Antiken dadurch geschadet, daß wir besonders günstigen Naturanlässen in übrigen Theilen der Menschheit eine unmäßige Bewunderung gezollt, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, wie das Vortrefflichste, was nach solchen Anlässen hervorgebracht worden, nicht eben ihnen, sondern einem noch andern zuzuschreiben sey, das sich überall gleich günstig hervorthut, weil es Natur und Gottheit überall wollen, und wofür Gottheit und Natur überall das Gleiche thun, wenn der Mensch das Ungleiche nur nicht durch sein alleiniges Wollen hereinbringt.

Gegenwärtig sind wir in der Bewunderung des Altdeutschen in einem gleich blinden Irrthume. Wir berauben uns selbst der allerhöchsten Vortheile, indem wir am liebsten uns schon ein Hohes geleistet zu haben zutrauen mögen, wenn wir diese Altdeutschen Denkmale, Baue, Bücher und Verfassungen loben und anstaunen, da doch wahrlich diese Alten, wo wir gegenwärtig *bewundern*, nicht staunten, sondern eben diese Colossalwerke vollbrachten.

Und so würden sie gewiß, wenn sie in unserm Falle sich befinden sollten, allenfalls diese alten Baue, Bücher und Denkmale eher vernichten und vertilgen, nicht gerade um *etwas* Aehnliches der Art von vorn auszuführen, sondern um überhaupt etwas anderes Tüchtiges, Unvergleichliches, noch nicht Dagewesenes zu vollbringen, das so vollkommen dem fruchtbaren gegenwärtigen Moment gleiche und entspreche, wie dieser selbst in der Geschichte, in Natur und Welt mit dem ganzen gegenwärtigen Geschlecht noch nie dagewesen.

Und gewiß würde es ihnen bey ihrem Ernste gelingen, aus rein gegenwärtigen Anlässen etwas so Vortreffliches, Einziges, Unerwartetes

zu leisten, wie es ihnen damals schon aus bloß reinen Anlässen der Gegenwart gelungen, jenes Vortreffliche hervorzubringen, zu dem wir gegenwärtig Lebende auf dem schwachen Wege einer geschichtlichen Erkenntniß und Forschung nur einigermaßen uns zu erheben im Stande sind, und auf ihm ganz ungeheuer und außerordentlich uns vorkommen mögen.

Nachwort.

Wenn manche Leser finden sollten, daß gegenwärtige Arbeit in ihrer zerstückelten aphoristischen Behandlung und dem losen, abgerissenen Zusammenhange, zu der schönen Verbindung, in der Goethe's Werke in sich selbst bestehen, und als vollkommene, abgeschlossene Ganze hervortreten, doch allzusehr im Unverhältniß stehe: so wollen sie sich erinnern, daß dieses eigentlich das allgemeine Schicksal aller commentirenden, bloß auslegenden Arbeiten sey! Ein vollkommenes Ganze, das zugleich wohlgefällig sey, wird nur da, wo Production herrscht, entstehen können, dagegen alle Erläuterung, alles Erklären, alles Herantreten aneignender Art an die Dinge die Zerstückelung schon als erste Bedingung mit

sich führt. Man vergleiche nur alle philologische Commentare! Aber auch alle übrigen gelehrten Arbeiten werden dasselbe darthun können. Freylich führt dieses Verfahren zugleich immer den Nachtheil mit sich, daß, wenn es zwar über das Einzelne irgend eines Hervorgebrachten die genaueste Einsicht zu verschaffen vermag, sich der Begriff wohl endlich zuletzt verliert, daß in dem Behandelten ein ursprüngliches Ganze vorliege, dem man eigentlich durch dieses Verfahren nie ganz nahe kommen könne, ja von dem man sich immer mehr entfernen müsse, je mehr jenes Verfahren eintrete. Und so kann ja unsere profane, wie heilige, Philologie uns hiervon die deutlichsten Beweise geben, die, je schärfer sie das Detail auszumitteln sich bemühte, den Gegenstand in seiner Einfachheit und Totalität oft um so mehr verlor, und ein Stückwerk als Resultat alles ihres Bemühens, ganz im Gegensatze mit dem ursprünglichen Sinne des verzettelten Gegenstandes, uns hinterließ. Sey hier, um ein Paar der bedeutendsten Beyspiele zu geben, vorzüglich der neuern philologischen Untersuchungen aller Art über das Neue Testament gedacht, und des Vielresultats desselben, wodurch Alles schwankend gemacht, ja das Gegentheil von frühern,

mehr unmittelbaren, ungetheilten Ansichten her-vorgebracht worden; und auf der andern Seite erinnere man sich der Homerischen Kritik der neuern philologischen Schule!

Indessen wird sich der Verfasser, wenn es ihm gleichfalls nicht hat gelingen können, dem Loose einer Zerstückelung zu entgehen, über diesen Mangel getröstet finden, wenn es ihm nur im Allgemeinsten gelingen sollte, die Ueberzeugung von der Größe, Wahrheit und Umfassung des Gehalts und der Tendenz des Goetheschen Bestrebens, wie es sich aus den bedeutenderen seiner dichterischen Werke ergiebt, erwecken zu können.

So wird er sich auch nicht zum Vorwurf machen, nicht alle dichterische Leistungen Goethe's berücksichtigt zu haben, wiewohl er wünscht, daß das, was er gegenwärtig zur Betrachtung gezogen, auch von Andern als die Hauptmasse angesehen werden möge.

Denn freylich ist dieß eine besondere Eigenthümlichkeit Goethescher Arbeiten, daß, wenn sie zwar im höhern Sinne alle vortrefflich genannt werden müssen, nicht jedes Individuum dennoch, welches vielleicht dem einen Werke mit Entzükken sich hingiebt, im Stande seyn werde, alle

übrigen mit gleicher Empfänglichkeit aufzunehmen. Wir rechnen hierher gar nicht den Fall, daß, wer an den dichterischen Arbeiten ein Wohlgefallen nehmen möchte, die naturwissenschaftlichen vielleicht ablehnen wird mögen, und wer die darstellenden ästhetischen Arbeiten lieb hat, sich den betrachtenden, lehrenden Werken über Kunst überhaupt, und dann über einzelne Gebiete derselben nach Verschiedenheit der Nationen, der Zeitalter, hingeben wird mögen. Nein, nicht einmal alle dichterischen Arbeiten werden demselben Individuum auf derselben Lebensstufe zusagen; ja manches Individuum wird mit Vorliebe immer nur an bestimmten Arbeiten hängen, und alle übrigen, wenn auch nicht übersehen, doch gleichgültig zu behandeln sich gedrungen fühlen.

Demnach unterscheidet Goethe schon hierdurch sich auf eine außerordentliche Weise von andern Dichtern, z. B. Calderon und Shakspeare. Denn, wenn deren Werke überhaupt nur einen Grundton haben, womit man sich nur vertraut gemacht haben darf, um alles Uebrige als eine unerschöpfliche Variation desselben leicht aufnehmen zu können, indem die Mannichfaltigkeit dieser Dichter mehr in der Variation des Einen Hauptthema's besteht: so findet bey Goethe fast

das Gegentheil Statt, daß jedes der größern Werke seine Hauptstimmung hat, durch die es sich von einem andern nicht als bloße Variation und Modification nur unterscheidet.

Wie nun freylich aber Alles in der Natur, es mag noch so widerstrebend erscheinen, auf irgend einem Puncte sich so annähert, daß, wenn seine Verschiedenheit auch nicht aufgehoben, ja nicht einmal auch nur gleichgiltig gemacht wird, doch der anscheinende Widerspruch sich verliert, so ist es besonders mit gegenwärtigem Versuche dem Verfasser darum zu thun gewesen, eine solche Annäherung unter den verschiedenen Leistungen Goethe's darzulegen, so, daß für denjenigen, der vielleicht mit dem Einzelnen auf's vollkommenste vertraut ist, zugleich einige Einsicht entspringe, wie sich dieß Einzelne im Zusammenhange mit allem Uebrigen verhalte.

Wer also sich in den Werther so hineingelesen hätte, daß er hier ein völlig abgeschlossenes Ganze, eine kleine Welt erkännte, dem wünschte ich bemerkbar zu machen, wie sich der Meister zu diesem frühern Werke verhalte. Und ebenso sollte der, welcher vielleicht in den Meister allein sich hineingelesen hätte, darauf aufmerksam ge-

macht werden, was rückwärts schon im Werther gethan, und wie anders vielleicht gewollt sey.

Ich zweifele daher gar nicht, daß neben der hier durchgeführten Betrachtung Goethescher Werke noch eine andere möglich sey, die, wenn gegenwärtige Arbeit mehr indirect die verschiedenen Goetheschen Werke in ihrem jedesmaligen Hauptthema berührt, direct auf den Grund derselben dringe; da denn noch gar Vieles, was bey der gegenwärtigen Absicht übergangen werden mußte, in seiner vollständigen Wirkung und Kraft erst sich zeigen dürfte.

Ich will aber überhaupt alles gegenwärtig Dargebrachte nur als eine Vorarbeit angesehen wissen, die sich mit der Zeit vielleicht in eine ordentliche Arbeit verwandeln wird. Dann wird auch alle eigene subjective Ansicht immer mehr zurücktreten und getrennt werden können, die wohl für jetzt den Faden noch größtentheils bildet, der alles zusammenhält. Wie ich denn schon jetzt zu S. 54 bemerken muß, daß an der Stelle des dortigen Textes es besser und richtiger heißen würde:

„— und in welchem (Leben) er nur darum so mannichfaltig und so vielgewandt ist, um die verschiedenen Bezüge und Arten, in denen

der Mensch über sich selbst herausgehen darf, und wo ihn sogleich dann, wenn er selbst nicht mehr ausreicht, ein höheres Ganzes empfängt, recht genau zu bestimmen nach allem menschlichen Wollen und Entschließen, Denken und Empfinden, Sinnen und Betrachten, Entbehren und Genießen, Handeln und Leiden, Erkennen und Nichtwissen, ja Seyn und Nichtseyn überhaupt."

Dieß würde die oft vielfältig mißverstandene und oft nur auf die Darstellungsart bezogene objective Sinnesart unseres Dichters besser ausdrücken, während das Frühere mehr eine subjective Beziehung andeutet.

Unterdessen aber löst sich vielleicht auch die gegenwärtig herrschende ästhetische und Kunst-Verwirrung auf, und es wird auch von diesen Seiten möglich seyn, das Versäumte nachzuhohlen, was jetzt abgelehnt worden ist.

Um aber nicht etwa zu ganz und gar eigensinnig hierin zu erscheinen, so will ich bemerken, daß es um so schwieriger sey, für jetzt etwas Getreues und Wahres auszusprechen, als Poesie und Kunst nicht bloß überhaupt auf eine seltsa-

me Weise mit andern Arten geistiger Thätigkeit, ja Productivität, verwechselt und vermischt, sondern Poesie und Kunst selbst vermengt und nicht unterschieden werden. Denn nichts ist gewöhnlicher, als den Dichter für einen Künstler zu halten und als solchen zu benamsen, und umgekehrt vom Künstler Poesie zu fordern und ihn poetisch ungewiß schwanken zu lassen; wie unter andern die moderne Altdeutsche Schule durch ihr unsicheres Wesen in allen den Theilen der eigentlich künstlerischen Behandlung beweist, wo sich eine größere poetische Sinnesart, besonders in dem Heranziehen des Fernen, Entlegenen, Ehemaligen, hervorthut, als eigentlich künstlerisches Talent, welches von der Gegenwart und dem Gegenwärtigen, Lebenden nicht leicht abläßt. Da allerdings Poesie und Kunst von Natur nicht so radical geschieden sind, als etwa Kunst und Poesie sich der Wissenschaft, der Philosophie, der Religion und Theologie von vielen Seiten als vollkommener Gegensatz und als abweichende, ganz andre menschliche Gebiete, Sinnesart und Fähigkeit berührend, gegenüberstellen, so ist es freylich schwer, von Poesie und Kunst gar oft nicht in gleichem Sinne zu reden. Doch findet eine bedeutende Verschiedenheit zwischen beyden Statt,

und ich will, so weit ich es dermalen selbst einzusehen vermag, nur Einiges berühren.

Die Poesie spricht bey weitem mehr zu Gemüth und Geist, die Kunst aber zu den Sinnen; denn sie regt durch die Sinne Geist und Gemüth an, und zwar für die Sinne.

Gehalt und Stoff sind in der Kunst nicht die Hauptsache, sondern die Behandlung macht alles; in der Poesie sind Sinn und Gehalt das Wichtigste, und die Behandlung ist vorhanden, beydes eingänglicher, angenehmer, faßlicher zu machen.

Denn wenn Metrum, Rhythmus, Reim und alles Edlere der Sprache zwar das Wohlgefällige in der Poesie sind, so sind sie doch lange nicht das so Hervortretende als Form, Symmetrie, Composition, Farbe und Ton in der Kunst.

Der Poet darf überhaupt, um sich als Dichter zu erweisen, nirgend die Menschensphäre überschreiten. Die Sprache als äußeres Element ist selbst noch menschlich.

Der Künstler dagegen muß lauter natürliche Elemente gewältigen, um sich als Künstler zu erweisen. Er trift über die menschliche Sphäre

hinaus, und, weil er Menschliches nicht mehr in menschlichem Kreise und Element darstellt, so wird seinem Verfahren mit Recht etwas Künstliches zugeschrieben. Es ist Transposition des Menschlichen in eine andere Sphäre.

Aber der Hauptunterschied des Poeten und Künstlers ist, daß ersterer sich in einem weit größern, freyern, willkürlicheren Kreise bewegt, letzterer sich in einem weit engern und nothwendigen zu gebärden hat. Der Grund ist, weil der Dichter es mehr mit der geistigen Sphäre, indem er auf das Gemüth zu wirken sucht, zu thun hat, der Künstler aber mit dem rein Sinnlichen, ja höchsten Sinnlichen. Denn Sinn und Geist verhalten sich zu einander überhaupt, wie sich Natur und Freyheit zu dem Einem Ziele der Vernunft verhalten, welches beym Menschen sowohl auf dem Wege des Sinnes, als des Geistes erreicht zu werden vermag. Durch den Sinn nämlich bildet die Natur unaufhaltsam auf ihre nothwendige Weise denselben Vernunftzweck stets vor, wie ihm auf geistigen Wegen dann mit Wahl und Selbstbestimmung das Individuum abermals noch nachzukommen im Stande ist.

Der Künstler geht daher bey weitem mehr von einem Gegebenen, Fertigen aus: der Dich-

ter schafft sich die Region selbst, in welcher er wirken will. Und so muß sich der Künstler sorgfältig an die Natur halten, ihre Eigenschaften von innen und außen erforschen, sie studiren, bis er zu ihrer höchsten Einsicht und Ansicht sich erhebt. Alles Willkürliche, Freye muß er dagegen niederhalten, bis er sich diesem letzten Ziele genaht; denn freylich begünstigt zuletzt Eines das Andere.

Der Dichter ist nun lange nicht so beschränkt. Denn er darf nur menschlich wollen, um sich überall in der Sphäre zu befinden, die er für seine Zwecke bedarf.

Daher entscheiden Persönlichkeit, Naturell, Talent, Gesinnung bey einem Dichter das Meiste, und das Vorzüglichste hängt von ihnen ab. Bey einem Künstler sind zwar alle diese Bedingungen auch unerlaßlich, aber er kann damit allein die Kunst noch nicht hervorrufen, wie der Dichter ein Gedicht damit hervorzubringen im Stande ist.

So läßt sich denn wohl abnehmen, wie sich die Kunst nur stufenweise, durch mehrere Individuen erst zu einiger Vollkommenheit erhebt, selbst wenn alle diese Individuen von gleich glücklichem Naturell und Talent und der löblichsten Sinnes-

art seyn sollten. Die Poesie vermag dagegen ein einziges Individuum auf einmal hervorzubringen, und bringt es oft für immer hervor. Es giebt wohl Kunstschulen, aber keine Dichterschulen.

Ueberhaupt fordert die Kunst allgemeine Zustände der Menschheit für sich; der Poet begnügt sich mit besondern. Daher wird sich die Kunst bey einem Volke nur in der glücklichsten Mitte seiner allgemeinen Cultur entwickeln. In der Anfangsepoche aber des Lebens eines Volks wird sie sich nie, höchstens nur als rohe Technik und bloßer Handgriff finden, während gerade diese Anfangsepochen der Poesie oft am zusagendsten sind.

Es giebt wohl Kunststyle, aber in der Poesie kann nur von Gattungen die Rede seyn. Styl deutet auf ein Mannichfaltiges, durch Aufschreiten von einem Untersten bis zu einem Obersten Hervorgebrachtes hin. Gattung weist auf ein Gleichzeitiges, ganz verschieden Bestehendes hin.

Wie in der Natur, im Daseyn Alles endlich zusammenstimmt, wenn es auch nicht immer übereinstimmt, so nähern sich die Kunst und Poesie wohl einander, theils bey einer und derselben Nation, theils bey verschiedenen, mehrern Natio-

nen; denn so steht in der Mahlerey die Kunst der Poesie bey weitem näher, als in der Plastik, und das Epos ist der Kunst gleichfalls günstiger, als das Drama.

Es giebt Nationen, die mehr Sinn für Poesie haben, und andere dagegen, welche vorzugsweise zur Kunst hinneigen. In diesem Falle finden sich besonders alle Neueren gegen die Griechen. Wenn alle Neueren mehr mahlerisches als plastisches Talent entwickelt haben, so ist es sonderbar, daß bey den Griechen die Poesie zur Kunst hinneigt, auf sie hinweist, sie beständig vorbereitet, dergestalt, daß sie bey allen Neuern ihr dagegen höchst ungünstig ist; daher selbst ihre bildende Kunst, sogar als Plastik, zur Poesie hinüberschwankt. Man erinnere sich nur hierbey der Altdeutschen Baukunst, deren ungeheure Conceptionen sich ganz in das Gebiet der Einbildungskraft und des Ahnungsvollen verlieren!

Noch höher hinauf ließe sich die Stellung der Poesie und Kunst zu andern Gebieten menschlichen Seyns im Annäherungsfalle betrachten. So ist es gewiß, daß der Orientale in seiner Poesie, wo er am mächtigsten ist, des Bezugs auf Religion und Theologie sich nicht entschlagen kann, wie der Deutsche in der Poesie, wo

sie ihm am eigenthümlichsten und stärksten verliehen ist, nie sich von etwas Wissenschaftlichem wird ganz befreyen können.

Doch es sey genug an diesem aphoristischen Andeutungen, die ihrer Rohheit und Unausgebildetheit wegen wohl rathsamer gewesen wäre bey Seite zu legen. Denn zu den Schwierigkeiten, über Kunst und Poesie im Allgemeinen zu reden, treten noch andere Bedenken hinzu, weßhalb es eigentlich mit der Berücksichtigung des Aesthetischen bey den Arbeiten eines Dichters, oder des Künstlerischen bey einem Kunstwerk nicht sogleich gethan sey.

Genau genommen nämlich hat jedes ächte Gedicht seine eigne Poetik, und die Aesthetik eines jeden vollkommenen Dichters ist seine Aesthetik, die nicht weiter außerhalb seiner Werke angewandt werden darf. Shakspeare, Calderon, Goethe, Tasso, Dante, Sophokles, Aeschylus, Homer, alle diese dürfen nur nach sich selbst beurtheilt werden, und was nach dem Einen recht ist, darf bey dem Andern, wenn es sich dort nicht trifft, nicht als Mangel beurtheilt werden.

Freylich ist es bequemer, von einem Standpunct des Einerley Alles abzumessen, als es mit dieser Mannichfaltigkeit aufzunehmen, wo

das geistreichste Individuum gestehen wird müssen, daß es mit der Natur, welche in allen den großen Dichtern die Poesie auf eine unerschöpflich mannichfaltige Weise hervorbringen mußte, nicht wetteifern könne. Dieß aber mag abermals als ein nur sehr einfacher Fall hinreichen, um dem Menschen etwas Respect und Behutsamkeit einzuflößen, damit er mit seiner Wissensfähigkeit nicht über alles herfahre; denn er braucht gar nicht über die Menschenwelt hinauszugehen, um schon auf Dinge zu stoßen, die er wohl unberührt liegen lassen und sich versagen muß. Und so würde sich denn immer mehr ergeben, daß der Mensch keineswegs so an die Spitze *aller* Dinge gestellt sey, wie er sich *gewöhnlich* einbilden mag.

Ueberhaupt läßt sich hiernach einsehen, wie alles Wissen nach dem Feste kommt, und wie eigentlich die Natur mit dem Menschen etwas wahrhaft Höheres und Besseres gewollt hat, indem sie es nicht auf ein Wissen mit ihm anlegte, sondern ein Seyn, Vollbringen, Hervorbringen. Denn man nehme nur z. B. die Theorie aller Künste und Dichtungen! Sie ist fast auch nur ein einzigesmal unmöglich, und es quälen sich Zahllose vergeblich, sie vollständig darzustellen, während die

Kunst und Poesie unterdessen hundertmal möglich und wirklich wird. Daraus können wir denn nun sehen, daß es eine wahre Anmaßung der Philosophen und aller Wissenschaftler, die das Maaß und die Gränzen des Wissens nicht einsehen, ist, wenn sie das Leben nicht eher bestehen, und zwar als wahr und ächt bestehen lassen wollen, bis sie es erforscht, nach ihrer Art eingesehen, beschrieben und demonstrirt haben. Während das Leben überall den Nagel längst auf den Kopf getroffen und zu unendlich Neuem und Anderem hineilt, besinnen sie sich wohl, ob es einen Nagel gebe, ob es möglich sey, ohne viel Umstände ihn sicher zu treffen; und so geschieht das Schönste und Beste nicht, was geschehen könnte und sollte, weil sie durchaus auf der kürzesten, trägsten und bequemsten Seite menschlicher Natur, welche im Wissen enthalten ist, die ganze Breite alles Seyenden einzwängen mögen.

Man mache hiervon die Anwendung nach allen Seiten, und überall wird man finden, daß lange vorher ein Seyn das Vollständige ist, ehe sich ein auch nur einzelnes, kleines Wissen darüber bildet. Vom gestirnten Himmel der Astronomie bis zum Gotte der Theologie, von dem

Körper des Anatomen bis zu den ersten einfachen Gewohnheitsrechten, aus denen sich spät eine breite Wissenschaft des Rechts im Begriff ausbildet, und von den Verhältnissen, die der Weltmensch, die der Naturbeobachter gewahrt, bis zu jener Anschließung und Ausgleichung, die der Philosoph in dem Neugeschauten, Hinzugekommenen, Mannichfaltigen zu dem Frühern, Bekannten wagt, ist alles ein Wesen, welches bezeugt, daß das Daseyn unerschöpflich da war, ehe der Begriff hinzutrat, der es auszudrücken versuchte. Ueberall gehen Verhältnisse im Seyn voraus, ehe das Wissen darüber sich heranbildet. Wehe daher einer Menschheit, die Seyn und Wissen für identisch hält, oder gar das Wissen über das Seyn stellt, da alles Wissen doch nur ein Wiederschein, ein Schatten von allem Seyn ist, den das Seyn um so stärker zu werfen beginnt, jemehr seine Lebenssonne im Untergehen ist!

Alle Irrthümer der neuesten Zeit, kann man sagen, sind dadurch entstanden, daß man Seyn und Wissen verwechselt hat; und das hohe Dringen auf wissenschaftliche Ausbildung beruht auf dem Wahne, daß man aus Wissen Seyn hervorbringen könne, und das Wissen über das Seyn

stellt. Hiernach darf man sich aber nicht wundern, wenn die neuere Menschheit so vieles ganz umgekehrt ansieht, und ihren theoretischen Behauptungen nach als anders darstellt, wie es früher an Seyn eben so reiche, als am Wissen arme Epoche besaßen. Man denke nur hier an unsere Aesthetik, besonders wie sie als armselige Kritik an dem Vorzüglichsten, Höchsten der Production des größten und einzigen Genie's durch dictatorische Machtsprüche sich zu helfen sucht, indem sie viel zu ohnmächtig, ein viel zu verlassenes Kind der Natur, eine Fehlgeburt derselben als schielendes, häßliches, verdammtes Zwergwesen neidisch und lästernd auf jenen stark und kraftvollgebornen, in allem Lichte des Schönen, Wahren und Guten einherschreitenden Sohn aufblickt! Oder man denke auch an unsere neuesten Theologen, die das Christenthum auf eine ähnliche Weise nicht gelten lassen wollen, weil es ihrem Wissen vorläuft, den ewigen Widerspruch dagegen in sich trägt! Doch hiervon wird sich im Folgenden ein Mehreres im Besondern sagen lassen.

Rückblick.

Wurden wir durch die abstruse Denk- und Gesinnungsweise einiger Modernen über das Christenthum oben genöthigt, uns zu verbitten, daß man diese höchste und erhabenste Erscheinung der Menschenwelt in die Geschichte nicht auf eine unordentliche Weise einschreiten lasse, indem der bisherige Gang aller Lebensphänomene unterbrochen, uns gar die Naturwidrigkeit derselben auf den Kopf gesagt, und überhaupt das ganze irdische Leben der Menschheit als ein unordentlicher Fall aus einer andern Sphäre geschildert würde, wobey das Geschlecht in seiner Totalität seltsam rückwärts zu streben habe: so sey es hier erlaubt, das Nöthige noch hinzuzufügen, um den Gegensatz einer andern Ansicht über den nämli-

chen Gegenstand recht vollständig zu machen. Ohnedieß aber steht die folgende Betrachtung im engsten Zusammenhange mit dem, was über den Faust oben gesagt worden, und berührt den Conflict zwischen Glauben und Wissen, Wissen und Aberglauben, Wissen und Unglauben, den dieses Drama darstellt, durchaus.

Um jedoch zugleich auch das Folgende durch den Gegenstand, den es näher angeht, selbst zu entschuldigen, so erkläre ich, daß dabey von den eigensten, ausdrücklichen Worten des Urhebers des Christenthums ausgegangen worden, wenn er spricht:

„Ich bin nicht gekommen aufzuheben, aufzulösen, zu zerstören, sondern zu erfüllen, zu vervollkommnen, weiter zu bringen, zu mehren."

Aus welcher Erklärung an sich schon hervorgeht, daß das Christenthum nichts plötzlich außer dem Zusammenhange alles Lebens querfeldein Stolperndes und Stürzendes ist; was zugleich der Spruch gleichfalls darthun kann, indem Christ durch die zahllosen, aus Altem und Neuem, Gegenwärtigem und Ungegenwärtigem hergeleiteten Exempel zur Erläuterung seines Sinnes hindeutet: „daß ein jeder Gelehrte, der für das Him-

melreich unterrichtet ist, aus seinen Schätzen Altes und Neues hervornimmt."

Freylich aber will er auch nicht irgend etwas wirklich Veraltetes, Abgekommenes, Auseinanderfallendes zusammenstoppeln und zusammenflicken, damit seine erbärmliche Existenz nur etwas länger gefristet werde, noch etwa überhaupt Vorübergegangenes zurückwenden! Denn es heißt ebenso:

„Und Niemand flücket auf ein altes Kleid ein Stück ungewalkten Zeuges; denn es reißt die Ausbesserung das Kleid entzwey, und der Riß wird schlimmer. Auch thut man nicht neuen Wein in alte Schläuche; sonst werden die Schläuche zersprengt, und der Wein verschüttet, und die Schläuche gehen zu Grunde: sondern man thut neuen Wein in neue Schläuche, und so werden beyde erhalten."

Demnach weist also das Christenthum darauf hin, daß das Leben ein ursprüngliches ungetheiltes Ganze ist, das immer wieder aus seiner ewigen Quelle hervorkommen müsse, wenn es etwas Wahrhaftiges seyn solle; und es ist also nichts, das durch den Geist irgend einer Zeit,

oder den Sinn einer Vergangenheit gemacht und bedingt werde. Auch wird es überhaupt und werden seine Grundwahrheiten nicht durch das besondere Sinnen und Denken und Lehren dieses, oder jenes Menschen hervorgebracht; sondern es ist allein Gottes Offenbarung, und seine höchste Erklärung und Auslegung kann, wenn irgend die Menschheit derselben im Besondern bedarf, nur von Gott selbst wiederkommen. Mag es daher immer einige Verkehrte geben, deren Lehren und Leben, indem sie sich als Propheten gebärden, jenen alten Schläuchen und Lumpenröcken gleichen: es wird ihnen doch nicht gelingen, auf irgend ein altes Zeitkleid das junge ungewalkte Lebenszeug aufzuheften, oder den jungen Feuerwein des Lebens in den Schlauch alter Erinnerung so einzupressen, daß der alte Fetzen nicht vollends zerreiße, und der Schlauch zerberste. Mögen selbst moderne Theologen — und die Mehrzahl ist es — auf einen abstrusen Seitenpfad sich verloren haben, wo sie, indem sie die Gestalt des Himmels und der Erde allenfalls zu erklären wissen, von dem eigentlichen Reich Gottes und der ursprünglichen innwohnenden Natur des Menschen doch nichts erkennen; mögen sie in doppelsinniger Auslegung des ihnen nur todten

Buchstabens sich quälen, den eigenen verrätherischen Geist — ein irres Gespenst! — ihm aufzuheften: so wird doch immer die wahre Ansicht sich einmal wieder hervorthun, und Andere werden zum Besitz dessen gelangen, was Jenen zu ärndten nie vergönnt war.

Ich hörte einen Theologen auslegen: der Ausdruck in der Bibel „Sohn Gottes" und „göttlich" bedeute, nach neuerer Art zu reden, ein Genie und etwas Genialisches. Ich dachte mir: der gute Mann ist gewiß kein Genie, sonst würde es ihm hier bey der Bibel nicht einfallen, vor dem Genie so großen Respect zu haben und solche Reverenzen zu machen, daß er es für den Sohn Gottes gar selbst hält. Aber ist es nicht den meisten Geist, Mark und Leben bewähren sollenden Bemühungen der modernen Theologen eigentlich nur um diese Traube zu thun? Wobey es doch immer wohl besser und aufrichtiger gethan wäre, es bey dem Sinne der alten Fuchsfabel ganz unverhüllt zu lassen, als sich Jenen lächerlich zu machen, die vielleicht das unerreichbare Gut wirklich besitzen und allenfalls von seiner Natur, die freylich nichts Gemeines ist, noch auch

auf Gemeinheiten hinweist, Rechenschaft zu geben im Stande sind.

Da die Menschheit im Wissen auf nichts Ganzes, sondern nur Theilweises, in allem Glauben und Vollbringen aber auf das Vollständige gewiesen ist, so schließt sich das Christenthum durch seine innerste Natur völlig an diese Grund- und Urbeschaffenheit menschlicher Natur an, indem es auf Glauben und Vollbringen, als das Nächste, Erste, Wichtigste, dringt.

Der Widerstand aber, den das Christenthum in der neuern Zeit gefunden, rührt daher, weil sich die menschliche Natur abermals darauf geworfen hat, in dem Halbkreise des Wissens durchaus ein Ganzes darzustellen. Nun widerspricht aber diesem Bemühen das Christenthum lebhaft, als welches zwar den Menschen von der Wissenschaft nicht gänzlich abziehen mag, doch ihn vor dem Irrthum bewahren will, das Ganze, das Eigenthümlichste, das Allgemeine der Menschennatur in ihm aufzusuchen.

Wer dieß zu fassen vermag, wird begreifen, welch eine wohlthätige, ja welch eine unentbehrliche Zugabe das Christenthum für's Leben der

Menschheit ist, um sie in allen den wichtigsten Fällen, wo das Wissen keine Auskunft giebt und geben soll, zu beruhigen, zusammenzuhalten, und auf den eigentlichen Hauptpunct stets aufmerksam zu erhalten, daß das Leben auf der Maxime keines Wissens, sondern eines Seyns, Vollbringens als seiner Grundmaxime ruhe.

Aber auch wie folgerecht das Christenthum als anscheinend außerordentliche und unvergleichliche Erscheinung in der Menschheit stehe, und gar nicht im Widerspruch mit der Natur des Alls, noch dem Weltschicksale des Menschen sich befinde, läßt sich hiernach beurtheilen. Denn, wenn es, um die menschliche Freyheit recht entschieden zu machen, dazu gehörte, daß sie den Conflict mit dem Ganzen und dem Theil, dem Ganzen und dem Halben, dem Wahren und Falschen, Möglichen und Unmöglichen durchaus bestehen mußte: so läßt sich das Theilvolle der wissenschaftlichen Anlagen in Beziehung auf die nur ganzen Glaubensanlagen, das Unmögliche, durch dieselben etwas Vollständiges nach allen Seiten zu gewinnen, aus dem Urwesen menschlicher Freyheit als gemäß und nothwendig leicht einsehen. Sollte aber hier gerade die Menschheit nach den verschiedenen Schritten, welche sie in

ihrem gesammten Leben seitwärts und geradeaus, vorwärts und rückwärts, quer und recht, herauf und herab zu thun im Stande ist, den größten Conflict bestehen, welcher, weil sie bey ihm ihre höchste Freyheit und Selbständigkeit in Anspruch nimmt, zugleich der gefährlichste ist: so kann man ferner nach der Natur dieses Conflictes einsehen, wie gerade das Christenthum als äußeres, als von außen herantretendes Hülfselement der Menschheit um so mehr gegeben werden mußte, da in allem Wissen, je höher es sich steigert, die Neigung menschlicher Natur am größten sich zeigt, aus sich herauszutreten, und einem Außen sich gänzlich zu überliefern, indem jeder Conflict des Wissens von der Art ist, daß der Mensch ihn nicht etwa in und an seiner eigensten Natur zu bestehen hat, sondern an der großen Weltnatur, welche der Mensch außer der seinigen allmählig zu gewahren begonnen hat, und mit der er sich in Verbindung setzen möchte. Darum ist aber das Christenthum erst mit einer bedeutenden Entwickelung der Menschheit unter derselben sichtbar geworden, weil die früheren Geschlechter auf Stufen standen, wo sie es rein mit sich selbst nur zu thun hatten, und folglich in dem rein innern Conflict, in den noch nichts

Fremdartiges, kein Außen noch sich eindrängte, nicht mehr zur Unterstützung bedurften, als der innere Naturweg heut. Später aber verwandelt sich, nach der der Menschheit einmal vorgezeichneten Entwickelung, Alles in einen Conflict des menschlichen Innern nicht sowohl in sich selbst, als an einem Aeußern, Nichtmenschlichen, und in demselben. Und sogleich tritt das Christenthum als äußere höchste Maxime dem Menschen abermals auch hier entgegen, und wiederhohlt, der Natur gemäß und im Verhältniß der jetzigen Stellung des Menschen, jede höchste frühere, uranfängliche Anforderung an denselben.

So gewiß es nun ist, daß die Menschheit im Verlauf der Zeiten aus der *Stellung eines* bloß innern Conflicts allemal in eine äußere Stellung desselben zu kommen vermag, und kommen muß, so genau hängt der Eintritt des Christenthums, als äußerer Offenbarung des höchsten Naturzwecks der Menschheit und der ihm zum Grunde liegenden Grund- und Urmaximen, hiermit zusammen. Und so wie jene Verwandlung der ursprünglichen Stellung in eine äußere dennoch wirklich und wahr ist, so wirklich und wahr ist das Eintreten des Christenthums, als äußere Gottesoffenbarung.

Aus allem Vorgebrachten ergiebt sich, daß die Menschheit in ihrem Urzwecke nicht sowohl auf die Entdeckung und Einsicht von Vernunftwahrheiten gewiesen ist, als auf das Beharren bey gegebenen derselben, oder das Entfernen davon, dergestalt, daß sich der eigentliche höchste Gebrauch menschlicher Freyheit nur bey letzterem erweiset. Und so ist es also weil die höchste menschliche Fähigkeit auf das Selbstfinden und Entdecken von Wahrheiten nicht unmittelbar gewiesen ist, gar kein Widerspruch, daß durch das Christenthum in der Mitte der Geschichte auf einmal der Menschheit die ihr für alle Zukunft unentbehrlichen Wahrheiten gegeben werden, ohne Rücksicht darauf, ob sie die Menschheit würde gleichfalls haben entdecken und ausforschen, und als höchste Resultate hinstellen können, sondern mit der einzigen Rücksicht, daß die Menschheit ihr Seyn, ihre Zustände darnach einrichten solle, weil alle menschliche Freyheit sich nicht sowohl in einem Erkennen, als einem Vollbringen erweist. Man kann daher gar nicht sagen, daß das Christenthum mit der Freyheit der menschlichen Erkenntniß im Widerspruch stehe, als Außenweg den Innenweg aufhebe. Das Christenthum hat es mit dem Erkennen überhaupt nicht zu thun, und

kennt in dieser Hinsicht gar keine Freyheit, die es dem Menschen als Höchstes auslegen will, sondern hat es lediglich mit einer Freyheit des Vollbringens zu thun; und daher ist das Doppelwesen des Erkennens der Doppelpfad, welchen das menschliche Erkennen, wenn es sich als das Freye, Oberste, Erste im Menschen setzt, am Christenthum als Zwiespalt, als einen Widerspruch rügen möchte, von ihm unbeachtet geblieben, da es für den Hauptpunct im menschlichen Leben, welcher in einem Vollbringen besteht, gleichgültig ist, ob der Mensch die dem Vollbringen zum Grunde liegenden Maximen und Gebote von außen, oder von innen von Gott erhält, wenn er sie überhaupt nur von Gott erhält. Denn dieß ist noch ein Hauptpunct des Christenthums, daß es keine Sittlichkeit des Menschen anerkennt, die von durch den Menschen selbst gebildeten und erkannten Maximen ausgeht, oder von durch eine Schule und Lehre fortgebildeten, an deren Spitze ein menschliches, wenn auch noch so reines, Oberhaupt steht, sondern es geht lediglich von solchen allein aus, welche von Gott unmittelbar selbst herrühren, und in die menschliche Natur von ihm allein hineingelegt und angelegt worden, sey es von au-

ßen, oder von innen. Denn es giebt keine Sittlichkeit, die sich auf ein Wollen gründete, sondern nur die auf einem Sollen beruht, dessen Beschaffenheit und Natur von Gott allein bestimmt und ausgedrückt worden. Daher kann der vollkommenste Mensch seine Sittlichkeit nicht selbst als Muster, als ein Beyspiel, als Gebot zur Nachfolge aufstellen, sondern er thut nur dar, daß er jenem Sollen, für sich selbst sich unterworfen und Genüge geleistet habe.

Jedermann wird übrigens leicht aus dieser Darlegung abnehmen können, wie dem Seyn vor dem Erkennen der erste Rang zuerkannt wird. Und so stimmt auch die ganze Geschichte hiermit überein, indem wir finden können, daß Wissen und Wissenschaft in der Menschheit überall in den spätesten Epochen derselben zum Vorschein kommen und sich verbreiten, ja langsam nur durch einzelne Individuen in großen Zwischenräumen zu ihrer Vollendung gebracht werden. Man denke nur, um ein Beyspiel zu geben, welche Zeit zwischen Euklides, Kopernikus und Keppler in der Mitten liegt. Hieraus folgt also, daß die Wissenschaft, wie sie etwas Einzelnes ist, auch dem Einzelnen nur angehört, und daß ihre Wirkungen auf ein Löbliches, Nützliches, auch wohl

an sich Gutes und Wahres ohne weitern Bezug gehen; wobey jedoch eben die Verpflichtung des Individuums zu ihr keine größere und keine andere ist, als soweit Neigung, Wahl, Fähigkeit, Talent, Umstände für sie hinreichen und günstig sind. Und eben deßhalb, weil die Wissenschaft nichts Allgemeines ist, thut sie sich bald mehr, bald weniger als Auszeichnung dieses, oder jenes Individuums hervor, des Talents und endlich gar auf ihrem höchsten Gipfel nur als Auszeichnung und Vorzug des Genies — wie denn das Genie der Repräsentant der höchsten abgesonderten Vorzüge in der Menschheit ist, die außer ihm selbst Niemand mehr besitzen kann.

Und so wäre denn das Resultat von Allem, daß das Christenthum eine Gegenwirkung gegen alle jenen unglücklichen, vereinzelten speculativen Bemühungen der Menschheit seyn sollte, in wiefern sie auf das Höchste des Menschen sich richten mögen, und das erste ursprüngliche Vonvornherein hierin aufheben und dafür ein verkehrtes Hinterstzuvörderst einführen. Denn man gebe nur Acht, wie z. B. die verschiedenen Zeitphilosophieen, bey denen jenes Hinderstzuvörderst am meisten sich hervorthut — wie denn, beyläufig gesagt, alle Philosophie nur entsteht, indem ein

Ursprüngliches als Abgeleitetes, oder Hinterstzuvörderst behandelt wird — man gebe, sage ich, nur Acht, wie alle Philosophieen stets an dem Begriffe der Gottheit etwas zu berichtigen haben, und zwar in dem Sinne, daß, wo möglich, von jedem frühern Vorgänger verneint wird, er habe sich schon im Besitz des Rechten befunden: so wird man vom Christenthum und durch seine Lehre die Möglichkeit einer solchen Berichtigung abgeläugnet finden, indem die wahre Gotteserkenntniß beym Menschen nicht auf einer durch Speculation gewonnenen Einsicht, noch auf wissenschaftlicher Demonstration ruht, sondern auf einer allgemeinen durchgreifenden Naturmaxime, die nicht unter dem Willen und der Freyheit und aller hervorbringenden Kraft des Menschen steht, vielmehr über ihnen. Wer jedoch auf das Gewisse, auf das Sichere, Lebendige, Energische, Allgemeine weise, ob das Christenthum, welches die Schule, das Lehren, Bilden und Schöpfen, das Mittheilen, Lernen, Fortpflanzen aufhebt, und nur das Thun und Vollbringen von einem Ursprünglichen, Ungelernten, Gottgestellten und Gottbestimmten als das Freye kennt, oder Platon, Kant, Schelling, die ihre Zeitgenossen erst selbst durch ihr Philosophiren, Denken, Ausspre-

chen, Bestimmen zur wahren Gotteserkenntniß; und zwar einer dem andern darin widersprechend lehrend, hinführen mochten und zu einem Thun und Vollbringen gar nicht gelangen konnten, weil sie mit dem Erkennen noch niemals fertig waren: dieß, dünkt mich, wird Jedem klar seyn müssen, außer denen, die das Wissen und Erkennen als einen sich durch ihre Selbstthätigkeit unbegränzt steigernden Prozeß über ein von einem bestimmten und immer bestimmten, ursprünglichen Puncte sogleich unmittelbar hervorbringendes Vollbringen setzen; das sich durch alle die mannichfachen Hindernisse und entgegenwirkenden Verneinungen der mannichfaltigsten Art von oben und unten, außen und innen, Geist und Sinn, dennoch nicht von jenem Einen und immer Einen Puncte abdrängen läßt, sondern Alles zwingt, ihm ein möglichst Gleichartiges, Aehnliches, Verwandtes zu werden.

Wissenschaft und Christenthum.

Ich will mir lieber den Vorwurf einer gewissen Weitschweifigkeit zuziehen, als daß ich nach meiner Ueberzeugung nicht voll ausspräche und dasjenige nicht zusetzte, wodurch ich glaube mich allein dem Vollständigen einigermaßen nähern zu können. Und so sey hier von noch einem Verhältnisse von Wissenschaft und ihrer reinsten Wirksamkeit an sich, und dem Hauptpuncte, auf welchen es im Christenthume ankommt, mit wenigen Worten gehandelt!

Es ist wohl gewiß, daß die Wissenschaft als reinste Wirksamkeit an sich eigentlich bestimmt ist, den Menschen von Zeiten zu Zeiten aufmerksam zu machen, daß es außer seiner werthesten Persönlichkeit noch etwas Anderes gleichzeitig

giebt, welches seinem Daseyn nach vielleicht eben so hoch zu stellen sey, wie der Mensch, und eine Unabhängigkeit des Zweckes sowohl, als der Existenz behaupte, wogegen alle Macht, alle Gewandtheit, Fertigkeit, alle Höhe und Tiefe menschlicher Natur, Freyheit, Willens- und Vermögenskraft zu nichts mehr, als einer sehr beweglichen, schönen, glänzenden Oberfläche schwindet, theilweise allenfalls jenes Unermeßliche wiederzustrahlen hinreichend. Als deutlichsten Fall der Art wollen wir hier die Entdeckungen des Kopernikus und Kolumbus anführen. Was ging durch diese Entdeckungen nicht alles in Rauch auf! Und wie wurde alles Zeugniß des gemeinen, so sichern, auf sich selbst gestützten Sinnes nicht untergraben, und alles an Einsicht, Wissen, Wahn und Behagen, was der Mensch in seiner vorigen Beschränktheit sich geschaffen hatte, um sich als den allein Daseyenden und Lebenathmenden selbstisch vielleicht bloß zu gewahren!

Allein da es dennoch mit dem Menschen nicht auf eine Außenentwickelung, auf ein Gewahrwerden des Unermeßlichen, Unendlichen außer ihm, als das Hauptsächliche, Ursprüngliche abgesehen ist, sondern selbst dieses Verändern, Ausweiten des Elements, der Atmosphäre,

in welcher der Mensch lebt, welches nur von Zeiten zu Zeiten langsam und allmählig und nach Jahrhunderten und Jahrtausenden einmal wohl rasch, gleichsam sprungweise erfolgt, da, wiederhohle ich, diese Veränderung doch selbst nur zum Zweck hat, die innere Energie des Menschen auf eine neue Weise zu wecken, zur Thätigkeit zu steigern, ohne ihr ewiges Prinzip, welches von Anfange her gilt, verändern zu wollen: so nehmen wir hier nichts Allgemeines, Durchgreifendes, sondern etwas sehr allmählig, stufenweise und einzeln Erfolgendes wahr. Wir sehen, daß die Wissenschaft nur theilweise in der Menschheit zur Erscheinung, wie Vollendung gelangt. Und so verhalten sich die Veränderungen, welche die Wissenschaft, das Wissen, hervorzubringen berufen ist, zu dem einen ewigen Grund- und Urkern des Menschen, wie sich in Dramen die mit den Acten wechselnden Decorationen und Lagen zu der Gesinnung, zu dem Willen des Helden und der handelnden Personen verhalten. Es mag geschehen was will, die Acte mögen auf- und niederrücken, immer wird der Held, die handelnde Person, nur thun, was ihr gemäß, ihrer bestimmten, entschiedenen Natur und Sinnesart nach möglich ist, und was in dieser liegt.

Es ist ein Irrthum der neuern Zeit, daß man die höhere eigenthümliche Entwickelung der Menschheit einer wissenschaftlichen gleichsetzt, d. i. einer solchen, wo es auf ein sich steigerndes, zunehmendes Fortschreiten abgesehen sey. Nicht doch! diese Veränderung gilt nur der Atmosphäre, um mich so auszudrücken, dem Wagen, in dem der Mensch gezogen wird, während die Urmaximen, durch die er sich in seiner Menschheit erweist, trotz aller übrigen äußern und innern Veränderung geistiger und sinnlicher Art als Mehr, oder Weniger, von Anfang bis zu Ende um kein Tüttelchen zu- noch abnehmen.

Das Christenthum offenbart insonderheit dieses Grundzügliche, Bleibende, ewig Gleiche der Menschheit, während alle Wissenschaft und alles Wissen, vom Kleinsten bis zum Größten, vom Einfachsten bis zum Unermeßlichsten und Unendlichen, die übrigen Veränderungen von außen und innen, das Drehen und Wenden, das Auf- und Niederschwanken, das Steigen und Fallen, das Mehr und Weniger des geistigen Elements, der sinnlichen Atmosphäre, in welcher der Mensch lebt, athmet und webt, und in der er sich jedesmal neu in Demselbigen zu versuchen hat, nur vermerkt, beschreibt, aufzeichnet, überliefert.

Man hat in neuerer Zeit das Christenthum selbst wissenschaftlich behandelt, und unsere berühmtesten Theologen thun sich was darauf zu gute, hier, wie sie meinen, einen Progreß bewirkt zu haben. Allein gerade hierdurch haben sie das ganze Wesen des Christenthums aufgehoben, und seinem durchaus nur sittlichen unwandelbaren Character einen ihm ganz fremdartigen wandelbaren, beweglichen, zwischen Mehr und Weniger schwankenden wissenschaftlichen Character aufgeprägt.

Wer es freylich einzusehen vermag, wie in der neuern Zeit Alles auf eine Vermengung und Vermischung des Ungleichartigen abgesehen ist, den wird dieses Durcheinanderwerfen von Theologie und Wissenschaft nicht befremden können. Denn eigentlich kann man sagen, wie jene Entdeckungen von Kopernikus und Kolumbus der Wissenschaft höchst förderlich waren, so schreibt sich von ihnen auch, wenigstens bey der neuern Menschheit, die immer größere Zusammenziehung her, des Lebens, des Seyns, des Sittlichen, des Glaubens, als untheilbarer Ganzen, mit dem Wissen und der Wissenschaft und jeder von dieser letztern aus sich in's Gränzenlose steigernden Fertigkeit, Technik und wachsenden Bildung, wie

Veränderung, dergestalt, daß das Mehr, oder Weniger nach dieser Seite für das Leben überhaupt und seine ewigen Grund= und Urmaximen angewandt und übergetragen worden. Woraus nun, da in der sittlichen Entwickelung des Menschen gerade das Gegentheil liegt, daß der Mensch unverrückt auf Einem und demselben Puncte festgehalten wird, bey der übrigen unermeßlich sich steigernden, ausbreitenden geistigen und sinnlichen Entwickelung, das Sittliche immer mehr in Conflict kommen, als lästig, beschränkend gefunden, und zuletzt gleichgültig, oder im Sinne jenes Progresses selbst behandelt werden mußte. Wie uns denn hiervon die neuere Theologie den größten Beweis geben kann, vorzüglich in dem Widerspruche gegen das Christenthum, als eine außerordentliche, bestimmt fixirende Offenbarung, in welcher die Freyheit, das Wählen und Meinen und Schwanken über die höchsten und obersten Grundmaximen des Menschen bestimmt verneint wird. Endlich gehört hierher die ganze Subjectivirung des Göttlichen, worin ein der alten Welt und allen frühern, reinern, die Gottheit als Ueberschwängliches, als mit dem Menschen durchaus nicht in Verhältniß, in Gleichniß zu stellendes, verehren-

den Geschlechtern ganz unerhörtes Verfahren liegt. Denn dieses Subjectiviren des Göttlichen ist nichts, als ein Zusammenziehen der Sphäre des Menschlichen und Göttlichen in Eines, es ist ein Indifferenziren von Beydem. Wie denn die letzte Zeitphilosophie, indem alle Philosophie den Menschen gern immer in den Mittelpunct alles Seyns und Wesens erheben möchte, Göttliches, Menschliches, Natürliches, Vergangenes und Gegenwärtiges alles in Eines zusammengezogen und behandelt hat.

Der Hauptpunct beym Christenthum ist: ob der Urheber des Christenthums derjenige gewesen sey, für welchen ihn die alte Erkenntniß und Doctrin des Evangeliums hielt, nämlich der zur Rechten Gottes sitzt, und selbst Gott ist; nicht im Gleichniß etwa, indem er den göttlichen Willen bloß erfüllt, einem göttlichen Sollen in höchster Reinheit und Möglichkeit sich unterworfen, sondern der uranfänglich ein neues Sollen gebieten, bestimmen und festsetzen konnte, das die ganze Menschheit hinfort anzuerkennen hat, als auf dasselbe nunmehr in alle Zukunft gegründet — wie dieß in Christo sich so entschieden ausdrückt,

indem er wiederholentlich einprägt, daß er in dem zweyten Gebote, d. i. in der zweyten Grund- und Urmaxime des höchsten menschlichen Daseyns, eine neue Stellung und Richtung der Menschheit, als vornehmlich gültig von seinem Erscheinen an verkündet haben wolle, die dem ersten uralten Gottesgebot völlig gleich sey.

Mit diesem Puncte steht und fällt das ganze Christenthum. Denn, wenn Christus nur das erste Glied einer Kette ist, die, nach neuerer Ansicht, unendlich hinter ihm in vielen Seinesgleichen größerer und kleinerer Art hinzieht, an welche sich zuletzt das ganze Menschengeschlecht als großer Trupp anschließt; so will man uns in die Sphäre dessen bringen, was man Genie nennt. Welcher Narr aber, der nicht selber das größte Genie zu seyn sich einbildet, darf denn behaupten, das größte Genie sey schon erschienen? Und wer wird dem Genie gebieten können, daß es Fremdes, Aeußeres sich zum Maaße und zur Richtschnur wähle und anerkenne, da es eben in seiner Natur als Genie liegt, daß es alles von innen heraus, und nichts von außen entwickele, das heißt, daß es ohne Vorgänger und Nachfolger sey. Ist nach Homer abermals ein Homer gekommen? Giebt es zwey Raphaele? Giebt's

mehr, als einen Rubens?: wie es etwa Schuh- macher, Schneider, Copisten, Schreiber, Gelehrte in Unzahl von Anfang bis zu Ende alle Tage giebt? Die Herren, die das Christenthum von unten her durch's Genie erklären wollen, zeigen, daß sie vom Genie nichts besitzen; sonst würden sie gewußt haben, daß seine Natur die sey, alle andern auszuschließen, daß es auf Vorzügen ru- he, die ihm allein angehören, die nicht mitge- theilt, fortgepflanzt werden können, dergestalt, daß, wenn einige Wirkungen und Folgen die Menschheit von seiner Art und seinem Seyn sich zueignet, dieß zu dem Zufälligen gehört, was die Menschheit probiren mag, wenn sie es erreichen kann und will, aber weder soll noch muß, ja ei- gentlich nicht soll und muß. Wollen daher Jene Christum zu einem Genie und sein Evangelium zu einem genialischen, einzigen Werk machen, so rathe ich ihnen, erst einmal Goethe zu werden, und nur eine einzige Zeile seines Faust, oder irgend einer andern Production zu dichten.

Im Ganzen sind es sehr subalterne, einge- schränkte, einseitige Talente, die den Sprung zum Genie gern hinauf gemacht hätten, welche die Lehre vom Christenthum, wie sie unter den An- gesehensten derselben besteht, ausgeheckt haben.

Das Afterwesen thut sich aber sogleich kund; denn alles, was das Genie thut, ist Guß und Fluß aus einer Quelle, hier aber herrscht die Stoppeley, das Anhäufen und Zusammenstellen von außen gleich von Anfange. Vergleiche nur einer, um das Gewandteste der Art anzuführen, die Deduction des Evangeliums als eines Ganzen, die Friedrich Schleiermacher in seiner Weihnachtsfeier S. 101 ff. giebt!

Goethe im Divan.

Vom Himmel steigend Jesus bracht'
Des Evangeliums ewige Schrift;
Den Jüngern las er sie Tag und Nacht —
Ein göttlich Wort! es wirkt und trifft.
Er stieg zurück, nahm's wieder mit;
Sie aber hatten's gut gefühlt,
Und jeder schrieb, so Schritt vor Schritt,
Wie er's in seinem Sinn behielt,
Verschieden. Es hat nichts zu bedeuten:
Sie hatten nicht gleiche Fähigkeiten;
Doch damit können sich die Christen
Bis zu dem jüngsten Tage fristen.

Goetz von Berlichingen.

Mit dieser Produktion die Betrachtungen über eine Reihe Goethescher Werke eröffnet zu haben, dürfte vielleicht nicht ganz unpassend gewesen seyn. Denn einmal ist der Goetz der Zeit nach selbst noch früher entsprungen, als der Werther, und sodann schildert er diejenige Epoche, welche der im Werther dargestellten überhaupt vorging.

Auf jenes frühere Geschlecht nämlich werden wir im Goetz von Berlichingen zurückgeführt, das mit seinen vollen, derben physischen Anlagen auf das einfachste, ja knappste Bedürfniß gewiesen, nur durch den seltenen, ungemeinen durchaus rauhen und trotzigen Sinn für Recht und Unrecht, und das Gefühl für die ererbte Unab-

hängigkeit sich auszeichnete. Muß es uns nun hierin sehr ehrwürdig vorkommen, so ist es zugleich auch nur unser Mitleiden zu erregen im Stande, durch die höchst gewaltthätige Art, mit der es die erfahrnen Unbill rächte, und auf die roheste Selbsthülfe sich stützen mußte.

Jedoch stellt sich diesem abscheidenden Geschlecht bereits ein anderes zur Seite, das nun schon die Vortheile einer immer höher sich steigernden Cultur zu schätzen weiß, insofern diese mehr Mannichfaltigkeit und Abwechselung anbietet, und vor allem eine Sicherheit und Ungestörtheit jegliches Genusses und Besitzes zuläßt. Wie dies Geschlecht geneigt ist, seiner feinern geistigen Eigenschaften und Kräfte immer mehr sich zu bedienen und sie geltend zu machen, blickt es auf jene physische Derbheit und Rohheit nicht ohne Verachtung, ja sogar mit Haß herab, weil diese immer bereit seyn wird, der geforderten Veredlung und der Steigerung der Zustände zu einer höhern Vollkommenheit sich entgegenzusetzen. Zu gleicher Zeit jedoch, indem es mit Recht die Untugenden dieser Altvordern verabscheut, ist es schon auf dem Wege, auch aller

Vorzüge derselben, jenes treuherzigen, offenen, unversteckten, ehrlichen Sinnes sich zu entschlagen, und sich jenen Zuständen zu nähern, wo es auf die künstlichste Weise sich selbst fremd geworden, vielleicht nur an dem Anschauen des äußern Elements der Natur zum Gefühl und Ausdruck des Menschlichen wird zurückkehren können, und nicht, ohne dabey in den größten Trübsinn sich zu verlieren. Stellt denn nun der Goetz von Berlichingen diesen Uebergang vom Alten zum Neuen dar, so dürfte man ihn allerdings der Puppe vergleichen, aus der sich der junge Schmetterling herauswickelte, den wir in Werthers Leiden zum neuen Sonnenthal die Flügel das erstemal aufschlagen sehen.

Zum Beschluß des Ganzen sey es vergönnt, eine Betrachtung noch anzustellen, daß eigentlich diejenigen Epochen der Menschheit, wo dieselbe den Verlust eines Sinnes, dessen die Allgemeinheit derselben theilhaftig war, zu erfahren beginnt, dem Entstehen und Werden einer Litteratur am zusagendsten sind. Schwebende Zustände sind es, welche die Litteratur überall am meisten

begünstigen; denn die Sicherheit, Stetigkeit, Gewißheit, Ruhe menschlicher Zustände ist es nicht, welche eine Steigerung, Erhöhung der sinnlichen und geistigen Kräfte zuläßt. Helden, Heroen physischer Art erzeugt nur der Kampf, die Unruhe, Gährung. Und ebenso erzeugt das Schwanken, die Gährung, Auflösung allgemein sittlicher, geistiger und sinnlicher Zustände die Heroen in der Litteratur. Denn wodurch entsteht eine Litteratur, als daß ein Ueberschuß, ein Aufschwellen geistiger Kraft, auf einen Punct versammelt und gerichtet, mit einemmal wirkt, die sonst nur vertheilt, ebenmäßig wirkte? Mit aller Litteratur ist daher immer ein zweydeutiger Character des Menschlichen verknüpft, und wie das Ganze allemal dabey gefährdet ist, so wird durch das Extrem wohl das Einzelne begünstigt — wie denn das Schöne, Große, Mächtige, Erhabene, wenn es zum Vorschein kommen soll, immer ein Extrem erfordert. So findet bey aller Litteratur immer ein Uebergewicht nach der einen Seite, bey Mangel nach einer andern, Statt. Und wenn nun die Litteratur hiernach, sobald sie sich zu entwickeln beginnt, einen großen Reiz auf die einzelnen Individuen ausübt, so ist es zum Theil

der Zustand der Halbheit, in welchem sie sich bewegt, welcher sie hervorgerufen, auf welchem sie gegründet ist, den jene Individuen auf alle Weise in sich selbst begünstigt, irgendwie erhöht, überbaut wünschten, der das große Interesse an einer Litteratur so einflößt, als verbreitet und erhält.

Vorstehendes über den Goetz Gesagte weist auf das Behauptete zum Theil hin. Denn der Goetz stellt eben die Auflösung eines allgemein menschlichen Zustandes dar, die jenen besondern begünstigte, durch welchen die im Werther geschilderte Epoche möglich, und die *ganze* übrige Entwickelung nothwendig wurde, wie es im Wilhelm Meisters Lehrjahren, Faust, den Wahlverwandtschaften u. a. dargelegt ist: worin sich etwas eben so Günstiges zum Entstehen von irgend etwas Litterarischen zeigt, als die große Anstrengung, Mühe und Noth sich dabey überall hervorthut, auf dem rein und ächt menschlichen Standpuncte sich einigermaßen zu erhalten. Es scheint fast, als wenn die Natur, sobald sie das Allgemeine nicht mehr erhalten kann, durch eine Steigerung des Einzelnen sich zu entschädi-

gen und dadurch ihr uraltes Gleichgewicht zu behaupten suchte. Wir dürfen daher immer annehmen, daß, wenn eine Nation einzelne ausgezeichnete schriftstellerische Talente zu besitzen anfängt, oder wenn das, was man Genie nennt, in ihr hervorzutreten beginnt, die Masse, die Gesammtheit in irgend einem Puncte sich wahrscheinlich im Verfall, in einer Auflösung befindet. Und so scheint es die Geschichte von Moses bis zu Homer und von diesem bis zu Aeschylus, Sophokles, Aristophanes, und von da immer weiter zu bestätigen, bis zur sogenannten Restauration der Wissenschaft in Italien und Deutschland und anderwärts. Immer werden wir in den sogenannten Litterarepochen die Menschheit nur im Einzelnen ausgezeichnet finden, und auch diese Einzelnen nur von gewissen Seiten und Eigenschaften her, während die Gesammtheit in ihrer Gesammtheit im Verluste sich befindet, deren völliges Sinken es zu verkündigen scheint, wenn endlich sie selbst von nichts mehr, als Litteratur, sich nähren, und darin leben und weben will. Weniger, scheint es, ist die Kunst, in ihrem Beginnen wenigstens, mit einer solchen Unbegünstigung Aller, beym Hervortritt des Einzelnen, verbunden — man erin-

nere sich dessen, was oben darüber gesagt worden! — indem sich die Kunst an die allgemeinen Zustände der Menschheit bey weitem mehr anschließt, und sie fordert, als das glückliche Gedeihen von irgend etwas Litterarischem, wozu die Poesie unstreitig mitgehört.

Schlußbemerkungen über Faust.

Die seltsame Natur des Goetheschen Faust, daß uns in ihm eine Tragödie dadurch entwickelt wird, daß der Hauptheld nicht etwa einem Unglück in Uebereilung leidenschaftlicher Handlung, oder Drangsalen äußerer Umstände, oder einem fürchterlichen Schicksal von Menschen, oder Göttern verhängt, unterliegt, sondern deßhalb scheitert, weil er nicht zu wissen vermag, was er gern wissen möchte: diese eigenthümliche Beschaffenheit enthält wohl einen Hauptgrund, warum diese Production zum hellen und klaren Auffassen ihres tragischen Thema mehr Schwierigkeiten darbietet als irgend eine andere. Daher werden nur solche, die den Werth, das Wesen des Wissens und der Wissenschaft zu fühlen und zu erkennen im Stande sind, auch in dieser Hinsicht

wohl selbständig sich vielfach versucht haben, das eigentliche Problem des Faust zu fassen und zugleich zu genießen vermögen. Um jedoch zur Faßlichkeit der gestellten Aufgabe das Möglichste beyzutragen, sey Folgendes nochmals zu erinnern vergönnt:

Wenn wir zu wissen anfangen, können wir dieß nicht anders bewerkstelligen, als indem wir uns auf eine wunderbare Weise, wo wir uns bisher als ganz fühlten, zertheilen. Wir geben das Ganze, was wir schon besitzen, auf, um durch ein Zerlegen, Zerstören desselben zu einem neuen abermaligen Besitz seiner zu gelangen, indem wir nämlich die Gründe einsehen lernen, auf denen das, was uns bisher als ein *Ganzes verliehen* war, beruht. Nun führen Leben, Glaube, Production unaufhörlich zu einem Ganzen der Wirkung, wobey die höhere und tiefere Begründung stets vorausgenommen und dieselbe zwar als sicher und gewiß vorhanden ausgesprochen, jedoch nicht im Besondern nachgewiesen wird. Diese Nachweisung ist nun jedoch das eigenthümliche Geschäft alles Wissens, jeder Wissenschaft und jeder höhern Erkenntniß. Es ist zugleich ein höchst schwieriges Geschäft, indem das Leben, der Glaube, die Production unterdessen hundert Pro-

kleine herauffühten können, ehe dem Wissen gelingt, nur eines derselben genügend aufzulösen. Nun denke man sich ein lebensvolles, kräftiges Individuum, welches von dem Versuche nicht absteht, jene successive Verfahrungsart des Wissens in jene simultane von Glauben, Leben und Production zu verwandeln: so wird sich jeder Conflict des Unmöglichen darbieten, an dem wir unsern Faust scheitern, und das Wesen von Natur, Menschheit und Gott zum Ungeheuern, Abentheuerlichen hinführen sehen. Denn jemehr wir das Wissen selbst zu verselbständigen uns aufgefordert finden, um so mehr sind wir alsdann auch geneigt, in Leben, Glaube und Production das Wissen selbst hinüberzutragen. Nun findet sich jedoch nach unserer ganzen geistigen und sinnlichen Naturbeschaffenheit, daß diese vorwiegend zu Leben, Glaube, Production eingerichtet und nur im kleinsten Theile auch fürs Wissen organisirt sey. Daher muß hier ein Gegensatz sich hervorthun, der, je länger wir in ihm verharren, und ihn immermehr hervorzuziehen bemüht sind, uns durchaus aufreibt. Wie wir eben unsern Faust, indem er sich einer lebendigen, dem Wirken und Schaffen selbst ähnlichen Behandlung des Wissens nähert, dadurch die Gränzen des

Wissens um so mehr überschreiten und zugleich scheitern sehen, indem er dem Leben, dem Wirken und Glauben, da wo diese beginnen, nach ihrer eigenthümlichsten Beschaffenheit sich doch nicht hingeben mag.

Faust.

Welch Schauspiel! aber ach! ein Schauspiel nur!
Wo fass' ich dich, unendliche Natur?
Euch Brüste, wo? Ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hängt,
Dahin die welke Brust sich drängt —
Ihr quellt, ihr tränkt, und schmacht' ich so vergebens?

Naturgeist der Erde.

In Lebensfluthen, im Thatensturm
Wall' ich auf und ab,
Webe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben,
So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit,
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Mephistopheles.

Was ist das für ein Marterort?
Was heißt das für ein Leben führen,

*

Sich und die Jungens ennuyiren?
Laß du das dem Herrn Nachbar Wanst!
Was willst du dich das Stroh zu dreschen plagen?
Das Beste, was du wissen kannst,
Darfst du den Buben doch nicht sagen.
Gleich hör' ich einen auf dem Gange.

Dann lehret man euch manchen Tag,
Daß, was ihr sonst auf einen Schlag
Getrieben, wie Essen und Trinken frey,
Eins! Zwey! Drey! dazu nöthig sey!
Zwar ist's mit der Gedanken-Fabrik
Wie mit einem Weber-Meisterstück,
Wo Ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber hinüber schießen,
Die Fäden ungesehen fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt:
Der Philosoph, der tritt herein
Und beweist euch, es müßt' so seyn:
Das Erst' wär' so, das Zweyte so;
Und drum das Dritt' und Vierte so,
Und wenn das Erst' und Zweyt' nicht wär',
Das Dritt' und Viert' wär' nimmermehr.
Das preisen die Schüler aller Orten,
Sind aber keine Weber geworden.
Wer will was Lebendig's erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist herauszutreiben,
Dann hat er die Theile in seiner Hand,
Fehlt, leider! nur das geistige Band.

Encheiresin naturae nennts die Chemie,
Spottet ihrer selbst und weiß nicht wie.

Wie wunderlich und seltsam die mittlern und letzten Scenen im Faust seyn mögen: so ist nicht zu leugnen, daß von vorn bey Faust das Streben herrscht, von einer unfruchtbaren, todten Behandlung der Wissenschaft zu einer lebendigen überzugehen, die dem Gegenstande selbst verwandter sey, den alle Wissenschaft zu fassen und zu ergreifen sucht, welches nämlich die Natur ist.

Der gegenwärtigen Epoche der Wissenschaft in Behandlung der Natur, welche sich einer Auffassung der Naturwirkungen als etwas Organischem immermehr hingiebt, ging eine zwiefache Epoche erst der mechanischen, atomistischen und sodann phantastischen Behandlung voraus. Jenes war die Epoche der Scholastik, wo der Begriff willkürlich alles beherrschte. Die andere Epoche begann sich zu entwickeln, als seit dem 16ten Jahrhundert ein Gefühl für die Natur sich immermehr zu regen begann, und man auf Wegen der Einbildungskraft, der Ahnung und eines sinnlichen Behagens den Naturgegenständen sich näherte, indem man sich ihrer zu höherer Förde-

rung des Lebens bemächtigen zu können wähnte. Während dieser Epoche verbreitete sich jenes Zauber- und Hexenunwesen, jene Magie und Astrologie, wie wir sie im 17ten Jahrhundert so gang und gäbe finden.

In unserm Faust hat der Dichter ein Individuum geschildert, welches sich mühsam der ersten Epoche entwunden, die letzte und höchste Behandlung der Wissenschaft ahnet, jedoch bey Unzulänglichkeit der Mittel, der Erfahrungen und Beobachtungen in jenen Conflict geräth, welcher die zweite Epoche so wunderbar und seltsam auszeichnet, da der Mensch doch immer wieder den Anforderungen seiner eigensten Natur nachgeben muß, wenn er sich auch auf Momente ihrer entschlagen kann, um für ein Höheres gestimmt und bereit zu seyn.

Und so entspinnt sich jener tragische Kampf, wo das Individuum zu der naturgemäßen Lebendigkeit in Behandlung der Dinge außer ihm aus der Erstarrung und Vertrocknung des Begriffs durchzudringen angestrengt ist. Indem es jedoch dieses nicht vermag, gleichwohl aber jenes lebendigen höhern Gefühls sich nicht entschlagen kann, und zuletzt von dem eigenen Bedürfniß übermannt wird, geräth es ins Abentheuerliche, ja

Wüste und Rohe. Indessen bedenken wir nicht genug, indem wir auf ein solches abentheuerliches, anmaßliches und deßhalb verunglückendes Verfahren mitleidig herabblicken, daß es die Vorstufe zu jenen höhern und gereinigtern Bestrebungen in der Wissenschaft war, deren wir uns jetzt erfreuen.

Kein Leben ist ohne Macht und Schranke, ohne Willkür und Gesetz, ohne Freyheit und Maaß, ohne Begabung und Beraubung gedenkbar. Nun stelle man sich jedoch dieses Doppelelement, das in der Natur vereinigt wirkend alles Leben nur hervorbringt, einmal *auseinander*gerissen vor; man denke sich ein Individuum, das unbedingt im höchsten Sinne bey seiner Macht, Willkür, Fähigkeit bloß beharrte, jegliche Schranke, jegliches Maaß, jegliche Beraubung und Stockung aber als widernatürlich zu verabscheuen sich gedrungen sehe; man stelle sich ferner vor, dieses Individuum unterschiede, trennte und sonderte nicht bloß in sich auf eine solche Weise allen Widerstand, jegliches Begränzende, sondern es unterschiede für die übrige Welt auf eine ähnliche Weise, es begünstigte so an sich,

wie nach außen nur alles dasjenige, was auf ein unermeßlich Freyes, Gränzenloses, Ungebundenes, Unendliches hinweist; es theilte in diesem Sinne sogar einen Widerspruch von Geist und Sinn, von Seele und Körper ab: so wird, wenn es alles Niederziehende, alles was den unermeßlichen Anforderungen von außen und innen widersprechen kann, verabscheut, und darin wahnvoll ein Widernatürliches, Falsches, Verkehrtes anspricht, sich uns ein Faust darstellen. Jener Widerspruch dagegen, jenes Hemmende, Einengende, Beschränkende, wenn ihm dennoch das Individuum sowohl in sich selbst als von außen nicht entfliehen kann; und von ihm in tausend Anläffen und Gestalten ergriffen wird, personificirt und individualisirt, wird als Mephistopheles erscheinen, d. i. als jenes Grundfalsche, Böse, Verkehrte, Ungeheure, das dem Menschen im Aufschwunge zu seinem höchsten Glücke nur widersteht, ihm eben dann alles vernichtet, wenn er dem unmittelbarsten, unbedingtesten Wahren, Schönen und Guten sich überlassen zu dürfen glaubt. Nun wähnt das Individuum, nichts bleibe ihm übrig, weil es jener ehernen, niederziehenden Gewalt doch nicht zu entrinnen vermöge, als leider ihrem Ungeheuern, Schrecklichen,

Niedrigen sich ergeben, und jede höhere und schönere Forderung als Trug und Wahn beseitigen zu müssen.

Faust.

Zeig' mir die Frucht die fault', eh' man sie bricht,
Und Bäume, die sich täglich neu begrünen!

Was kann die Welt mir wohl gewähren?
Entbehren sollst du! sollst entbehren!

Nur mit Entsetzen wach' ich Morgens auf,
Ich möchte bittre Thränen weinen,
Den Tag zu sehen, der mir in seinem Lauf
Nicht Einen Wunsch erfüllen wird, nicht Einen,
Der selbst die Ahnung jeder Lust
Mit eigensinnigem Krittel mindert,
Die Schöpfung meiner regen Brust
Mit tausend Lebensfratzen hindert.
Auch muß ich, wenn die Nacht sich niedersenkt,
Mich ängstlich auf das Lager niederstrecken;
Auch da wird keine Rast geschenkt,
Mich werden wilde Träume schrecken.

Du bebst vor allem, was nicht trifft,
Und was du nie verlierst, das mußt du stets beweinen.

Den Göttern gleich' ich nicht! Zu tief ist es gefühlt;
Dem Wurme gleich' ich, der den Staub durchwühlt;
Den, wie er sich im Staube nährend lebt,
Des Wandrers Tritt vernichtet und begräbt.

Zu deinen Rang gehör' ich nur.
Der große Geist hat mich verschmäht,
Vor mir verschließt sich die Natur.
Des Denkens Faden ist zerrissen,
Mir ekelt lange vor allem Wissen.
Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glühende Leidenschaften stillen!
In undurchdrungenen Zauberhüllen
Sey jedes Wunder gleich bereit!
Stürzen wir uns in das Rauschen der Zeit,
In's Rollen der Begebenheit!
Da mag denn Schmerz und Genuß,
Gelingen und Verdruß,
Mit einander wechseln wie es kann;
Nur rastlos bethätigt sich der Mann.

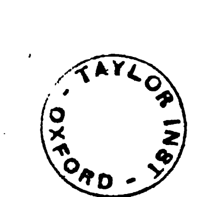
Man sieht hiernach, wie im Faust auf ein bestimmtes Verhältniß der beyden Waagschalen von Geist und Sinn hingewiesen ist. Verhalten sich beyde, so wie das, was beyden eigenthümlich ist, gegen einander, wie Freyheit und Maaß,

Macht und Beschränkung, Vorzug und Beraubung, wobey jedoch nichts desto weniger in der rechten Abwechselung und Durchdringung beyder ein ächtes und vollkommnes Verhältniß enthalten und möglich: so ist die Aufgabe darzuthun, wie durch ein gewirktes geistiges Extrem auch unsere sinnliche Natur zum Extrem aufgeregt werde; da denn dieselbe uns falsch und verdächtig zu werden anfangen müsse. Und wenn wir denn nun nicht das aufgestörte, falsch angeregte Verhältniß dadurch zu beseitigen suchen, daß wir uns in die Region des Glaubens, der Ergebung überall da, wo der Geist in seinem höhern Bestreben durch die Schranken des Wirklichen sich gebunden sieht, flüchten, und auf diese Weise die Kluft ausfüllen wollen: so bleibt uns nichts übrig, als den nun unvermeidlich als falsch eintretenden Wirkungen unserer sinnlichen Natur uns hinzugeben; da wir jedoch alsdann alles einbüßen, worauf wir mit einem geistigen Uebermaaß, ohne den Sinn ehren und die Schranken der Wirklichkeit als naturgemäß anerkennen zu wollen, gränzenlos hineilten.

Mephistopheles.

Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft,

Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeist bestärken,
So hab' ich dich schon unbedingt —
Ihm hat das Schicksal einen Geist gegeben,
Der ungebändigt immer vorwärts dringt,
Und dessen übereiltes Streben
Der Erde Freuden überspringt.
Den schlepp' ich durch das wilde Leben,
Durch flache Unbedeutenheit,
Er soll mir zappeln, starren, kleben,
Und seiner Unersättlichkeit
Soll Speis' und Trank vor gier'gen Lippen schweben;
Er wird Erquickung sich umsonst erflehn,
Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde gehn!



Druckfehler.

S. 17 Z. 5 v. u. für: an sich anzuknüpfen lies: an sie anzuknüpfen
S. 42 Z. 3 v. o. für: so gar lies: sogar
S. 109 Z. 5 v. u. für: der Wunsch lies: den Wunsch
S. 135 Z. 4 v. o. für: mächtig aufragende lies; mächtig aufregende
ebd. Z. 10 v. u. für: wenn in ihrem tiefsten Mittelpunct angeregt lies: wenn sie in ihrem tiefsten Mittelpuncte angeregt worden
S. 141 Z. 4 v. u. für: in dem allgemeinen lies: in den allgemeinen
S. 153 Z. 12 v. o. für: Zauber hüllen lies: Zauberhüllen
S. 164 Z. 2 v. o. für: beschränkte Menschheit lies: beschränktere Menschheit
S. 179 Z. 1 v. u. für: meiden soll lies: neiden soll
S. 185 Z. 7 v. o. für: der Olymp lies: der Parnaß
S. 217 Z. 13 v. u. für: sich und andern lies: sich und andere
S. 255 Z. 9 v. u. für: dunkelvoll lies: dünkelvoll

67685466

